Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidnischen Vorzeit

von

Prof. E. L. Rochholz.

Zweiter Band.
Altdeutsches Bürgerleben.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

Altdeutsches Bürgerleben

von

Prof. E. L. Rochholz.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die deutschen Wochentage. Geschildert nach dem Grund ihrer wechselnden Namen und Zeitbräuche 1
Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen 3
Ursprung des Namens und der Weihe jedes der sieben Wochentage 9
Sonntag 9
Montag 14
Dienstag 19
Mittwoch 25
Donnerstag 28
Freitag 50
Samstag 55
An welche Wochentage war der Kiltgang gebunden? 59
Der allwöchentliche Küchenzettel 61
Das Alemannische Haus 65
1. Haus und Kleid 67
2. Wagen, Schiff und Geschirr 71
3. Die Holzbauten und das Heidenhaus 82
4. Die Aufrichte 90
5. Dach und Fach. Die Scheune 102
6. Küche, Keller und Wohnstube 110
7. Das Stöcklein und der Hausgarten 123
8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden 130
9. Die Hausmarke 174
Roth und Blau, die deutschen Leibfarben 189
Einleitung 191
Roth, die Hausfarbe der Germanen 194
Der rothe Faden 204
Schild- und Pannerfarbe 212
Rothhaar 218

Seite

Götter-, Priester- und Zauberfarbe 225
Der Rothhut 233
Die Parteifarbe 237
Brennende Liebe 241
Roth in der Landestracht 248
Das Braun- und Fleckvieh 261
Rothes Gebäcke und Getränke 267
Blau 273
Blau und roth, Grün und roth 278
Deutsche Frauen vor dem Feinde 287
Erster Abschnitt. Das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeist, Feldpriesterin und Schildjungfrau. — Die Fahrenden Frauen im Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dithmarschen und Tirol 289
Zweiter Abschnitt. Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts . . 298
Dritter Abschnitt. Züge des Frauenmuthes aus der oberdeutschen Provinzialgeschichte von 1298—1799 310
Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298 310
Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal. Vierzehntes Jahrhundert 314
Die Bündnerinnen zu Lugnetz, 1355 315
Die Hühnersuppe vom 27. December 1375 316
Die Appenzellerinnen von Gais 1405 320
Die Zieglerin von Zürich 1443 320
Die Schwyzerinnen 1444 321
Die Frauen Winterthurs 1460 322
Lupa von Schleins 1499 323
Das Frauenpanner im Obersimmenthal. Sechzehntes Jahrhundert 324
Anna Juvalta von Zuz 1618 325
Salomea Lienardi von Schiers. 24. April 1622 326
Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Fraubrunnen am 2. bis 5. März 1798 327
Barbara Widmer von Baar, im Kampf am Rothen Thurm, 3. Mai 1798 331
Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798 333
Anna Maria Bühler von Ems. 2. Mai 1799 335

Die deutschen Wochentage.

Geschildert nach dem Grund ihrer wechselnden Namen und Zeitbräuche.

„Etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens eben so rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen." Lessing 8. 212.

Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen.

Welch ein unermeßlicher Aufwand von Staatserlassen, Kirchengeboten und Polizeimandaten würde heut zu Tage dazu gehören, das jetzt geltende Kalenderjahr staatlich abzuschaffen und ein nach allen Einzelheiten neues und anderes an dessen Stelle zu setzen. Versinnlichen wir uns einen Augenblick die Folgen einer solchen unmöglich gewordenen Maßnahme. Unser ganzes öffentliches und häusliches Leben, unsre bürgerliche Ordnung und Denkweise sogar, nun schon seit vierzehnhundert Jahren nach dem alten Jahrescyklus geordnet und continental uniformirt, auch die Ausübung des Cultus und Rechtes, Glaube, Sitte und Brauch des ganzen Volkes, seine Staats- und seine Landwirthschaft — Alles, was nach der bisherigen Ordnungsfolge bis in die Selbstverwaltung der geringsten Ortsgemeinde hinein gegliedert und vorbestimmt ist, wäre zugleich gehemmt, in Frage gestellt, indirekt mit aufgehoben. In jedem Dörflein bräche ein Kalenderkrieg los, um vieles zäher und verbissener, als jener über den Gregorianischen zwischen Katholiken und Protestanten einst geführte, gewesen ist. Während nun aber durch die verfeinerte, Alle mitbetheiligende Organisation unseres Staats- und Gemeindewesens ein solcher Vorgang in das Reich der Absurditäten verwiesen bleibt, so ist derselbe in barbarischen Staaten, die außer Mönchen und Soldaten keine weitere Glie-

derung der Stände kennen, doch irgend einmal möglich gewesen, und so konnte es geschehen, daß die babylonische siebentägige Woche, nachdem sie seit dem zweiten Jahrhundert ihren Weg aus Aegypten ins römische Reich gefunden hatte, im vierten Jahrhundert auch bei den heidnischen Franken Eingang fand. Von der Gewaltsamkeit, die dazu gehörte, eine vom Nil stammende Jahreseintheilung bis unter die Volksstämme an der Ost- und Nordsee zu verpflanzen, liegen uns zwar keine gleichzeitigen und ausdrücklichen Zeugnisse mehr vor; allein die Rohheit des Staatsstreiches spiegelt sich noch immer in dem Umstande ab, daß seitdem sogar die kalendarische Reihenfolge der Wochentage in eine nicht mehr zu bessernde Unordnung gerathen ist. Und auch das ist keine geringe Ironie gegen alle Volksbevormundung überhaupt, daß trotz der zahllosen Edikte, die seit dem siebenten bis zum achtzehnten Jahrhundert von geistlicher und weltlicher Hand der alterthümlichen Wochenordnung entgegen gesetzt worden sind, dennoch die gleiche Ueblichkeit von Nordschweden an bis nach Westfrankreich fortdauert, neben dem christlichen Sonntag den heidnischen Donnerstag zu feiern. Alle übrigen Confusionen, die im Gefolge jener Umänderung gewesen waren, lassen sich aus der Grundverschiedenheit des heidnischen Kalenders gegenüber dem sogenannten christlichen von selbst entnehmen. Die Dauer und Eintheilung des landwirthschaftlich geordneten Jahres wich dem kirchlichen, die Zahl der Jahreszeiten und Monate bestimmte sich nach gewissen Kapiteln der Evangelien; aber selbst die Zeitdauer der Woche, die Reihenfolge und Namen der Tage, ihre legale und religiöse Bestimmung, ihre vorausgesetzte Schicksalsträchtigkeit in Krieg und Frieden, in Heil und Unheil – alles zusammen wurde plötzlich gemindert, gemehrt oder ganz aberkannt. Ehedem hatte ein Mondjahr mit dreizehn Monaten bestanden, nun galt das Sonnenjahr; man hatte nach Festnächten gezählt, nun nach den Festtagen der Heiligen; statt der siebentägigen Woche hatten Zeitabschnitte von achtundzwanzig Tagen mit je sieben- und vierzehntägigen Gerichtsfristen gegolten. Für die weltlichen Termine des heidnischen Weihnachts-, Neujahrs- und Osterfestes wurden neu-

teſtamentlich berechnete angeſetzt. Die Namen deutſcher Gerichtstage wurden in die von Kalenderheiligen verwandelt. Aus dem dreimal des Jahres ſich wiederholenden Allding, dem allgemeinen Verſammlungstage der hundert Centenen, wo je 10,000 Mann freier Grundſaſſen zum Landtage zuſammentraten, bildete ſich der Zehentauſend Martyrertag, der auf den 18. März fällt; der Zehentauſend Rittertag am 22. Juni, und der Zehentauſend Maidtag am 21. Oktober, alſo gerade auf die drei Zeiten fallend (tria placita), wo ſonſt das Allding gehegt worden war. Das Naturgeſetz, wie Geburt und Tod, das bürgerliche Recht, wie Ehevertrag und Wehrbarmachung, galt nicht mehr an ſich, ſondern mußte in Form kirchlicher Gnadenmittel oder Sakramente erſt legaliſirt werden. Bis auf die Geſchlechterliebe herab, ja noch weiter, ſogar bis auf die Tiſchordnung und den täglichen Küchenzettel jeder Familie hinab erſtreckte ſich die gebotene Umänderung. Hier aber mußte der zu weit geſpannte Bogen brechen. Während daher jene gehäuften Mandate Pergament geblieben ſind, lebt der angebliche Mißbrauch, den ſie austilgen ſollten, als unſre berechtigte Volksſitte zum guten Theil bis heute fort und bietet ein noch unerſchöpftes Material für die Culturgeſchichte. Sogar von den ſieben deutſchen Götternamen, die den ſieben Wochentagen den Namen gegeben hatten, ſind noch fünf in unſrer Benennungsweiſe am Leben. Eben damit iſt der zur nachfolgenden Unterſuchung der deutſchen Wochentage und ihrer wechſelnden Zeitbräuche einzuſchlagende Weg deutlich vorgezeichnet. Die Götter ſelbſt ordnen die Zeit, indem ſie die den Jahreslauf regelnden Geſtirne erſchaffen. Mithin iſt aus dem Namen und Weſen der Einzelgottheit der ihr geweiht geweſene einzelne Wochentag und der Grund aller ihm anhaftenden Ueblichkeiten zu erklären, ſo daß alſo auch hier mit Gott zu beginnen iſt, a Jove principium.

Man vermag in die Götterlehre der Germanen gerade weit genug zurück zu blicken, um mit Beſtimmtheit das allmähliche Werden und Wachſen ihrer Gottheiten, beſonders derjenigen zu erkennen, die nachmals in das Odhiniſche Religionsſyſtem vereinigt geweſen und zuletzt von dem Chriſtenthum entthront

worden sind. Es stellt sich der germanische Cultus für unsre Betrachtung sogar noch in einem Theile seiner eignen Genesis dar. Den ersten geschichtlichen Anhalt hierüber empfängt unser Urtheil durch Cäsar. Er meldet von den Germanen zur Zeit des Ariovist, daß sie zur Zahl der Götter nur diejenigen rechnen, welche sie sehen und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert werden: die Sonne (sol), den Mond (luna) und den Feuergott (Vulcanus); von den übrigen Gottheiten, schließt er, haben sie nicht einmal durch Hörensagen vernommen. Sie weihten also ihre Verehrung dem Sonnengotte, der Mondgottheit und dem Gotte des Blitz- und Herdfeuers (Thunar), also lauter Wesen des Lichtes, in denen sie dies Element selber anbeteten. Erst 150 Jahre nach Cäsar, um das Jahr 90 nach Chr. macht Tacitus Erwähnung von den übrigen Germanengottheiten. Der Fortschritt, den das deutsche Göttersystem während dieses Zeitraumes gemacht hatte, ist allerdings ein sehr bedeutender; gleichwohl muß man sich wohl hüten, auf die früheren Glaubensverhältnisse unter Ariovist als auf grob materialistische und so abschätzig zurück zu blicken, wie dies Cäsars eben angeführte Aeußerung zu thun scheint. Die von ihm gemeldete Thatsache ist unzweifelhaft wahr, denn sie wiederholt sich noch im Mittelalter bei den Bewohnern des äußersten Nordens, von denen Olaus Magnus Ep. Plant. 30 berichtet, daß sie die Sonne, den Mond und ein Stück rothes, an einen Spieß gehängtes Laken anbeten. Aber in diesen beiderseitigen Angaben liegt schon jene Trilogie mit vor, in die sich die Hauptgötter aller heidnischen Religionen gruppiren. Neben den zwei Astralgottheiten besteht dorten wie hier der Gewittergott, der sich aber hier durch das rothe Tuch und durch den Speer als der die Blitzspeere schleudernde Kriegsgott kenntlich macht. Die gleiche Gottheitstrilogie wiederholt sich in der Ordnungsfolge der Wochentage, wenn man nicht außer Acht läßt, daß dieselben eben nach einem zweifachen Glaubens-System der Cäsarischen und der Taciteischen Periode gemischt und in einander geschoben worden sind. Dem Odhin gehört der Tag in der Mitte der Woche, der ahd. Wuotanestac; zu seiner Linken steht der Schwertgott Ero =

Ziu mit dem Dienstag, jetzt Ziüstig und Ertig genannt; zu seiner Rechten der hammerbewehrte Donar. Es entsprechen sich also in den Sprachen und Mythologieen:

nach Cäsar:	Sol	Luna	Vulcanus
althochd.:	Zio	Wuotan	Thunar
altnord.:	Tyr	Odhinn	Thôrr
latein.:	Mars	Mercurius	Jupiter
celtisch:	Hesus	Teutates	Taranis
slav.:	Svyatovit	Potrimpos	Perkunas

In dieser dreifachen Namensreihe liegt ausgedrückt 1) die kriegerische, 2) die schöpferische und 3) die erdbefruchtende, gewitternde Gewalt. Am Anfange dieser Dreigötter stehen die beiden siderischen Altgötter Sonne und Mond, Sunna und Mâno; am Schluße der Reihe die beiden Schönheits- und Lebensgöttinnen Freyja und, wie es scheint, Hulda. Nach dieser Gliederung ist nun im Folgenden jedem einzelnen Tage ein besonderer Abschnitt zu widmen. Am deutlichsten werden dabei die den Dreigöttern geweiht gewesenen Tage heraustreten, ihre Heiligung hat sich am längsten zu behaupten vermocht und dauert, wie wir sehen werden, im Einzelnen örtlich noch fort. Schon Pico von Mirandola hat die Bemerkung gemacht, daß bei Gebirgsvölkern die Feier des Sonntags, Montags und Donnerstags noch strenge eingehalten wird, in so fern man an ihnen sich aller häuslichen Arbeiten enthält und deshalb sogar das Küchengeschirr in voraus reinigt*). Wenn nun die nachfolgende Untersuchung ergiebt, daß auch alle übrigen Wochentage einen Schein feiertägiger Heiligung an sich tragen, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, als sollte die altdeutsche Woche aus lauter Feiertagen bestanden haben, sondern nur die Thatsache verbleibt, daß man bei jedem Wochentage noch die Nähe jener Gottheit, die ihm vorstand, empfand und nach ihrem Ge-

*) In Martin Weinrichs Anleitung zu Jo. Pici Mirandulensis strix, pag. 28: Monendum est, montanos homines illud stricte observare, ut ab omnibus operibus domesticis abstineant singulis septimanis tribus diebus, nimirum Lunae, Jovis et Solis, imprimis autem, ne vasa et utensilia mundent. Wolfs Wodana 2, 11.

bote handelte. Es konnte jedem Gau, ja jeder Gemeinde überlassen sein, auf welchen Einzeltag sie ein besonderes religiöses Gewicht legen mochte; die Nachbarn beirrte dies nicht. Fallen doch auch im Kirchenkalender oft mehrere Heilige auf Einen Tag und auf den ersten Januar allein ihrer mehr als dreißig; aber deren Namen und Andenken wird alsdann gleichfalls nur örtlich und im Einzelnen gefeiert, während alle übrige Christenheit einen bloßen Werktag begeht. Dasselbe Verhältniß gilt auch für das deutsche Heidenthum, das neben seiner Staatsreligion seine einzelnen Confessionen und in diesen wieder seine besondern Gau- und Hausgottheiten besaß. Gleichwie jedoch unsre christlichen Confessionen sich einigten zu einer gleichzeitigen Begehung der allgemeinen Hauptfeste des Kirchenjahres, so war auch den Heiden schon Weihnachten und Ostern eine Alle gleichmäßig verpflichtende Feierzeit (hohgezît), von welcher sich weder der Donarbekenner in Nordsachsen, noch der Frôdiener in Skandinavien, noch der Zingläubige in Schwaben ausschließen konnte.

Ursprung des Namens und der Weihe jedes der sieben Wochentage.

Sonntag.

Mit dem Montag hätte die germanische Woche zu beginnen, deren Schilderung hier unsere Aufgabe ist; doch wir fügen uns der heute üblichen Reihenfolge und stellen den Sonntag voraus.

Sunnendag ist der Tag der Sunna. Diese Göttin, die zusammen mit den Göttern Wôdan, Balder und Vol allgegenwärtig die Welt durchwandert, um nebst ihrer Schwester Sinthgunt die Heilkunst auszuüben, wird vom zweiten der Merseburger Zaubersprüche angerufen. Ihr Name und Beruf steht also für die deutsche Mythologie fest; und so reicht auch der Glaube an ihre hilfreiche Göttlichkeit bis in die Neuzeit herein. Man begrüßt sie des Morgens und Abends durch Hauptentblößung, eine nun katholischer Seits auf das gleichzeitige Gebetläuten übertragene Sitte; man spricht in der Gebetsformel des Haus- und Wettersegens: „Frau Sonne und Herr Mond!“ Im Alemannischen Kinderlied (no. 961) heißt sie Himmelsherrin, Altmutter, Liebe Frau und Jungfrau, wie sie auch im Etschländischen Kinderspruch (Frommanns Mundarten 3, 513) an die Stelle der heiligen Maria tritt:

da drunt'n âf der grüenig'n Eb'n
gêat die Morg'nsunne auf,
sitzt a wunderschêne Jungfrau
und s' liebe Kindlein drauf.

In traulicher Rede heißt sie Spinnmütterlein, weil sie zu Folge

des Alemann. Kinderliedes no. 273 mit den drei Mareien (den drei Schicksals-Nornen) zusammen im Sonnenhaus sitzt und am Geschick der Sterblichen spinnt. Wenn dann beim Sonnenuntergange ihr Gemahl, der Giebelkönig, in goldner Kutsche vom Gebirge in sein Land hinabfährt, sieht man auf der Spitze des Berges Giebel ein glänzendes Rad von gediegenem Golde sich umdrehen, das ist seiner Frau Sonne goldner Garnwendel. So erzählt die Lokalsage des aargauer Dorfes Entfelden von dem dortigen Waldberge Giebel. Der Göttin Attribute sind also Rad und Spindel, auf denen sie den goldnen Flachs, das Symbol der Strahlen weifet, und darum erscheint sie auch als schönes Weib, das lange Goldhaar aufbindend und strählend, und wird traulich das Strähl-Anneli genannt. Strahl, Haar und Flachs sind in unserer Sprache synonym. Nach den Isländischen Sagen der Gegenwart zeigt die Sonne das Gesicht der Eva; denn Eva spann.

Wer ist nun ihr Gemahl, ihr Adam gewesen? Hier ist ein frühzeitiges Schwanken sowohl des Mythus als auch der Sprache eingetreten. Die weibliche Sonne, sagt der folgernde Germane, ist Odhinns allsehendes Auge, er paarte also die Sonne mit einem männlichen Wesen. Tag und Nacht stehen in einem Liebes- und Eheverhältniße und erzeugen die übrigen Gestirne, Zeiten und Wochentage. Darum correspondiren in der Sprache gleichzeitig die Nacht und der Tag, die Nacht und der Mond, die Sonne und der Tag, wie beim Griechen dem Helios und Hyperion eine weibliche Eos zur Seite steht. Jedoch sprachlich war dies nicht allzeit so, denn das goth. Sunna, ahd. sunnô, mhd. der sunne haben alle männliches Geschlecht; und dies wird wohl auch das ursprüngliche gewesen sein. Denn ein so wehrhaftes Geschlecht wie das der Germanen beginnt weder die Göttergenealogie, noch die Zeitrechnung und Staatsordnung mit der primitiven Herrschaft des Weibes. Allein je nachdem sich nun die Begriffe über Zeit und Zeitwechsel mehr dem männlichen Tage oder der weiblichen Nacht, mehr dem Gotte oder der Göttin anbequemten, um so eher mußte man schwanken, ob man nach Mondphasen

oder Sonnenständen, nach Nächten oder nach Tagen rechnen und anberaumen wolle, und schon hieraus entspringt jene bunte, widerspruchsvolle Reihe von Volksbräuchen, Glaubenssätzen und Regeln, die über Heil und Unheil der einzelnen Zeitfristen und gleichzeitigen Unternehmungen im Schwange sind, und die man begreift unter dem Namen der an den verschiedenen Ziel- und Loßtagen vom Aberglauben festgehaltenen Tagewählerei.

Als Fürst Bojocal für die vertriebenen Amsivaren bei den Römern Land verlangte, blickte er in seiner Rede zur Sonne empor und fragte, ob sie nicht mit Widerwillen auf unbebaute Strecken niederschaue. Als Thorbiörn seinen neuen Grundbesitz antritt, reitet er auf eine frische Brandstätte, nimmt ein noch glühendes Holzstück auf und hält es zur Sonne empor, zum Zeichen, daß er dieses Gebiet, das kein Eigenthum mehr sei, für das seinige erkläre. Im Harnisch ritt der Herr von Werberg, da er von seiner Adelsherrschaft Besitz ergreift, gegen der Sonne Aufgang und hieb mit bloßem Schwerte einen Kreuzhieb in der Sonne Strahlen. Sachse, Deutsches Rechtsleben 425. Der Germane leitet sein ältestes Land- und Besitzrecht auf die Sonne zurück, die ihn in seine Güter eingesetzt hat, und solch ludeignes Besitzthum, das man keinem andern Oberherrn als Gott und der Sonne zu danken hat, nannte er Sonnenlehen. Der Besitzergreifende nimmt daher die Sonne zum Zeugen; eine Sitte, die in ältester Zeit auch den Hellenen eigen gewesen sein muß. Als der aus Argos flüchtig zum Macedonierkönig gekommene Perdikkas dorten des Königs Hirte geworden und schließlich den verdienten Hirtenlohn verlangt, wird er, statt denselben zu erhalten, höhnisch auf den Sonnenschein verwiesen, der gerade ins Haus fällt. Perdikkas nimmt diese Gabe an, indem er mit dem Taschenmesser den Sonnenfleck im Estrich umzeichnet und dreimal davon in seinen Busen schöpft. Nachmals aber erwarb er den macedonischen Thron. Herodot 8, 137. Schenkt die Sonne dem Volke das Land, so schenkt sie ihm auch Korn und Brod dazu, das im Alterthum die Kraft der Männer genannt wird. Hat ihm Sonne und Mond bei Tag und Nacht Korn wachsen und reifen lassen, so bedarf er noch

des heiligen Herdfeuers dazu, um sich sein Brod daraus zu backen; daher die Sprichwörter: Morgenstund hat Gold im Mund, Morgenstund hat Brod im Mund, Abendroth bringt Morgenbrod. Simrock, Sprichwörter no. 19. Damit erst hört Cäsars Bericht über die Germanen*) auf, so wegwerfend zu lauten, wie man ihn bisher aufgefaßt hat, indem man nichts als Rohheit und Begriffsarmuth des ältesten Cultus darin voraussetzen zu müssen meint.

Wie zu Athen Gericht und Gerichtsstätte Sonnenhof hieß, Heliaia, so wurden auch die deutschen Gaugerichte unter freiem Himmel abgehalten und der Richter schaute nach dem Stand der Sonne; er soll, heißt die Zeitbestimmung in der Gerichtsordnung des aargauischen Freienamtes, das Gericht bannen „Mittags, so es Eins ist." Bei der Sonne wurden Eide abgelegt; denn ihr, diesem Auge Gottes, kann sich nichts verhehlen: Die Sonne bringt es an den Tag. Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Auf die am Sonntag Gebornen geht die Gabe des Scharfsinns, der Weissagung, des Heilvermögens über. Sonnenkind, Glückskind. Sonntagskinder und Fronfastenkinder können Geister sehen und erlösen. Bist du ein Sonntagskind, so gestell den Wind, sagt man im Luzernischen; denn sobald ein solches im dreifaltigen Namen seinen Spruch spricht, so bleibt der Wind gestellt. Das englische Glückskind kommt schon mit dem Silberlöffel im Munde auf die Welt: he is born with a silver spoon in his mouth; das französische kommt frisirt zur Welt: être né coiffé. Dies heißt im Deutschen, im Helm geboren sein, mit dem Glückshäubchen auf die Welt kommen, nemlich mit dem amnium. Wer dies ist, dessen bloße Berührung vermag Krankheiten zu heilen und Anmale zu vertilgen. Kranke Kinder glaubt man besonders durch die Sonne heilen zu können. „Wenn ein mutter ein kind hat, das den Edtiken hat (ist eine

*) Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt. B. G. VI, 21.

außdeerende oder särwende krankheit), oder das sonst ein särwling ist vnd nicht drühen (zunehmen) wil, da muß des kinds mutter es drey sonntag nach ein andren vnd an jedem sonntag drümal außert das haus tragen vnder den freyen himmel, wenn der tag anbricht vnd die sonn aufgehen wil, vnd alsdann gewüße abgottische wort sprächen: Komm, du heiliger Sonntag!" Rud. Gwerb, Von Vych- vnd Leutbesägnen. Zürich, 1646, 139. 302. Nun lautet derselbe Glaube modificirt: Magere Säuglinge darf man in die Sonne tragen, sie haben den Sonnenstich nicht zu befürchten; aber fette Kinder und namentlich noch ungetaufte „frißt die Sonne." Alle Täuflinge werden daher nur tief verhängt und verschleiert zur Kirche getragen, doch im reformirten Aargau zu keiner anderen Zeit als am Sonntag Nachmittag. Auch die Sonne im Volksräthsel, obschon sie die Frau Mundlos heißt, „frißt den Vogel Federlos," nemlich den Winterschnee. Vom Heu, das über Sonntag zum trocknen auf der Matte liegen bleibt, heißt es, es ergebe zwar ein schmackhaftes Futter, aber ein um so geringeres Quantum, einen guten Theil davon fresse die Sonntagssonne weg.

Da an dem geheiligten Schicksalstage manches Geschäft als Unglück bringend unterlassen werden muß, das an andern Tagen mit Glück vollzogen werden kann, so ist die Sonntags-Entheiligung ganz besonders mit grausam lautenden bösen Folgen bedroht. So dürfen — im Zusammenhange mit sehr alten germanischen Auffassungen — am Sonntage nicht einmal die Fingernägel beschnitten werden. Wuttke, Volksaberglaube 10. Ein über Sonntag offen bleibendes Grab zieht bald einen zweiten Todesfall nach sich. Wenn man am Sonntag schwer erkrankt, so stirbt man. Einem lang im Todeskampfe Liegenden muß man das Hemd abziehen; denn es könnte ein solches sein, an welchem Sonntags gesponnen oder genäht worden ist. Dies wäre ein sogenanntes Nothhemd, das, weil es gegen den Schlachtentod schützt, hier auch den Todeskampf verlängern müßte. Hat ein Mädchen ein solches Gewand genäht und fährt selbiges Jahr damit über Wasser, so wird

sie da ein Sturm überfallen und nicht eher landen lassen, bis sie das Kleid in das Wasser wirft. Späne, am Feiertag gehauen, werden einem im Fegfeuer auf den Händen verbrannt.

Montag.

Der Montag ist der Führer und Flügelmann der Woche, weil der Mond sprachlich, wie lat. Lunus, ein deutsches Masculin ist: bei Ulphilas mêna, ahd. mâno, in Geßners Mithridates 28: der her mâne; und weil er in den langen Winternächten des Nordens das herrschende Gestirn ist. Die Götter, sagt die Edda, haben ihn mit Neumond und Mondabnahme (ny ok nidh) für die Menschen geschaffen zur Berechnung des Jahres; dem Inder heißt er ausdrücklich der Jahres-Messer. Der Tag gebärt sich aus der Nacht, das Jahr aus den Monaten, der Neujahrsbeginn aus der Mitternachtsstunde. Weihnachten, Fasnacht, Walpurgisnacht heißen unsre ältesten Feste. Die Zeit der Zwölften, welche von Weihnachten bis Dreikönig fällt und die Festdauer des heidnischen Neujahres ausmacht, nennt man in Baiern die Rauchnächte nach dem Küchendampfe der Festspeisen; in Franken die Löselnächte, weil man nach ihrer Witterung diejenige der folgenden 12 Monate erforscht; bei den heidnischen Angelsachsen, sagt Beda † 738, hieß man sie die Mütternächte, Modranecht, sie gebaren das Jahr. Das Mondjahr bestand aus 13 Monaten je zu 28 Tagen, innerhalb des Monats bildeten Neumond und Vollmond die Theilung zu je 14 Tagen. Ein solcher Zeitraum führte den Namen Woche, goth. vikô, altnord. vika, ahd. wëcha; das Wort steht, wie lat. vices, zu Wechsel und bezeichnet die regelmäßige Wiederkehr einer fixen Reihe, kann also ursprünglich eben sowohl eine Zeitfrist von 14 Jahren wie von 14 Tagen betreffen. Synonym mit siebenjähriger Frist verwendet es Luther 1 Mos. 29, 27: Halte mit dieser (Lea) die Woche aus, so will ich dir auch diese (die

Rahel) geben um den Dienſt, den du bei mir noch andere ſieben Jahre dienen ſollſt. Ebenſo hat das Wort Jean Paul gebraucht in dem Titel ſeiner Schrift „Politiſche Faſtenpredigten während Deutſchlands Marterwoche;“ das beſagt: während der ſieben Jahre Napoleoniſcher Unterdrückung von 1806 bis 1813 (Bilz in der Berlin. Gymnaſ. Ztſchr. 1864, 654). Die Wechtage im habsburg-öſterreichiſchen Urbar (edd. Franz Pfeiffer) und im Seckinger Urbar (Glarner Jahrb. des hiſtor. Vereines 1, 94) heißen der unter den Alpgenoſſen der Reihe nach jährlich wechſelnde Betrieb der Alp- und Zinsgüter. Jene 14tägige Woche wird durch die noch heute geltende Meinung über Neumond und Vollmond beſtätigt, ſowie durch die zäh haftenden, zu 14 Nächten gezählten Gerichtsfriſten. Die Pfründeordnung des Kloſters Geiſenfeld, aus dem 13. Jahrhundert, beſtimmt, man ſolle den dortigen Nonnen: ie uber vierzehn naht ein bad machen. Quellen und Erörterungen zur bair. Geſch. 1. 438. Das engliſche Recht zählt die beiden Hauptfriſten der Gerichtstermine nach fortnight (14 Nächte) und nach seven nights (7 Nächte). In der älteſten Rechtsquelle der Salfranken wird die ſiebennächtige Friſt allein genannt: et sic in septem noctes placitum facere debet. Lex Salica XL, 4. Letztere wird hierauf auch von den Alemannen angenommen und hat ſich in den oberdeutſchen Satzungen bis auf die neuere Zeit forterhalten. Das Brugger Stadtrecht v. J. 1620 ſchreibt: „Welchem gebotten wird, ſeine ſchuldner in ſieben nächten zu bezalen und er dem nicht nachgat, deß ſtraf iſt 15 Schilling.“ Die Offnung des Dorfes Berkon im Freiamte ſetzt zu jedem der drei ordentlichen Jahresgedinge ein Nachgedinge an: „und ſol man zu ieklichem tag (-fahrt) nachgedinge geben ſiebennechtiges. ein herre ſol pfand, das er einem nach urteil giebt, ſiben necht in dem gericht laßen ligen.“ Aargau. Beitr. 103. 104.

Das eben Geſagte iſt nicht dahin zu verſtehen, als ob die Deutſchen ihre öffentlichen Berathungen und Gerichte bei Nacht abgehalten hätten, ſondern es geſchah an Tagen, deren Nächte günſtiges Mondlicht hatten. Im Neumond lieferte Arioviſt dem Cäſar die Schlacht; im Neumond baut man

Häuser und schließt Ehen; weil man das Wachsen und Steigen des Sieges, die Vergrößerung des neuen Hauswesens und die Zunahme der Familie an den zunehmenden Mond anknüpft. Allein der starke Wechsel der Mondphasen, das Nidsich- und Obsich-gehen, der gute und der böse Wädel ist Ursache, daß die Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit des Gestirnes in ein Mißtrauen gegen dasselbe umschlagen konnte; sprachlich entstand aus lat. Luna mhd. lûne, die Laune; aus mhd. mâne entstand mænec, mundartlich mœnig, mondsüchtig. Und als dann mit Einführung des Christenthums die Sonntagsheiligung ausschließlich festgesetzt war, konnte die ehemals dem Montag gewidmet gewesene Bevorzugung noch mehr in eine abergläubische Scheu gegen ihn umschlagen. Noch immer glaubt man von einer am Montag vorgenommenen Aussaat keine gute Ernte zu bekommen. Es folgen hier etliche Beispielssätze dieser Art, in denen sich zugleich die Uebereinstimmung des nord- und süddeutschen Aberglaubens bewährt. Ein altdeutscher Spruch (W. Wackernagel, Leseb. 1, 215) untersagt am Montag eine mehrtägige Reise anzutreten, weil sie für die ganze Woche Ungemach zur Folge habe:

Sver an dem mæntage dar gat,
da er din fuz lat,
deme iz alle die wocun
dezst ungemacher.

Tritt ein Dienstbote Montags ein, so wird er wieder aus dem Dienst entlaufen (Kuhn, Nordd. Sag. 457.); Mägde, Montags in Dienst tretend, zerbrechen viel; nicht einmal Leichen soll man Montags begraben. (Wolf, Beitr. 1, no. 202. 498.). Montagswerke werden nicht wochenalt. (Woeste, Westfäl. Volksüberlief. 59.) Daher darf an diesem Tage keine Wäsche angestellt, keine Hochzeit gehalten werden; man soll nichts ausleihen, weil man sonst das Wochenglück mit fortgiebt; man darf beim Kauf nichts schuldig bleiben, man darf nicht umziehen. (Myth. no. 821. 771.) Wenn Montags ein Fremder halb die Stubenthür öffnet und nur hereinschauend wieder davon geht, der macht, daß der Mann sein Weib schlägt. Buch

vom Aberglauben, 1792. Kinder, am Montag geboren, haben einen jähen Tod zu besorgen. Man muß am Montag kein Kind zum erstenmale in die Schule schicken. Panzer, Bair. Sag. 2, 294. Nur den Dieben ist der Montag günstig, weil er ihnen erleichtert, Fremdes zu nehmen, denn der Mond heißt Diebssonne. (Aargau.)

Das Gegentheil dieser Meinungen ist im Volksglauben besonders dann zu hören, wenn der Montag landschaftlich noch als Hochzeitstag gilt, denn dann können auch andere Geschäfte mit Vortheil an ihm begonnen werden. Ausschließlich an ihm hält man im katholischen Freienamte und Luzernerlande, ebenso im reformirten Zürcherlande die Hochzeiten ab. Bei Friesen und Schweden stellt der Haupt- und Halsschmuck der Braut eine dem ersten Mondviertel gleichende Mondscheibe vor und man ruft der Verlobten zu: Wachse, o Mond! Dieser Schmuck spielt unter dem Namen Manegold, Mangold, schon in der deutschen Mythologie seine Rolle. Hält man die Zeit des Neumonds und Vollmonds, wie Tacitus es von den Germanen sagt, für den segensreichsten Anfang zu Geschäften, so ergeben sich für den Montag folgende Glaubenssätze. Der Montag ist des Sonntags Bruder (Woeste, Westf. Volksüberlief. 34), ebendasselbe heißt anderwärts: Sonne und Mond sind Eheleute (Naturmythen 238). Mancher gienge lieber nackend, als daß er sein frisches Hemd am Sonntag anzöge, er thuts am Montag (Myth. no. 939). Am Montag die Nägel beschneiden giebt keine Hautschlitzen oder schwärende Nagelwurzen. Der Landwirth bevorzugt den Montag, um Gemüse zu pflanzen, Kartoffel zu stecken, Haber und Klee anzusäen, die Wiesen zu düngen; denn der Mond übt besondern Einfluß auf Kraut und Gras. Seinen besten Namen trägt der Montag in der Appenzeller Mundart, er heißt Guonti, Guenti, Gwöntig d. i. Gutentag, nemlich der gute Nachsonntag. Schon in einem alten Passions-Wochengebete heißt er schwäbisch Quontag. Birlinger, Schwäb. Wörtb. 208. Ehemals pflegte man nemlich jeden Wochentag, auf den stabil ein lokales Heiligenfest fiel, mit dem Beinamen des Guten auszuzeichnen; auf den

Montag aber findet sich bei uns eine ziemliche Anzahl alter unkirchlicher Feste verlegt. Der Gügismontag im Freienamte ist der Fasnachtsmontag; der Hirsmontag ist der gleichfalls landschaftlich gefeierte Montag nach Aschermittwoch. Die Nachkirchweih (Kilbe) fällt vielerwärts auf den ersten Nachmontag. Oster- und Pfingstmontag dienen uns zum öffentlichen Vergnügen des Eierlesens, des Wasservogels, der Brunnenbekränzung, des Pfingstrittes, zur Errichtung der Pfingsthütten u. s. w. Der Blaue Montag ist der in feiertägiger Ruhe begangene Nachsonntag; einen Tag blau machen, heißt ihn arbeitslos hinbringen. Warum er der Blaue heißt? Man giebt vor, ursprünglich sei der vor Aschermittwoch fallende Fasnachtsmontag so benannt gewesen, weil man da in den Kirchen die blauen Altardecken aufgelegt habe, mit deren Farbe die beginnende Trauerzeit der Buße und Fasten angekündigt wird. Allein im Meklenburgischen heißen Palmsonntag und Osterdienstag gleichfalls der Blaue, wie schon Schmidt angiebt: Fastelabendbräuche, Rostock 1753, 37; dies sind aber gerade die Schlußtage jener kirchlichen Trauerzeit. Name und Sache sind hier viel älter; Blau ist Farbe der Herrschaft und der Standeswürde. Die Priesterschaft der griechischen Kirche trägt sich in Rock, Ueberkleid und Kalpak blau; das brittische Ministerium nennt die Sammlung seiner diplomatischen Correspondenzen das Blaubuch. Wenn der chinesische Kaiser die rituellen Jahresopfer bringt, mit denen er die Ordnungsfolge des Zeitlaufes und der Ernten erbittet, so hat er einen der Aetherfarbe gleichen blauen Mantel um. Schon im altchinesischen Liederbuche Schiking ist dies Vorschrift. Blau ist Wuotans Leibfarbe, denn sein alle Seelen einhüllender Leibmantel ist der Aether, eben das Kleid, das so weit reicht, als der Himmel blau ist. Auch die Indianer Nordamerikas führen die Farbe des stillen Himmels in ihren Reden als ein Bild des Friedens an, und wenn sie daher gegen einen Nachbarstamm friedliche Gesinnungen anzeigen wollen, so färben sie sich und ihren Gürtel blau. Loskiel, Evangel. Brüdermission, Barby 1789, 63.

Blau ist die Wunderblume, die dem Glückskind den Zugang

zu verzauberten Schätzen öffnet; blau das Vergißmeinnicht, das den Liebenden den Weg zum Herzen bahnt; blau ist sogar das bäurische Brautbette angestrichen auf der Hochzeitsfuhre. Diese Farbe ist das Symbol des klaren Himmels und der von ihm ausgehenden Fruchtbarkeit der Länder und der Ehen. Somit giebt auch der Name Blauer Montag die dem Montag selbst zugekommene religiöse Feier zu erkennen.

Dienstag.

Die drei männlichen Gottheiten Mars, Mercurius und Jupiter, altnord. Tyr, Odhin und Thôr, althochd. Ziu, Wuotan und Donar, folgen in ihren drei Wochentagen unmittelbar auf einander, sie bilden die Mitte der Woche; ein Beweis von dem hohen Alter dieser Götterreihe, ihrer Eigennamen und der diese Namen tragenden Wochentage. Der Wortstamm Dienstag geht daher durch alle indogermanischen Sprachen. Gothisch Tius bedeutet leuchten und glänzen; ihm entspricht sanskrit diw Himmelsglanz, djaus Himmelsgewölbe; griech. Zeus, im Genitiv dios; latein. diuspater, im Genitiv dijovis. Die nordischen und niederdeutschen Dialekte sprechen den Namen mit der gothisch anlautenden Tenuis: angelsächs. Tivesdäg, englisch Tuesday, friesisch Tysdai. Sogar ins Finnische ist ein Tüstai übergegangen (Kruse, Ehstn. Urgesch. 34. 229). Im alemannisch-schwäbischen Dialekt wandelt sich die anlautende Tenuis des Namens in die Aspirata, Tius wird Ziu. Ein ahd. Wessobrunner Codex setzt zum Volksnamen Cyuwari, der dorten zugleich dem Volksnamen Baiwari entgegen gestellt ist, die übersetzende Glosse: Suapa. Die Schwaben also waren Ziuverehrer. Der ahd. Ziuwestac, contrahirt Ziestac, mundartlich Ziistig, kommt schon in alemannischen Urkunden des eilften Jahrhunderts als Ciesdac vor. Der Name Ziu hat also ursprünglich nichts anderes als den im Himmel wohnenden Lichtgott bezeichnet, der den Sonnenstrahl verschoß, um

damit die harte Erde und das egoistisch verschlossne Menschenherz zu öffnen. Wir werden ihm sogleich als Liebesgott begegnen. Als später ein besonderer Gott für die Kriegskunst nothwendig wurde, ward Ziu zum Gott des blitzschnellen und blitzhellen Schwertes individualisirt. Und da der Krieg als der nur durch ein Gottesurtheil zu entscheidende Prozeß gedacht wurde, so scheint in Zius Schutz nachmals auch das öffentliche Recht gestellt gewesen zu sein, da wenigstens auf seinen Wochentag die Gerichtstage anberaumt waren. Diese Wandlungen der Gottheit verrathen sich an einer Reihe von Dienstagsgebräuchen, die wir nun durchgehen wollen.

Der Name Ziustig unterscheidet den schwäbisch-alemannischen Volksstamm vom altbairischen. So weit nemlich die altbairische Mundart geographisch reicht, nemlich vom Böhmerwald an bis Welschtirol, und vom Lech bis zur ungarischen Rab (Quitzmann, Baiwaren 71), wird der Dienstag Ertag und Irtag genannt. Dies ist der im Runenalphabet überlieferte Name des Gottes Eor oder Eru. Die angelsächsische Rune ᛇ, einen Pfeil mit Schärfen und Hals darstellend, führt den Doppelnamen Tir und Ear; die althochdeutsche Rune ᛉ, denselben Pfeil darstellend, nur mit zwei Widerhaken an den Schärfen, heißt Zio und Eor. Diese Runen und ihre beiden Namen zeigen beiderseits auf eine und dieselbe Gottheit; Eor ist wie Ziu, der aus einem anfänglichen Liebesgotte potenzirte Kriegsgott. Der Liebespfeil, die Siegesrune und das Brautschwert, die er zu dritt führt, weisen ihm seine ursprüngliche erotische Rolle an. Beim Beilager fürstlicher Verlobter war Vorschrift, ein baares Schwert zwischen das Brautpaar zu legen. Die mit ihrem Geliebten Sigurd sterbende Brynhild verordnet, daß man zwischen ihre beiden Leichen dieses Brautschwert lege in derselben Weise:

Wie da wir Beiden Ein Bette bestiegen
Und man uns nannte mit ehlichem Namen.

Bei altbairischen Hochzeiten, die stets am Dienstag stattfinden, als an dem vor allem bösen Einfluß gesicherten Tage, tragen Brautführer und Hochzeitslader im Zuge einen rothbebänderten

Reitersäbel geschultert voran. (Bavaria 1, Abtheil. 1, 395.) Ueber dem Brauttische stößt man die beiden Säbel kreuzweise in die Diele (Schönwerth, Oberpfalz 1, 95). Schwäbische Bräute, die ihr Kränzlein schon verloren haben, halten Montags oder Mittwochs Hochzeit, Jungfrauen am Dienstag (Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 388). Im Luzernerlande war nach älterer Sitte der Hochzeitstag gleichfalls ein Dienstag (Lütolf, Fünfort. Sag. 559.). Im Zusammenhange damit steht, daß der Dienstag in Fasnacht und Ostern noch als der Weibertag gilt. In Schwaben und der Schweiz hatten die Frauen am Weiberdienstag in der Fasnacht das Vorrecht, eine Tanne aus dem Gemeindewalde auf die Almende bringen und versteigern zu lassen, den Erlös aber auf dem Platze zu verschmaußen und vertanzen. Der Brauch ist schon so alt, daß man ihm aller Orten eine historische Ursache zu unterlegen pflegt, gewöhnlich eine heroische That, von den Frauen dieser Ortschaft während eines Ueberfalls vollführt. Reich sind besonders noch die Niederlande an solcherlei Traditionen, die sammt ihrer festlichen Begehung beschrieben stehen in Wolfs Niederl. Sagen. In der westfälischen Weiberfasnacht ist es Spielbrauch, daß am Montag die Frauensleute von den Mannsleuten in die Zehen gebissen werden, am Dienstag geht es umgekehrt und die Frauen sind die Aggressiven. In England gehört der Osterdienstag den Frauen und Mädchen und man muß sich bei ihnen mittelst eines Geschenkes auslösen; wer die Gabe verweigert, dem nimmt man den Schuh mit Gewalt und entläuft. (Kuhn, Westf. Sag. 2, 128.)

Betrachten wir den Dienstag nun als den Gerichtstag. Er ist als solcher noch bei schweizerischen Bauern theils gefürchtet, theils bevorzugt. Es giebt im aargau. Freienamte betagte Männer, die nur am Dienstag vor dem Friedensrichter erscheinen wollen und die Annahme einer Vorladung auf einen andern Termin hartnäckig verweigern. Mein Vater, sagen sie, hat es ebenfalls so gemacht und ist gerichtlich dabei immer gut gefahren. Andere halten aus gleichem Grunde den Tag für gefährlich; wer da, sagen sie, mit seinem Nachbarn über ein

geringes Ding streitig wird, muß mit ihm vors Gericht gehen. Hierbei schwebt ihnen noch in Erinnerung, daß in der ehemaligen Amtssprache sowohl die Streitsache als auch das Gericht selbst das Ding hieß. Der niederländische Dienstag heißt auch wirklich Dingstag, dies judicii. Ein daher rührendes Wortspiel betrifft das Verdingen der Dienstboten. In der Volkssprache hält man nemlich das Grundwort in Dienstbote und Dienst-tag für synonym und sagt sprichwörtlich: Diensten ziehen gern am Dienstag um; und die Mägde in Schwaben meinen, am Dienstag, und nicht am Mittwoch, müsse man in Dienst treten, wenn man glücklich sein wolle. Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 91. Die nachfolgenden rechtsgeschichtlichen Stellen beweisen, daß nach alemannischer und burgundischer Satzung der Dienstag allerdings der übliche Gerichtstag für die Dinggerichte gewesen ist. Das Recht der frickthalischen Landschaft Möhlibach von 1594, abgedruckt in der Argovia 4, 352 schreibt vor: „Es ist gemeiner Möhlibacher alter löblicher Landsbrauch g'sin, daß man alle Jahr 9 Dinggericht und alleweg auf 3 Zinstag nach einander hat gehalten; die 3 ersten auf die nächsten Zinstag auf einander nach dem Tag (Lücke der Handschrift), die andern 3 auf den ersten, andern und dritten Zinstag im Meien, und die letzten 3 auf die drei nächsten Zinstag nach Martini einander nach. Wenn die Dinggericht angehen, sollen die Wochengerichte stillstehen, sobald aber Dinggericht fürüber, so sollen die Wochengerichte angehen." Im Freienamte, so lange dasselbe eine Gemeine Herrschaft, d. h. von mehreren Kantonen gemeinsam regierte war, wurde auch das Wochengericht jeden Dienstag vom Untervogt der betreffenden Ortschaften abgehalten. In diesem Sinne schreibt das Brauchbuch des Fleckens Kadelburg v. J. 1671 (Argovia 4, 139) gleichfalls vor, daß liegende Pfänder sechs Wochen drei Tage hinter dem Richter deponirt bleiben, worauf der Gläubiger dem insolventen Schuldner „am Ziustag bey gueter tagzeit verkünden vnd am mitwuchen verganten läßt." Nach einer Luzerner Rathsverordnung v. 1600 hatte die Verrufung eines entflohnen Missethäters durch den Stadtweibel je an einem Dienstag zu

geschehen auf den acht vornehmsten Plätzen der Stadt; und noch jetzt ist es im Kt. Freiburg Uebung, daß der zum Tod Verurtheilte an keinem andern Wochentage als am Dienstag hingerichtet wird. Sogar der Kräuteraberglaube trifft hier mit der Rechtssatzung zusammen. Bekanntlich entspricht jedem die einzelnen Wochentage leitenden Gotte eine an seinem Tage zu gewinnende Heilpflanze. Solsequium muß Sonntags gebrochen werden, Lunaria Montags, Mercurialis Mittwochs, barba Jovis Donnerstags, capillus Veneris Freitags, am Dienstag das vielgenannte Eisenkraut, die geheiligte Verbena. Es ist dies aber die altrömische herba pura, die der kriegsankündigende Feldherr trug (qua coronabantur bellum indicturi. Plinius), und ferner die im Salischen Gesetze wieder genannte chrene cruda, das reinigende Kraut, das man zum Zeugniß der Wahrheit zu Gericht mitbrachte oder, dem Gerichtsspruche gehorsamend, vor den Schranken pflückte, jene im Althochdeutschen îsarna und îsanina, mhd. îsenhart genannte Pflanze.

Zum Schlusse dieses Einzelabschnittes beglaubigen wir den Gott des Rechts- und Kriegsstreites, dem das Eisenschwert und die darauf geprägte Siegsrune geweiht war, mit einer Zunftsage der Waffenschmiede, die bei der 1858 erfolgten Aufhebung aller aargauischen Handwerksinnungen aus der Zunftlade der Aarauer Messerschmiede handschriftlich an uns abgegeben worden ist.

Gregorius Springinklee, oder der Messerschmiede Freiheit und Wappen.

Der deutsche Kaiser Sigismund war in seinen Feldzügen gegen die Türken einst von der feindlichen Uebermacht unversehens überrascht worden; ein Theil seines Heeres wurde umgangen und gefangen, ein anderer wendete sich zur Flucht. Da entschloß sich ein gemeiner Mann, der hier sein Leben mit verschätzt sah, noch zu einem letzten Widerstandsversuch, Gregorius Springinklee, seines Handwerks ein Messerschmied. Er tunkte sein Hemde in der Entleibten Blut, steckte solches auf einen Spieß und that mit Rufen und Zeichen, als läge hier noch eine starke Nachhut zur Hilfe bereit. Dies er-

muthigte viele der Flüchtigen, sie stellten sich neuerdings zu den kaiserlichen Knechten und drangen mit dem streitbaren Mann vor. Es gelang ihm, die Mehrzahl der Gefangenen zu erledigen, der nicht mehr geordnete Feind wurde geworfen und aufs Haupt geschlagen. Dies geschah mit Gottes Beistand im Jahre 1437. Nach der Schlacht begehrte der Kaiser den tapfern Kriegsmann kennen zu lernen; dieser erschien, wurde zum Ritter geschlagen, mit Schild und Wappen begabt und sollte seines Herzens höchsten Wunsch sagen, damit man ihm diesen sofort erfülle. Darauf erwiederte er: „Ich bin meines Zeichens nur ein Messerschmiedsgeselle, habe die Fechtschulen besucht und bin zum Meister des Langen Schwertes gemacht worden. Und weil ich Lust bekam, mich in den Krieg zu begeben, so habe ich mein Schwert in die siebenzehn Jahre geführt, bin in manchem Sturm gestanden und allzeit heil daraus gekommen. So bin ich nun alt und habe keine Leibeserben, auf die mein Name und Wappen übergeht; ich bitte daher nur um die eine Gunst, Kaiserliche Majestät wolle zulassen, daß einst mein Wappen auf die ehrbare Zunft übergehe, in der ich aufgeschworen bin." Sigismund genehmigte dies. Seitdem steht im Wappen der Messerschmiedszunft die Krone, durch welche drei Schwerter gehen, mit zwei Greiphen als Schildhaltern, oben drauf der Ritterhelm. Springinklee, der seine Tage am kaiserlichen Hofe beschloß, liegt begraben zu Prag in der Thomaskirche auf der Kleinseite im Kreuzgang, wo noch heutigen Tages die Messerschmiede ihr Begräbniß haben. Dieses weiset ein Säulenkapital an der dortigen Kirchenwand aus, an welchem ihr Wappen eingehauen steht.

Diese Sage vermag ihre Einzelzüge schon mit geschichtlichen Nachweisen zu dokumentiren. Ein Nürnberger Messerschmied Gregorj Springinklee, der zu Prag begraben liege, wird von Prokurator Jakob Ayrer genannt in der Geschichte der Stadt Bamberg, welcher eine Beschreibung des zu Nürnberg am 3. Februar 1600 abgehaltnen Schwerttanzes beigefügt ist (Gödeke, Grundriß pag. 1166). Dies führt auf die Frage nach dem Alter der Fechtervereine des städtischen Handwerks-

ſtandes zurück. Sie ſind durch Kaiſer Friedrich III. 1487 privilegirt worden und erhielten durch Kaiſer Rudolf II. i. J. 1607 ein Wappen, das urſprünglich dem Verein der Meiſter vom Langen Schwert zu Prag ertheilt worden und mit dem in unſrer Sage beſchriebenen übereinſtimmend iſt. Das kaiſerl. Diplom hierüber ſteht abgedruckt im German. Anzeiger 1865, no. 12. Soweit alſo findet die Sage ihre geſchichtliche Beglaubigung; ihren beſondern Werth aber erhält ſie erſt durch die Handwerksmarke, welche die Schwertfeger und Meſſerſchmiede auf ihre Waare prägen; denn dieſe Marke beſteht in dem ſchon voraus angegebenen, einem Pfeile gleichenden Runenzeichen Namens Tir und Ear. Alte Säbel- und Meſſerklingen, die dieſe Marken auf der rechten Klingenſeite haben, hält das Volk für zauberkräftig, man giebt ſie um keinen Preis weg, ſie heißen gewöhnlich Dreikreuzmeſſer. Ihre Verfertigungsweiſe ſchreibt ein handſchriftl. Zauberbüchlein alſo vor: Die Degenklinge muß in der Martisſtunde, d. i. in derjenigen vor Sonnenaufgang, gekauft werden, ohne um den Preis zu dingen. Parierſtange und Bügel müſſen an einem Dienſtag geſchmiedet werden. Das Holz zum Heft ſoll von einem Stück ſein, in das der Blitz geſchlagen hat, oder in Ermangelung deſſen, von einem Hinrichtungsrade. Zuſammengeſetzt wird dies Alles in der Martisſtunde an einem Dienſtag, und das darauf geprägte Schwertzeichen muß ſein A. H.

Mittwoch.

Im Hochdeutſchen iſt der echte Name des alten dies Martis längſt verloren; er heißt althochdeutſch Wuotanes tac, angelſächſiſch Vôdenes däg, langobardiſch Godanes tac. Aber in den Mundarten brechen noch richtige Namensformen durch; er heißt bei den Inſelſchweden nach dem nordiſchen Odin Ôtsdag (Rußwurm, Eibofolke 2, 182); holländiſch Gœns- und Wœnsdach (Junius, Nomenclator 392. 394); weſtfäliſch Gaunsdag (Bibra, Journal v. u. f. Deutſchl. 1788. 1, 467); auf der

Insel Sylt Winjsday, englisch Wednesday. Gott Wuotan war ein Wunscherfüller, denn er trug den Beinamen Wunsc und Oski, der ihm geweihte Tag muß also ein Glückstag sein. Doch als allwaltende schöpferische Kraft wurde der Gott verkörpert gedacht in dem alldurchdringenden Element der Luft und des Windes, deren günstiges Wehen in den Schluchten des Hochgebirges oft schöntönend vernehmbar ist und vom Aelpler die Bergmusik genannt wird. Schwillt dieser Wind zum verheerenden Sturm an, so kommt Wuotan an der Spitze des wilden Heeres einhergebraust, und da dessen Umzug auf die Quatember-Mittwoche verlegt wird, so wird der Mittwoch damit zum Unglückstag. Daher nun nachfolgende Annahmen. Der Mittwoch ist ein verworfner Tag. Er gehört zu den dreißig verrufenen Schwendtagen, an denen der Vortheil alles Frischbegonnenen schwindet; Prozesse gehen verloren, Neugeborne mißrathen, Kuren mißlingen. Am Mittwoch soll man nicht mit Vieh handeln, kein Saugkalb neu an den Baren binden, man läßt keine Ehe einsegnen, kein Kind taufen, schickt auch keins zum erstenmale in die Schule, denn es würde den Lerneifer verlieren. Aber die jungen Schweine treibt man zum erstenmale in die Bucheckern, damit sie das voreilige Heimlaufen vergessen. Man hütet sich Lein zu säen, der wegen seiner blauen Farbe Wodans spinnender Gemahlin geweiht gewesen sein wird, und daraus läßt sich die Besorgniß deuten, daß das Pferd des Gottes, der an diesem Tage Umzug hält, dies Saatfeld zerstampfe. Dagegen ist der Mittwoch namentlich den Körnerfrüchten günstig, und wenn man Mittwochs unterm Mittagsläuten Hirse einsäet, so geht kein Vogel drein. Dies gilt gleichmäßig in Graubünden, im Bernerlande und im Aargau; aber sogar aus Norddeutschland meldet es Lisch in den Meklenburg. Jahrbüchern Bd. 20, 158. Hierin liegt ein weiterer Beweis, daß die Hülsenfrüchte in de s Donnergottes Pflege standen und dazu also an dem ihm geweihten Donnerstage bereits in den Boden gesäet sein sollten. Weil am Mittwochsabend die Heren ausfahren, so ist da die Begegnung fremder Thiere gefährlich; ein Sprichwort sagt: Mittwochskatzen, Teufelskatzen.

Am Mittwoch hat Judas Iſcharioth den Heiland verrathen, lehrt man in der kathol. Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgia ſacra 4, 313). An der „Chrumbe Mittwuche", dem Mittwoch der Charwoche, geſchieht es nach katholiſcher Sitte, daß Pilatus unter dem Getöſe aller Kirchgänger aus der Meſſe hinausgejagt wird. Keine Reiſe wird am Mittwoch angetreten. „Amme Mittwuche ſchlüft ke Müs in es anders Loch. — S' iſch Mittwuche: ſteck dî Naſe in d' Tiſchtrucke", d. h. bleib daheim! Auf die Frage des Volksräthſels, wie viel Tage in der Woche ſeien, folgt die Antwort: Sechs, denn der Mittwoch iſt gar kein Tag. Soll ich zum Buhlen kommen weder bei Tag noch bei Nacht, ſo will ich kommen am Mittwoch, das iſt mitten in der Wochen. Alte Volksräthſel, mitgetheilt von Reinh. Köhler in den Weimar. Jahrbüchern, Bd. 5.

Als man den Wodansdienſt abthat, mußte auch ſein Wochentag dahin fallen, und ſo wichtig als ſonſt deſſen Feier geweſen war, in dem Maße ſollte nun der Tag ſelbſt verdächtig gemacht werden. Man ſuchte vorerſt ſeinen heidniſchen Namen auszutilgen. Biſchof Jon auf Island († 1121) ſuchte ihn damit in Vergeſſenheit zu bringen, daß er befahl, die Wochentage nach ihrer Folgezahl zu benennen. Lachmann, Sagaenbiblioth. 1816, 250. Dieſe Methode iſt dann in der römiſchen Kirchenſprache durchgedrungen, in der vom Sonntag an als dem erſten Wochentage gezählt wird, ſo daß der Samstag die feria septima iſt. Sie hat ſich jedoch ſprachlich nicht behaupten können und verräth ſich höchſtens bei ſolchen Volksſtämmen wie dem bairiſchen, unter dem ſeit Karl d. Gr. das Zwangschriſtenthum mit Feuer und Schwert ausgebreitet worden iſt. Der altbair. Dialekt giebt nun wirklich dem Donnerstag den kirchlichen Numeralnamen Pfinztag (der Fünfte) und benennt auch den Mittwoch nur appellativ mit dem Erſatznamen Mikka, wie derſelbe auch norwegiſch Mykedag heißt. Dies leitet ab von goth. mikils, groß, und bezeichnet ihn alſo noch als den Großtag. Trotz dieſes Ehrennamens hält ihn der Altbaier für einen Unglückstag. Um ſchwäbiſch Gemünd heißt er Gutentag (Schmid, Schwäb. Wörtb.). In der Klin-

genberger Offnung v. J. 1449 sind die drei auf einander folgenden Mittwoche als die dreifachen gerichtlichen Vorladungstermine Gutentag genannt. Argovia 4, 284. Die Abtissin vom Frauenmünster in Zürich stellt am 30. Hornung 1300 eine Urkunde aus und nennt diesen Tag „an dem guoten tag nach sant Valentins mess." Dies war ein Mittwoch. Dieses „gut" bezieht sich jedoch nicht etwa auf den Gottesnamen Gwodan, sondern es wird vor den Namen der Heiligen und ihrer Festtage vom alten Kirchenkalender als Ehrenprädikat gesetzt. Daher heißt der Neujahrstag in der Schweiz durchweg das Gutjahr.

Donnerstag.

Da der Cultus des Donnergottes nothwendig auf einem allerfrühesten Elementarcultus beruht, so muß er aus diesem Grunde unter der Urbevölkerung Europas der verbreitetste gewesen sein; er findet sich daher auch bei Kelten, Germanen, Slaven, Finnen, Ehsten und Lappen in solcher Uebereinstimmung vor, daß er noch bis in die heutigen Bräuche dieser sonst so verschiedenartigen Volksracen erkennbar hineinreicht. Der von allen Seiten zuströmende Stoff bedarf hier einer vorsichtig erwogenen Gliederung. Die nachfolgende Beschreibung zeigt die Namen des Donnerstags auf, dann seine festtägige Feier und rituelle Speisenordnung, hierauf seine Verwendung als Gerichts- und Hochzeitstag, als Markt- und Kirchweihtag, als Gesellschafts- und Schulferientag.

Die Germanen hatten dem Göttervater Wuotan den Mittwoch geheiligt, folglich mußte dem Gottsohn Donar der unmittelbar folgende Tag geweiht sein. Dieses Verhältniß zwischen Vater und Sohn war schon den Römern ersichtlich geworden, denn Donar ist bei Tacitus, Germ. 9, dem Jupiter gleichgestellt, und fortan bleibt in allen germanischen Sprachen der dies Jovis nach Thôrr und Donar zubenannt. Seine deutsch-

heidniſche Feier iſt durch die Stelle in Beda's angelſächſ. Pönitentialbuch (Ausgabe v. Kunſtmann 167) erwieſen: in honore Jovis. Seine Namen heißen: althochd. Toniris- (donares) tac, altnord. Thôrsdagr, dän. Torsdag, angelſächſ. Thunoresdäg, engl. Thursday, altfrieſ. Thunresdei, Tornsdei; neufrieſ. Tongersdey, nordfrieſ. Türsdei, niederl. Donderdag. Im Schwediſchen heißt der Donnerſtag Thorstag, der Januar Thorsmonat, das Himmelfahrtsfeſt der heil. Thorsdag, und ein jedes dröhnende Gewitter Thordön, gleich wie es engl. thunderklap, Donnersklapf heißt. Selbſt in der finniſch-kareliſchen Sprache gilt ein Torstai (Donnerstag) und verweiſt auf den Einfluß des ſkandinaviſchen Grenznachbars. In den Wortzuſammenſetzungen verſtärkt der Name Donner den Begriff und dient daher in der Trivialrede zur geläufigen Betheurungs- und Schwurformel: Donnersdonner, Donnershagel, Donnersketzer, Donnersſchelm, Donnersfrau entſprechen den andern ebenmäßigen: Strahlſchelm, Strahlhagel u. ſ. w. Man nennt dieſe das Maß überſchreitende Beſchimpfungs- oder Betheurungsformel „heidniſch Fluchen“ und erkennt mithin ſelbſt noch ihre heidniſche Abkunft. Man mildert ſie euphemiſtiſch durch Wortentſtellungen: Potz Donſtig vor'm Fritig! (Aargau). Daß dich der Donnerſtag! (Philander von Sittenwald 1650. 2, 680.) Ein Donſtigbub bezeichnet ſcherzhaft einen Wettermäßigen, einen Blitzkerl; ſowie feminin Blitzg ein Blitzmädel, und in Tirol Dundergitſch (Donnerskröte) ſchmeichelnd ein Teufelsmädel, eine kleine Wetterhexe iſt. Du Donſtigbube-Narr, ſagt man zum verliebten Mädchen; du Glücksdonner, du Donſtiglappi, gilt vom Glückspilz und vom Dümmling. Denn der erſte Donnerſtag je im dritten Monat (alſo im März, Juni, Septb. und December) wird für heilig gehalten, der an dieſem Tage Geborne iſt ein Wunderkind. Der in einer auf Donnerſtag fallenden Weihnachten Geborne ſieht „die Umgehenden“, iſt geiſterſichtig. Daſſelbe auch in Kuhns Märkiſchen Sagen 378: Wer am Sonntag geboren und Donnerſtags getauft wird, iſt hexenſichtig. In Müllenhoffs Schleswig-Holſteiniſchen Sagen 578 heißt ein Unterirdiſcher Hans Donnerſtag; denn am

Donnerstag gehen die Zwerge aus ihren Höhlen auf Besuch, „sie feiern."

Die oberdeutsche Namensform Donstig ist nicht etwa eine bloße Verkürzung, sondern findet sich als tunstac schon im Vocabularius Optimus, edd. W. Wackernagel pag. 57. Diese Form weist auf mhd. dunen, bairisch donen, schweiz. tonen, lat. tonare. Der deutsche Stamm dazu ist dênen, tendere, sinnlich dasselbe voraus bezeichnend, was physikalisch die elektrische Spannung und Entladung ist. Ebenso ist die andere Namensform Dornstag eine in oberdeutschen Urkunden frühe und oft begegnende Lautumstellung, man vergl. Argovia 1, 141; 2, 165; 4, 87; sie gab zu manchen gelehrten Mißdeutungen Anlaß. Schon Hottingers Helvet. Kirchengesch. 1, 15 behauptete: „den fünften Wochentag nannten die Helvetier noch unlängst den Dornstag nach dem Namen des gallischen Abgottes Taran, der ein Jupiter altitonans war." Allerdings ist dieser gallische Taranis durch Lucan 1, 440 überliefert; doch obschon er und Donar wort- und sinnverwandt sind, so bleibt doch jene Ableitung aus dem Keltischen überflüssig, Schillers einziges „Donner und Doria" erweist schon das fortdauernde Vermögen unserer deutschen Sprache, ihre Wortstämme zur Bildung neuer Formen glücklich anreizen zu können. Der baier. Ort Dornstein bei Cham heißt urkundlich Donerstein (Quitzmann, Baiwaren 53), das alte Hochgericht der Stadt Bern ebenso seit 1298 Donnersbühl und Dornbühl, der Belemnit heißt mundartlich Donnerstein, Dornstein und Dornstrahl, der tirol. Donnerstag Dorstig. Unser am Donnerstag geborener Glückspilz, der Donnstiglappi, war im deutschen Marionettenspiel des vorigen Jahrhunderts der in seinen Glücksfällen vom Teufel geholte Prinz Dorenstrauch. Buch vom Aberglauben 1794. 3, 15.

Es ist bereits im vorigen Abschnitt gezeigt worden, daß die Kirche, zur Vermeidung heidnischer Erinnerungen, an die Stelle der altdeutschen Wochentagsnamen deren bloße Zahlenfolge setzte, und der Franziskanermönch Berthold erwähnt in seinen im 13. Jahrhundert gehaltenen Predigten (Ausgabe von

Kling, 466) man nenne den Donnerstag „hie in dem lande ze Baygern pfinztag." Dieser Name leitet ab vom griech. Zahlwort pente, fünf, wie der Name Pfingsten von pentekoste, und heißt im Kirchenkalender feria quinta. Wirklich ist dieser Name in Altbaiern, Oberösterreich und Tirol durchgedrungen und besteht fort. Kälber sogar, die am Donnerstag zur Welt gekommen sind und die man deshalb im oberbaier. Gebirge für besonders kräftig hält, werden mit belobender Betonung Pfinztelein genannt. Leoprechtings Lechrain 152. Ueber diesen Pfinztag und seine vormalige Speisenordnung wird am Schlusse dieser Arbeit im „Allwöchentlichen Küchenzettel" ein historisches Dokument aus dem 13. Jahrhundert beigebracht werden.

Dies über die wechselnden Namensformen des Donnerstags, dessen festtägige Feier nunmehr zu betrachten ist.

Im südlichen Schweden wird Donnerstags (Thôrsdag) keine Christenleiche begraben, kein Brautpaar eingesegnet, kein Kind getauft, weil man seit Einführung des Christenthums diesen Tag vorzugsweise als den heidnischen betrachtete, der einer christlichen Handlung keinen Segen bringe. Allein er gilt zugleich als der geeigneteste für Zaubereien; man beschwört an ihm alle dem Einfluße der Elben zugeschriebnen Krankheiten, man legt Opfergaben in den Topf, der für diese „Unterirdischen" auf den Herd gestellt wird, man besucht Heilquellen namentlich an diesem Tage, und wenn die weise Frau (sie heißt Horgabraut, von haruc, der Hain; also die Waldfrau) einen Kranken am ersten Donnerstag besprochen hat, so muß sie wiederholt am nächstfolgenden bei Sonnenauf- oder Niedergang die Elbe „schmieren und niederschlagen". Afzelius, Schwedische Sag. 1, 40. 2, 213. 287. In andern Ländern geschieht aus gleichem Grunde gerade das Entgegengesetzte, und wie man einst Christenkirchen auf heidnischen Opferstätten erbaute, so hat man nun auch auf diesen Heidentag alle Wochenpredigten, Copulationen, Ortsfeste u. s. w. verlegt. Ueber diese in den noch vorhandnen Ueberresten des Thôrcultus so oft begegnende Doppelsinnigkeit haben bezüglich des Nordens bereits gehandelt

E. Kirchner in Meklenburg: Thôrs Donnerkeil 1853; und Nilsson in Lund: Ureinwohner Skandinaviens 1866. Das hier Nachfolgende ist eine aus verschiedenen Landschaften erhobne weitere Vervollständigung.

Daß am Donnerstag Feld- und Hausarbeit ruhen mußte, besagt das Sprichwort: Am Donnerstag trägt kein Vogel zu Neste; denn am Donnerstag, so erklärt sichs einseitig der Schlesier, hat Gott die Vögel geschaffen. Die Weiber der Inselschweden auf Runö dürfen am Donnerstag nicht spinnen und haspeln, sondern nur stricken, und auch dieses nicht in den Häusern am Nordende des Dorfes, weil der Gott als vom Norden her aus dem Kampfe mit den Winterriesen kommend gedacht wird; jene Strickerinnen heißen daher thôrgubbar, Greisinnen des Thôr. Rußwurm, Eibofolke 2, 101. Wer außerdem an dem Tage gleichwohl spinnen läßt, dessen Netze bleiben beim Fischfang leer und seine Schafe werden drehkrank. Die Ehsten behaupten, dieser Tag sei allein einmal unserm Herrgott zu Hilfe gekommen, weshalb man ihm höhere Heiligkeit als dem Sonntag beilegen müsse. In der Dorpater Wochenschrift Inland 1856, no. 39 berichtet ein ehstnischer Pfarrer, daß man Donnerstags durchaus keine Spanndienste that, weil sonst die Rosse schadhaft geworden wären; „seitdem ich meine Lehrkinder über diese Dummheit lachen lasse, erfahre ich nicht mehr, ob man noch darauf halte." Die Lithauer nennen Donnerstagsabend Laumesabend, weil sich da die Laumes, verwünschte Frauen, umtreiben, Menschenkinder gegen Wechselbälge austauschen und Alles mitfortnehmen, was die Weiber diesen Abend waschen und spinnen. Schleicher, Lithau. Märch. 97. Auch Rumäne und Wallache lassen Donnerstags nicht spinnen: Derblich, Land und Leute der Moldau und Wallachei 1859, 163. Der Meklenburger Herzog Gustav Adolf erließ 1684 ein Dekret an alle Beamte „zur Ausrottung des Aberglaubens, daß man Donnerstags nicht spinnen dürfe." Lisch, Meklenb. Jahrb. 20, 189. Man darf dann nur bis zum Abend spinnen, sonst frißt der Wolf die Heerde. Temme-Tettau, Preuß. Sag. 286. In der westfälischen Mark wird

dann weder gedroschen noch gesponnen (Woeste, Volksüberlief. 23), bei den preußischen Wenden darf dann kein Stall gemistet (Kuhn, Märk. Sag. 336), beim bair. Oberpfälzer kein Kalb entwöhnt werden (Schönwerth, Oberpf. Sag. 1, 339). Im Obern Freienamte heißt es: Am Donnerstag darf nicht gesponnen, nicht geschnitten, nicht gedroschen, kein Mist ausgetragen werden. Die Dawiderhandelnden erschlägt der Donner. Das örtliche Alter dieser Annahme verbürgt Bartholomäus Anhorn, der als Pfarrer zu Elsau 87 Jahre alt gestorben ist und aus seiner schweizerischen Pastoralpraxis meldet: „Man soll den Abend am Donnerstag feiern und soll kein Stall gemistet werden — diese abgöttische Weise ist in dem Jahr 1626 in dieser Landsgegend an vielen Orten und in vielen Häusern noch sehr üblich gewesen." Philonis Magiologia, Augustae Rauracorum (Kaiser-Augst) 1675. Den Juden schreibt der Talmud vor, den Donnerstag auf zehnerlei Weise zu feiern, wie solches der Prophet Esra während der babylonischen Gefangenschaft angeordnet habe. Unter diese Punkte gehört 1) am Sabbath, am Montag und Donnerstag sollen in der Synagoge besondere Lektionen unter besonderen Ceremonien öffentlich abgelesen werden, 2) soll öffentlich Gericht gehalten, 3) im Hause alles gewaschen, gefegt und gesäubert werden, 4) die Männer sollen Knoblauch essen, 5) die Weiber Brod backen, züchtig eine Schürze umbinden und wohl gestrählt und gescheitelt sein, 6) Kaufleute sollen feil haben Salbe und Schmuck, daß die Frauen sich zieren ihren Männern zum Wohlgefallen, 7) man soll baden. Buxtorf, Judenschul. Basel 1643, 298.

In der Angabe der Gründe, warum die katholische Kirche mehrere ihrer höheren Kirchenfeste auf den Donnerstag verlegt habe, herrscht theologischer Seits keine Uebereinstimmung. Die gewöhnliche Meinung ist, Christus habe an einem Donnerstag das Abendmahl eingesetzt und sei an einem solchen um 12 Uhr Mittags in den Himmel gefahren, und daraus habe man das Fest des Gründonnerstags und der Auffahrt angesetzt; Marzohl-Schneller, Liturgia sacra 4, 524. Jedoch wird ebenda,

5, 911 unter Anführung historischer Beweisstellen geltend gemacht, dieses Auffahrtsfest, jetzt Hoher Donnerstag geheißen, sei nur ein Ueberrest aus einem Brauche der ersten Christenzeit, an jedem Donnerstag der Woche eine Kirchenprozession abzuhalten, die dann erst von Papst Agapitus je auf den Sonntag verlegt worden. Merkwürdig hierbei ist ferner jedenfalls, daß auch der Donnerstag nach dem ersten Pfingstsonntag für die Feier des Fronleichnamsfestes ums Jahr 1240 angesetzt worden und so noch heute dafür verwendet wird. Wird dabei durch die Witterung eine Prozession im Freien vereitelt, so darf deswegen doch das Fest nicht auf einen andern Tag verlegt oder nachgehalten werden. Bleibt uns die kirchl. Liturgie den verlangten Aufschluß bis jetzt schuldig, so wird ihn die Kulturgeschichte liefern müssen. Es ist mit Grund anzunehmen, daß die Feier des altrömischen dies Jovis auf den neurömischen Kirchenbrauch nicht ohne Einfluß geblieben war, und die Ueblichkeiten in der gallisch-fränkischen Kirche zeigen es. Der Indiculus superstitionum verzeichnet neben den übrigen verbotnen Heidenbräuchen die Nummer XX: De feriis, quae faciunt Jovi vel Mercurio. Doch dieses gallofränkische Verbot der Donnerstagsfeier war damals nicht durchgreifend gewesen, daher wiederholt es sich in der Dekretensammlung, die Burkard von Worms † 1024, angelegt hat; hier wird in Form eines Beichtspiegels dem Beichtkinde unter Anderem auch die Frage zu jeder österlichen Zeit gestellt: quintam feriam in honorem Jovis honorasti? — Jacobus a Voragine erklärt in seiner Legenda aurea: in vulgari proverbium est, ut diei dominicae dicatur cognata dies Jovis; antiquitus enim erat aeque solennis. Ein Spott gegen diesen gallischen Brauch liegt in dem französischen Sprichwort, das den Donnerstag als unsern St. Nimmermehrstag behandelt: Quand on parle d'une chose impossible, on dit, qu'elle se fera la semaine de trois Jeudis, trois jours après jamais. Auch bei den Reformirten dient der Donnerstag zur wöchentlichen Kirchenandacht und zur Begehung der höchsten Confessionsfeste. In der Stadt Aarau und den übrigen altaargauer

Städten, die sich nach dem Mandat der Berner Regierung kirchlich reformirten, wird jeden Donnerstag Wochengottesdienst und Kinderlehre abgehalten. An allen Wochentagen ertönt hier um 6 Uhr Morgens das gewöhnliche Frühgeläute; am Donnerstag dagegen wird wie zu einem Sonntagsgottesdienst mit allen Kirchenglocken zusammen geschlagen. Man sagt, darum, weil die Stadt einst an einem Donnerstag aus Feindeshand errettet worden sei. Es gilt jedoch dieselbe Ueblichkeit in der übrigen reformirten Schweiz und ist auch in andern süddeutschen Landstrichen frühzeitig nachweisbar. Wenn die Tübinger die große Glocke ihres Stiftes nicht jeden Donnerstag um 1 Uhr läuten, so haben die Rotenburger das Recht, die Glocke ohne Kaufgeld in ihre eigne Stadt abzuholen. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 229. Man sieht hieraus, wie in der Volksmeinung das protestantische Tübingen durch das katholische Rotenburg unter Drohungen gemahnt ist, den Donnerstag altkirchlich einzuläuten. In den aargau. kathol. Gemeinden Bremgarten, Zurzach u. a. wird vom Mai bis Oktober jeden Donnerstag ein Hochamt abgehalten, um das Gedeihen der Feldfrüchte zu erflehen. Das Glarner Fahrtfest, die Jahresfeier des bei Näfels erfochtenen Sieges, ist schon seit 1425 auf den ersten Donnerstag des Aprils verlegt. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 2, 454. Nachdem die Schweizer-Reformirten aller Cantone ihren Buß- und Bettag seit d. J. 1640 stets auf einen Sonntag anberaumt hatten, „hat man seit 1652 am besten befunden, ihn fürhin jederzeit uff einen Donstag zu halten." Hds. Urkundensammlung in der Bibliothek des Aargau. Histor. Vereins, Bd. 31, 461. Dies hat zwar für die neuere Schweiz wieder aufgehört; allein noch jetzt ist in andern protestantischen Städten, z. B. in Bremen, der zweite Donnerstag im November der allgemeine Bußtag. Die Heimsuchung und Strafe, die man sich durch Entweihung der Festzeit zuzieht, wird daher an einem Donnerstag hereinbrechen. Als in Zürich 1650 ein Erdbeben sich rührte und zugleich der städtische Pulverthum in die Luft flog, erschien die Geistlichkeit vor Rath und verlangte unter Hinweis auf „den fatalischen Donnerstag, an welchem die Straßen der Stadt

verschüttet worden", die Abschaffung des sonntäglichen Scheibenschießens.

Wir betrachten nun den Donnerstag als den auserwählten Gesellschafts- und Vereinstag.

Seine alterthümlichste Qualification hiezu liegt darin, daß an ihm der Umzug des wilden Heeres und der Hexen-Sabbath statt hat; die alten Götter, die an der Spitze des Seelenheeres stehen, sowie die alten Priesterinnen und Weisen Frauen, nun zu Hexen erniedrigt, weihen ihn durch ihre gemeinsame Gegenwart. Der Beweissätze hiefür giebt es so mancherlei, daß hier nur etliche ausgewählte genügen können. Ueber das Wilde Heer meldet Prätorius, Blockesberg Leipzig 1668, 27: „Ich habe von Joh. Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld gehört, seines Alters über 80 Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wütende Heer vorüber gezogen sei alle Jahr auf den Fasnachtdonnerstag, und die Leute sind zugelaufen und haben darauf gewartet nicht anders, als sollte ein großer mächtiger Kaiser oder König vorüber ziehen." Ein armer Mann setzt Donnerstags Abends seinen Napf unter den Schornstein, Morgens darauf hat ihm der Drache schon zwei Goldklumpen hinein gespieen. Osnabrügger Glaube in Lyra's Plattd. Briefen 1847, 137. Ebenso in Kuhn's Westfäl. Sag. 1, 58. Aus Böhmen, wo man noch Hausgötter unter dem Namen Lar annimmt, erzählt Grohmann, Böhm. Sagenb. 1, 194: „Ich erinnere mich selbst aus meiner Kindheit, daß unsre Magd immer von der Donnerstags-Mahlzeit etwas am Tische stehen ließ und den Tisch selbst mit Mehl bestreute. War dann Morgens die Fußspur der Hauskatze drauf zu sehen, so behauptete die Magd, das sei der Lar gewesen." Das Ausfahren der Hexen am Samstag ist vom Sabbath überhaupt entnommen und gilt nur im Flachlande; im Gebirge besteht dafür der Donnerstagabend. Leoprechting, der Lechrain 17. Am gleichen Tag tanzen die tiroler Hexen am Solstein bei Zirl (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 158), und auf den Meraner und Marlinger Wiesen. Siehst du, heißt es, heut tanzen die Luder wieder, weil's Pfinztag ist. Zingerle, Tirol. Sag. no. 523 bis 528.

Das Gleiche aus der Gegend von Trier: Wolf, Deutsche Märch. u. Sag. no. 343. Die gewitterkündende Heerschnepfe (Scolopax galinago) hat die wechselnden Namen Donnerziege, Donnerbock, Donnerstagspferd (Grimm, Myth. 168. 1208), Springende Geiß, Habergeiß, Himmelsziege; ihr Name ist ein offenbares Ueberbleibsel der beiden Böcke, die Donars Gewitterwagen zogen und nachher Anlaß gaben zum Wappenthier des Teufels. Unverkennbar zeigt dies nachfolgender Brauch. Wenn nemlich Donnerstags vor Weihnachten im Luzerner- und Schwyzerlande das Fest der Posterlijagd abgehalten wird, wobei oft die gesammte Thalschaft vermummt auszieht, so wird eine Geiß im besondern Schlitten mitgeführt, die Posterligeiß, bald als Maske, bald wirklich. Der Umzug selbst ist ein Nachspiel des alten Götterumzugs, dem man die Jahresfruchtbarkeit verdankt, und die Geiß dabei angeblich ebenso unentbehrlich, wie der Ziegenbock, den man in Kuh- und Roßställen hält, damit die Milchthiere zunehmen und vor Zauber bewahrt bleiben. Auch das Sprichwort, der Geißbock ist des Schneiders Sonntagsroß, verliert dabei seinen heutigen wegwerfenden Sinn. Denn diese vermummten Schaaren muß der Gewandschneider neu und feiertägig kleiden, und eben daher sagt man von einer Frau, die in rauschender Seide, in girrend gesteifter Leinwand gekleidet erscheint, sie komme donnersmäßig, donnersnett einher, sie sei aufgedonnert.

So mußte dieser ursprünglich religiös gefeierte Tag nothwendig auch ein Gesellschaftstag, nachmals und zum Theil bis heute ein Schulferientag werden.

In der Stadt Winterthur ist derselbe, sagt Troll, Gesch. v. Winterth. 4, 41 — nicht bloß durch den Wochenmarkt ausgezeichnet, er ist unser stereotyper Gesellschaftstag geblieben, an welchem auf den Stundenschlag Schaaren von Freunden und Freundinnen zu gegenseitigem Besuche aufbrechen. In der Stadt Zürich war er der Haupttag für geschlossene Gesellschaften und gleichbedeutend mit Blauem Montag; dies erhellt aus Bachofens Musikalischem Halleluja (Zürich 1786), unter dessen Wochentagsliedern dasjenige auf Donnerstag pag. 105 heißt:

Ach, wie viel sind, die Donstag machen,
Und denken nicht an Donners Tag.

Donnerstag Abends gehen die tiroler Bauerntöchter auf Besuch. Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 258. Die Oberwalliser nennen beehrend ihn Frontag (dies dominicus), derselbe Name, der bei Notker dem Sonntag allein zukommt. Justiz und Polizei wirkten dem Brauche mit dem furchtbaren Mittel der Hexeninquisition entgegen; unter den verschiedenen Merkmalen, wodurch ein der Hexerei angeklagtes Weib zu überführen sei, führt nemlich Dr. Eberhard Gockel (Vom Beschreyen und Verzaubern 1717, 15) auch dieses an, wenn dieselbe den Donnerstag vor andern Tagen feire. Jedoch dieselbe Sitte bemächtigte endlich sich auch der Fürstenhöfe, und so beginnt sogar Goethes Lied „Die Lustigen von Weimar" die Woche mit dem alten Heidentage:

Donnerstag nach Belvedere.
Freitag gehts nach Jena fort,
Denn das ist bei meiner Ehre
Doch ein allerliebster Ort, u. s. w.

Eine frühzeitig eingetretene Folge hievon ist der dies academicus, der schon in der mittelalterlichen Schule auf den Donnerstag fiel. Selbst in der Stadt Rom ist noch die heutige Schuljugend Donnerstags schulfrei. An allen ehemaligen Universitäten Oesterreichs reichte das Winter-Semester vom 1. Oktober bis zum Donnerstag vor Palmsonntag, das Sommer-Semester vom Donnerstag nach Ostern bis Ende Juli. Allg. Augsburg. Ztg. 1858, no. 333. Das Züricher Schulmandat, gleichzeitig mit der Kirchenreformation daselbst, schreibt vor: „Von den Vrlauben vnd Vacanzen. Alle vnd jede Donnstag in der Wuchen vmb das Ein nach mittentag sol den Schulern ein Vrlaub gelassen werden, vnd an denn mitwuchen vor Ostern sol Vrlaub werden wie an einem Donnstag." Bullinger, Chron. Tigur. Fol. 2, Blatt 342b. Am Donnerstag, sagt unser kantonaler Volksglaube, darf man Kinder nicht zum erstenmale in die Schule schicken; auch Kälber, am Donnerstage zuerst ausgetrieben, geben keine Nachzucht. Nun hat in der reformirten

Schweiz dieser Tag hie und da einen Schulgottesdienst am Morgen, und für die Zünfte oder Bürgervereine eine Abendzusammenkunft, das sogen. Bott.

Betrachten wir ihn auch als Gerichtstag.

In der Edda heißt es ausdrücklich, Thôrr komme zu Gericht gegangen, und sein Tag ist noch im deutschen Kaiserrechte (edd. Freyberg, Samml. Bd. 4, Heft 3) cap. 260 unter die Friedtage gesetzt: Es sindt vier tag in der wochen heiliger denn die andern, daz ist der Pfinztag, Freitag, Sambstag, Suntag. Des Pfinztags weicht man den Chresen (Chrisma), desselben tages fuer Gott ze Himel u. s. w. Diese vier sind Allen gesetzt zu frid Tagen. — Für die Schweiz besagt dasselbe Konrad von Ammenhausen, Leutpriester zu Stein (Thurgau), der i. J. 1335 sein Gedicht über das Schachspiel schrieb, das handschriftl. auf der Zofinger Stadtbibliothek liegt; darin bezieht er sich auf den seit 1027 entstandenen und nachher allgemein eingeführten Gottesfrieden, Treuga, wornach vom Donnerstag Morgens bis Montag Morgens die Waffen gänzlich ruhen mußten:

vnd sicht mans an dem rechtsbuoch stan,
das menglich solte fried han
von der mitwochen, so der sunne nidergat.
vntz den mentag, so man hat
fruo den sunnen aber gesehen.

Die Züricher Rathsordnung und Stadtsatzung (ernewert 1675) befiehlt: daß man vff den Dornstag allein sol richten vmb fräffel vnd bueßen. vnd ob der Dornstag käme vff ein Fy'rtag, so sol man drum richten vff den nächsten Dornstag darnach. Hdsl. Urkund. Samml. Bd. 3, 63 in der Bibl. des aargau. Histor. Vereins. Die Dintikoner Dorfoffnung, abgedruckt im Wettinger-Archiv 146, bestimmt: betreffend die Gricht ist diesere Ordnung gemacht, daz in jedem Dorf sollen järlichen 4 Gricht gehalten werden als am Donnerstag in der Frawfasten. — In der Waatländer Vogtei Echallens versammelte sich das Gericht für die ganze Landschaft jeden Donnerstag. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 3, 505. Dasselbe seit dem

Jahre 1560 vom Stadtgericht zu Solothurn meldet Haffner, Soloth. Schauplatz 2, 243. Das Landgericht der geschwornen Siebener im Kt. Schwyz versammelte sich des Jahres neunmal auf einen Donnerstag. Fäsi 2, 243. In der alten Republik Bern fiel die Besetzung der Staatsbeamtungen jährlich auf den Hohen Donnerstag, und der Kleine Rath, genannt der Tägliche, versammelte sich zur Erntezeit nur an Mond- und Donnerstagen. Fäsi 1, 568.

Eine Folge dieser gesetzlichen Termine mußte es sein, daß die Hochzeiten und Ehegerichtstage gleichfalls auf Donnerstag fielen. Das Ehegericht in Appenzell Außerrhoden versammelte sich jährlich nur einmal, am ersten Donnerstag nach Ostern. Fäsi, ibid. 3, 113; Dasjenige der Stadt Zürich wurde seit 1539 „an den Mond- und Donstagen gehalten". Holzhalb, Ehegerichtsord. 1698. Die Eheberedung zwischen Churfürst Johann von Brandenburg mit Herzogin Margareth von Sachsen fand statt 1467 auf Donnerstag nach Sonntag quasi modo geniti (28. April). Lepsius, Kl. Schrift. 1, 158. Die Hochzeit des Grafen Hans Georg von Hohenzollern, die von J. Frischlin 1598 bedichtet und von Birlinger 1860 edirt worden ist, begann am Sonntag mit Einholung der Braut, dauerte bis folgenden Donnerstag, wo die adligen Gäste Ringelstechen und Maskenball abhielten, und schloß mit deren Abreise am Freitag. In den Bretonischen Volksliedern Villemarqué's, übers. v. Hartman-Pfau, lautet pag. 412 des Mädchens Antwort an den unbegehrten Werber: Am Donnerstag ist mein Hochzeitstag, Ihr kommt zu spät mit eurer Frag. Um die schönste aller Jungfrauen, die Elbin, zum Weibe zu gewinnen, räth die Mutter ihrem Sohne, am Donnerstag nach Sonnenuntergang zum See zu gehen. Hier gewinnt er die Braut, indem er ihr das verzauberte Schwanenhemde wegzunehmen weiß, verliert sie aber nach sieben Jahren wieder an einem Donnerstag. Afzelius 2, 302. Mit derselben List hat der Graf von Gamburg das Wasserweib aus der Tauber zum Weib bekommen, doch unter der Bedingung, daß sie jederzeit von Donnerstag Abend bis Sonnabend früh in die Tauber

zurückkehren dürfe. A. Kaufmann, Quellenangaben zu den Rhein- und Mainsagen 1862, 220. Vom thüringischen Hochzeitstage erzählt Bechstein, Mythen ꝛc. (1854) 1, 154: Sonntag war das Hirseleſen zum Hochzeitsbrei, Montag war Fegetag, Dienstag bis Donnerstag dauerte das Hochzeitsgelage, der Freitag war der Trolltag, wo die Gäste die Trollsuppe bekamen und sich mit ihrem Kuchensacke wieder heim schoben. In ganz Süddeutschland heißt es: Donnerstagsheirat, Glücksheirat! Schon die Einladung zur schwäbischen Hochzeit geschieht eine Woche voraus am Donnerstag (Meier, Schwäb. Sag. 483); die holsteinische beginnt am Donnerstag und währt bis Sonntag, wie das auch in Hessen hin und wieder Sitte ist (Wolf, Beitr. 1, 81. 211); die böhmische beginnt Dienstags und dauert bis Donnerstag (Schmalfuß, Die Deutschböhmen 1851, 94). Im Aargau, katholischen Landestheiles, freiet der Bursche gewöhnlich nur an Donnerstagen ein Mädchen, entweder als Kiltgänger oder als förmlicher Brautwerber. Auch die Anstellung der Liebesorakel fällt auf denselben Tag, wie folgende Mädchensitte aus schwäbisch Lerchenheim zeigt. Am Donnerstag nach dem Christfeste schläfert man ein schwarzes Huhn ein und legt es auf den Stubenboden. Jenes Mädchen von den im Kreise Herumsitzenden, auf welches das Huhn zugeht, wird in diesem Jahre heiraten. Schindler, der Aberglaube 1858, 260.

Serbe und Wende hält den Donnerstag für einen zur Trauung ganz unglücklichen Tag, sowie auch dieser Volksstämme Hochzeitsfarbe nicht unsre rothe ist, sondern die grüne. Ihre Ehen werden am Dienstag und Freitag geschlossen. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, 249. In Folge slavischer Grenznachbarschaft hört man im östlichen Norddeutschland den Satz: Wenn man Donnerstags freiet, donnerts in der Ehe. Kuhn, Nordd. Sag. 434.

Bevor hier unser Hochzeitstag verlassen wird, bietet er Gelegenheit zu der Frage über einen höchst widerspruchsvollen Ausdruck. Warum nennt man in der Burschensprache ein hübsches mannbares Mädchen einen flotten Besen, und in der

Bauernsprache sogar einen Donnersbesen? Das Studentenwort in Goethes Faust reicht nicht hin zur Erklärung:

Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Denn damit ist bloß die dienstthuende Hausmagd gemeint, der verächtlich sogenannte Knallbesen, unser Tropus aber versteht ausschließlich das würdige, begehrenswerthe Mädchen. Dies aber ist die das Haus züchtig hütende Jungfrau, in deren Schutz dasselbe zugleich gegeben ist. Ihren Namen hat sie vom Besenkraut (Sarothamnus und Sysimbrium sophia), das zum Donnergott in mehrfacher Beziehung gestanden hat. Es wurde mit jungem Laub und frischem Gras auf Walpurgis, 1. Mai, zum grünen Hausbesen gebunden und sein frischer Gebrauch diente als Mittel zu erneutem Milchgewinn und frischer Butterbereitung. Noch bindet man namentlich katholischer Seits aus geweihten Frühlingskräutern die sogen. Osterpalmen und steckt sie an besenlanger, glattgeschälter Stange vor dem Wohnhause auf zum Schutze gegen Blitzschlag und bösen Zauber; die abdorrenden verbrennt man hernach im Herdfeuer: sobald ein Gewitter heraufzieht, so nehmen die Blitze ihren Weg am Hause vorbei. Bavaria 1, 371. Solcher Besen bedienten sich die im Dienste Donars stehenden Priesterinnen, einst Hagedissen und Hägtessen genannt (Hainfrauen), nun verwildert in den Namen Hexen. Wie wir sagen, neue Besen kehren gut, so verglich man den Besen in der Priesterinnen Hand einer auseinander fahrenden Blitzgarbe, Donars reinigendem Wetterstrahl. Darum heißen sie Donnersbesen; der den Himmel fegende Nordwest heißt seemännisch gleichfalls Himmelsbesen. Sanders Wörtb. 1, 118. Auch der entwürdigte Name bezeichnet immer noch die zum Blocksberg fahrende Walburgishexe und Besenreiterin, die als eine Milch- und Butterdiebin verschrieen ist. Um gegen diese das Haus zu sichern, dient ein mit dem Stiel nach unten hinter die Thüre gestellter Besen. Woeste hat in Wolfs Ztschr. f. Myth. 2, 86 hierüber eine sprechende Ortssitte mitgeheilt. Als einer seiner westfälischen Landsleute durch das Städchen Altena gieng, wurde er von einem kleinen

Mädchen mit den Worten angerufen: Man, sit so guet un stiaket mi düen bessam vüär de düär! Er mußte dem Kinde, welches allein im Hause war, aber im Begriff stand, auszugehen, den dargereichten Besen in den Thürring stecken. Niemand, wollte das Mädchen damit sagen, ist jetzt im Hause, aber es steht so unter Gottes (Thunars) Schutz.

Zur Unterstützung des eben Gesagten dienen nachfolgende Pflanzennamen, in deren mehrfacher Anwendung stets eine deutliche Beziehung auf Donar liegt.

Donner- und Hexenbesen nennt man die verfilzten Aeste alter Waldtannen, auf denen angeblich die Hexe bei ihren Luftfahrten rastet, und das daran hängende langfadige Moos heißt Donnerbart. Aargau. Sag. 2, 202. Man wagt nicht, solche krankhafte Auswüchse des Baumes oder das daraus geschreinerte Holz zu verbrennen. Frommann, Mundarten 5, 473. Die Donnerwurz (semper vivum tectorum) schützt als Hauswurz bekanntlich gegen den Blitzschlag. Die Donnerrebe (glecoma hederacea), sonst Erdepheu und Gundermann genannt, wird in einen Kranz geflochten, durch den man die Kühe beim ersten Austreiben melkt. Die Donnernessel (urtica dioica) wird beim Gewitter zum frischen Biere gelegt, damit es nicht umstehe; und hat am Grünen Donnerstag das vorgeschriebene Mittagsgemüse zu liefern.

Am grünen Donnerstag im Mei
kocht eine bewrin ihren brei
von neunerlei kohlkreuterlein,
solt wider alle krankheit sein.

Rollenhagen im Froschmeuseler. Grimm, Wörtb. 2, 1253. Die Donnernelke (dianthus Carthusianorum) ist die wilde Nelke, von welcher alle unsre oberdeutschen Dorfkirchhöfe überwuchert sind, die Grabblume der zu Donar gegangenen Seelen. Wer die Donnerrose (Alpenrose) beim Gewitter trägt, läuft Gefahr vom Blitz erschlagen zu werden.

Wie die heutigen Jahrmärkte und großen Städtemessen aus Kirchenmessen und christlichen Stiftsfesten entsprungen sind, so konnten auch die heidnischen Opferfeste nicht ohne ihren

Vorrath schaffenden Jahrmarkt bestanden haben. Dies erweist sich mehrfach durch die Tage, auf welche Kirchweihen, Kirchmessen und Jahrmärkte angesetzt sind. Norddeutsche Kirmessen dauern mancherwärts den Sonntag und Montag; Dienstag und Mittwoch wird gearbeitet, am Donnerstag aber beginnt das Fest von neuem, um Abends geschlossen zu werden. Colshorn in der Geschichtsbiblioth. 1853 1, 176. So weit die Nachrichten über das Naumburger Kirschenfest reichen, das auf Jakobi fällt, so war den Knaben dazu der Montag, den Mädchen der darauf folgende Donnerstag anberaumt. Lepsius, Kl. Schrift. 1, 209. In der Umgegend von Dingelstedt am Huy dauern Pfingstgelage und Pfingsttanz von Dienstag bis Donnerstag. Kuhn, Nordd. Sag. 389. So werden auch von Alters her die Jahr- und Viehmärkte in der deutschen und welschen Schweiz so herkömmlich am Donnerstag abgehalten, daß unter sämmtlichen des Landes alljährlich 245 auf diesen Tag fallen. Man findet dies im Kalender des Schweiz. Volksboten, Basel 1860; die heute dabei vorkommenden Ausnahmen sind noch nicht erklecklich. Der Berner Rath hatte schon seit 1481 die Gerichte und Wochenmärkte zusammen auf den Donnerstag angesetzt (Tillier, Geschichte Berns 2, 495); der Rath von Augsburg gestattet 1501 das Feilhalten daselbst am Perlachberge allein an Donnerstagen (Stetten, Augsb. Gesch. 255), und König Rudolf von Habsburg verleiht 1282 der Stadt Rotenburg a. d. Tauber eine Jahresmesse, deren Beginn er auf Donnerstag nach der Pfingstoctave festsetzt. Lichnowsky, Habsb. Gesch. I., Urkunden no. 721. Für die Ulmer Metzger galt noch 1770 der Donnerstag als gesetzter Schlachttag. Berlepsch, Chronik der Gewerke 5, 45. War Donar der Landase in dem Sinne geheißen, wie man von Landwein und Hausbrod als dem kräftigsten und schmackhaftesten spricht, war er somit nicht der vermeintliche unterste Bauerngott, sondern der des gesammten Hirtenvolkes, dessen Menge nicht Platz findet in Odhins Ritterhimmel, sondern nur in Donars weitem Volkswang, so muß an seinem Festtage auch Alles vorgenommen werden, was zur Zucht der Thiere dient und ihren Krankheiten abhilft.

Eine Besegnungsformel, handschriftlich v. J. 1361 in Hoffmanns Schles. Monatsschr. 1829, 764 verordnet, das kranke Roß der Donnerstagssonne entgegen zu führen: welch ros den pirczil hot, zo vuren is keyn der sunnen an eyme dunrstage vrü. Genaueres hierüber weiß Barthol. Carrichter, der 1551 sein zu Straßburg 1614 erschienenes Werk schrieb: Von gründlicher Heilung der Zauberschaden. Er sagt pag. 30: Wenn das Vieh bezaubert ist, so nimm an einem Donnerstag Nachmittag beim Austreiben einen Laib Brod, schneid einen Bissen, streu Salz darauf, giebs ihm zu essen, hernach zu Feld getrieben, es hilft.

Gaben die Donnerstagsmessen den ersten Anlaß zur Gründung der Briefposten und Zeitungsblätter, so kann sich auch in letzteren noch ein gleicher Ursprungstag erkennen lassen. Das älteste Züricher Wochenblatt, das i. J. 1730 seinen Anfang nahm und wegen seiner langen Dauer eine für die schweiz. Culturgeschichte belangreiche Quelle geworden ist, führt den Namen Donnerstags-Nachrichten. Die Folge gesteigerter Betriebsamkeit ist ein mit der Journalistik sich steigerndes Lesebedürfniß; es trifft nun mit dem Gesagten mehr als bloß zufällig zusammen, daß die St. Galler Bibliothek jeden ersten Donnerstag eines Monats den Bürgern geöffnet war. Fäsi, Erdbeschreib. 3, 701. Dagegen dauert bei denjenigen Gewerken, die von einem feineren Bildungsbedürfnisse nur langsam berührt werden, der derbere Brauch und Glaube bezüglich dieses Rüst- und Lebetages fort, und die Bauern-Praktica (edd. Gräße 1859, 191) besagt: der Donnerstag ist ein Glückstag für Schmiede und Schlosser, für Wagner und Müller. Materiell genommen, allerdings; doch nicht zu übersehen ist bei diesem Spruche, daß Donar selbst auf dem Donnerwagen einherfährt, den Donnerhammer in der Hand schwingend, durch Frühlingsgewitter die Mühlenbäche aufeiset und mit dem Blitz die erste Ackerfurche pflügt. Vom Frühlingsgewitter heißt es: früher Donner, später Hunger. Eine Aargauer Bauernregel sagt: Am Donnerstag geht unser Herrgott am meisten über Land; und wenn ein Wetter entsteht, pflegt man an der untern

Aare um Lützern zu sagen, der Herrgott geht auf Reisen. Meldet sich das Gewitter recht krachend an, so hört man im Tone der Beruhigung sprechen: der Donner macht mir mein Gras wachsen.

Ein paar verwandte Wirthschaftsregeln finden hier noch ihre Stelle. Fällt der erste Mai auf Donnerstag, so bringt dies einen gedeihlichen Fruchtmonat. Fällt der dritte Tag Neumonds auf Donnerstag, so ist dies die günstigste Zeit, Haare und Nägel zu schneiden, ohne Folge von Husten und Schnuppen. Am Donnerstag treten die Mägde ihren Dienst an (Curtze, Waldecker Volksüberlief. 395). Bollenzwiebel, Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen dürfen nur am Donnerstag gesteckt werden, am Donnerstag säet der Bauer am liebsten die Körnerfrucht an (Freienamt). Alljährlich an einem Donnerstag findet der amtliche Waldgang statt, den die Stadt Zofingen mit Trommel und Fahne durch den Bonwald abhält. Ebenso halten die Dorfgemeinden alljährlich am Donnerstag des Auffahrtstages ihren Flurumgang, wobei die Reformirten die Grenzgemarkungen besichtigen, die Katholiken den kirchlichen Segen über die Saatzelgen sprechen.

Die Woche hat ihre stehende Speiseordnung, der einzelne Festtag seine specielle Zweckspeise, der Donnerstag sein Erbsenmus mit Speck; aller Orten ist er unter den Wochentagen ein sog. Fleischtag. Wie althergebracht diese Sitte ist, erweist sich aus des Chronisten Thietmar von Merseburg IV., 30. Angabe: Kaiser Otto III., der in seinem Gewissen über gar manche Missethat zu zittern hatte, fastete deshalb oft die ganze Woche, den Donnerstag ausgenommen. Ist schon aus dem bisher Gesagten augenfällig gemacht, daß der Landmann gerade an diesem Tage die Kälber entwöhnt, die Stallthiere austreibt, die Viehmärkte besucht und mit dem Metzger handelt; daß er ferner an diesem Tage die ersten Hülsenfrüchte steckt und das Korn einsät, weil solches vormals ebenfalls so geschah im Schutze des Flur- und Heerdengottes; so giebt nun sogar die Donnerstagsspeise, Erbsen und Speck, die weite Verbreitung des Donarcultus und seiner Bekenner nachhaltigen, ausdauernden Glauben noch einmal wie in einem Unscheinbarsten zu erkennen. Wie

merkwürdig, daß der Berliner und der Aargauer, der Niederdeutsche und der Schwabe, sonst in allem Andern von einander verschieden, gerade in diesem unbeachtet fortgeübten Brauche die Gleichen sind, daß sie an demselben Tage überall dieselbe Speise kochen und unter solchen rituellen Vorschriften genießen, die gleichfalls wieder übereinstimmen. Selbst im aufgeklärten Berlin ist das stetige Donnerstagsgericht Erbsen mit Speck, und man sagt dorten dasselbe darüber, was man auch in Schwaben behauptet: man dürfe Erbsen nicht an andern Wochentagen essen, sie brächten sonst Schwären. Kuhn, Norddeutsche Sag. 445. Meier, Schwäb. Sag. 388. Nicht einmal am Charfreitag darf man Erbsen essen, der doch der strengst gebotene Festtag ist, denn auch dann bekäme man Geschwüre; so deutlich erkennt man die heidnische Zweckspeise und schließt sie von dem specifisch christlichen Charfreitag aus. Aus einer Fülle von Ueberlieferungen geht hervor, sagt Mannhardt, Götterwelt 190, daß die hartgetrocknete, gelbfarbige Erbse einst als Symbol der im Gewitter niederfahrenden Donnerschoße und Hagelkörner galt und daß sie eben nur deshalb stets als die Lieblingsspeise der Gewitterzwerge geschildert wird: Aargau. Sag. 2, 227. In Donars Schutz wurden die Leichen gegeben, weil sie zu ihm fahren: darum setzt man den Leuten, welche die Todtenwacht bei einer Leiche halten, das herkömmliche Erbsenmus vor.*) In Donars Schutz steht der Braut- und der Ehestand: Wer Erbsen verleert, wird entweder sterben, oder sich verlieben. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 979. Unter Donars Gedeihen, des Heerden- und Herdgottes, wächst Fleisch und Korn: darum wird Donnerstags Schweinefleisch, und statt des trockenen Brodes das Erbsenzugemüse aufgetischt. Unsterbliche und Sterbliche beobachten diesen Feiertag und sein Speisegebot. Man entnehme dies aus folgenden zwei Sagen, die genau übereinstimmen, obschon die eine nach Stockholm und die andere nach Swinemünde gehört. Sie erläutern den uns nun schon bekannten Satz: Weil die Weihe des Festtages,

*) Man vergleiche: Oberdeutsche Leichenbräuche.

an welchem Götter und Menschen feiern und schmaußen, es verlangt, daß man alle Tagsarbeiten schon den Abend voraus gethan habe, so ist es verboten, am Donnerstag einen Stall zu misten, ja nur ein Kind zu kämmen.

Eine schwedische Sage in Dybecks Runa (Stockholm 1845) berichtet von einem Bauern, dem in jeder Julnacht (Weihnachten) eine Speise vom Tische und eine Kuh aus dem Stalle wegkommt. Als er in einer solchen Nacht dem Diebe auflauert, tritt ein freundlicher Mann bei ihm ein, heißt ihn mitkommen, führt ihn in eine prächtige Stube und setzt ihn zu einer Gesellschaft an die gedeckte Tafel. So wie sie aber hier den Julbrei verzehren wollen, fällt Kuhmist in die Schüssel. Da sagt der freundliche Mann zum Bauern: Sieh, welche Ungelegenheit! Versetze doch deinen Stall wo anders hin, ich werde dir dabei behülflich sein. Der Bauer thats und verlor seitdem kein Stück Vieh mehr. (Weinhold, Weihnachtsspiele 15.)

Zwei Mädchen finden unter dem Herd in ihrer Küche eine Oeffnung, steigen hinunter, gelangen zu den Erdmännchen, die hier unterirdisch wohnen, und werden von ihnen mit Speise und Trank köstlich bewirthet. Zum Schlusse kommt noch eine verdeckte Schüssel, die, als sie den Deckel abheben, zu ihrem größten Abscheu voll Läuse ist. Sehet, sprach ein Unterirdischer zu den Kindern, das sind die Läuse, die ihr Donnerstags aus euern Haaren kämmt, die fallen uns hier unten alle in die Schüsseln. Drum möchten wir euch freundlich bitten, thuet das fernerhin nicht und wirket dafür, daß auch die Andern es nicht thun. Kuhn, Nordd. Sag. 321. So sitzen also am Donnerstag sogar die Unterirdischen gleichzeitig mit uns um ihre Festtagsschüssel versammelt.

Wo der um sich greifende Nothstand statt Fleisch und Brod die alleinige Kartoffel mit dem etwaigen Cichorienkaffe auf den Mittagstisch setzt, da ist der altübliche Küchenzettel freilich längst vergessen, und jeder Tag dem andern gleich. Gleichwohl spürt sich auch dann noch der Donnerstag durch, nur ist er verlegt auf ein paar landschaftliche oder kirchliche Jahrtage. Von ihnen ist zum Schluße hier noch die Rede.

Mit dem Donnerstag beginnt die sog. Kleine Fasnacht. Er ist der letzte Tag vor Fasten, an dem getanzt, oder in Vorrath gebacken und geschlachtet wird. Er heißt in Köln Wiewerfastelavend, in der Eifel Weiberdonnerstag, in Tirol der gumpige (tanzende), der unsinnige Dorstig, der weiße (wegen des Backwerks), in vlämisch Belgien vetten dondertag, in der Schweiz der Schmutzige und Feißte. Diesen letztern Namen hat er von den auf ihn treffenden fetten Speisen. Dieser Schmutzigen Donnerstage hat man in der Schweiz drei, die drei letzten der Fasnachtswochen. Jede Haushaltung auf dem Lande ißt da Mittags Erbsen und Schweinefleisch; am dritten giebts Schmalzküchlein. Schmaußend durchziehen an etlichen Orten die Bursche die Dorfgassen, um ein öffentliches Beispiel der Eßlust zu geben; Bekannte suchen sich gegenseitig das Rauchfleisch aus dem Kamin zu stehlen. Nach dem Mittagessen schickt man die Kinder, maskirt als „Heumütterli", gegen die nächste Eichen- oder Buchenwaldung hinaus; hier müssen sie in den Wald hinein „zähnen", die Zähne blecken und Gesichter schneiden. Je mehr sie's thun, um so mehr werden dies Jahr Eicheln und Bucheckern gerathen, eine um so größere Schweinemastung wird man bekommen. „Man muß mit fettem Maul in den Wald schauen, dann giebts viel Buchnüsse;" man muß recht toben, lärmen und mit dem Geschirr „kesseln, damit es in Allem recht donnermäßig hergeht." Man muß Hirsebrei essen, es bringt Münze.

Der andere Ersatztag ist der Gründonnerstag. Man soll ihn durch keinerlei Hausarbeit entweihen. Wenn man am Gründonnerstag feiert, hat man das ganze Jahr kein Fieber (Aargau). Wenn man am Gründonnerstag backt, so regnets das ganze Jahr nicht mehr. Kuhn, Märk. Sag. 387. Jedoch vorgebacken muß um so reichlicher sein, denn: Gründonnerstagbrod schimmelt nicht. Gründonnerstag-Eier ergeben lauter Hähne; wer sie ißt, wird stark, bekommt beim Heben von Lasten keinen Leibschaden. Wer eine Flasche Rothwein, seit vorigem Jahr in einem Ameisenhaufen vergraben liegend, heute austrinkt, bekommt die Dreimännerstärke. Letzteres deutet sichtbar hin auf das Wettessen,

das Wetttrinken und die übrigen Stärkeproben, worin Thôrr gegen den Winterriesen Utgardloki Sieger bleibt.

So ist seit dem ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, da die von Cäsar geschilderten Germanen noch keine andern Götter zu verehren wußten als bloß das Augenfälligste: Gestirn und Feuer, allmählich aus diesem Elementarfeuer die reichgegliederte, vielbewegte und allgeglaubte Göttergestalt Donars großgewachsen und hat sich dem Thun und Denken seiner Bekenner dermaßen ins Herz geprägt, daß sogar die bloße Beschreibung des ihm geweihten Wochentages hier auf Kosten aller übrigen Wochentage sich breit macht.

Freitag.

Nach der Schönheits- und Liebesgöttin Freyja, der höchsten weiblichen Gottheit, ist der ahd. Frîatac und altnord. Freyjudagr (dies Veneris) benannt; frîjôn bedeutet lieben, gleichsam sich aneignen, freien ist heiraten. Im Alterthum gieng das ledige Mädchen unberingt und in fliegenden Haaren, zum Zeichen, sie sei noch ungebunden und frei. Grimm Wörtb. 4, 95. Dieser Liebesgöttin steht der männliche Fruchtbarkeitsgott zur Seite, welcher altnord. Freyr, goth. Frauja, ahd. Frô hieß; das eine Himmelswesen war, wie lat. Lunus und Luna, und wie goth. Sunna und Sunnô, in zwei Geschlechter gespalten. Daher hat die altdeutsche Frîa dem Gotte Frô gegenüber ihren Namen appellativ in Frouwâ umgewandelt, er der Herr, sie die Gebieterin, und dieser letztere Name ist ihr in den oberdeutschen Mundarten ausschließlich verblieben. Frau bezeichnet in Sage und Lied Oberdeutschlands durchweg die Oberherrin der Geisterwelt, sie wird, da sie zur Zeit der Fronfastentage erscheint, sogar zu einer Fraufasten und begabt die unter ihrem Einflusse gebornen „Fraufasten-Kinder" mit heilkräftigem und Geister erlösendem Vermögen. Ein einziger Fall ist uns bisher bekannt, wo diese Göttin in unsrer Mundart noch unter dem älteren Ei-

gennamen auftritt; in Schönwerths Oberpfälz. Sag. 2, 313 erscheint ein himmlisches Herscherpaar, dem alle Elemente dienen, er eingehüllt in seinen Königsmantel, sie in die Fülle ihres reichen Haupthaares, er Woud (Wuotan) geheißen, sie Freid. Letzteres bezeichnet beides, die Freitägige und die Gefreite. Nicht der echten Volkstradition, sondern nur der Gelahrtheit entsprungen ist dagegen folgende Stelle in dem Musikalischen Halleluja von Bachofen (Zürich 1786), die dorten in das Wochentagslied auf Freitag gehört:

Weg Freya! weg du schnöde Geile,
Du hast an mir kein Loos, noch Theile,
Mein Jesus ist allein mein Mann,
Der mich gefreit, ꝛc.

Dieser Himmelsfrau sind besondere Heilkräuter und Liebesblumen nachbenannt, die nun zum Theil auf die christliche Himmelsfrau Maria übertragen worden. Die Frauendistel, carduus Marianus, auch Mergen- (Marien-) Distel, wird beim Volke als Decoct gegen Seitenstechen angewendet; auf ihre milchweißen Blätter, sagt der Katholike, ist ein Tropfen von Mariens Muttermilch gefallen. Ein in den Walliser Hochalpen häufiges Sedum nennt der dortige Senne Frowentrübli, das Träublein der Frau; zum Frauenschuh, cypripedium, bemerkt ein handschriftliches Receptierbüchlein aus der Stadt Brugg: Findest du es in seiner vollen Blüthe, so weist es auf große Schönheit deines nachmaligen Weibes. Frauenthränen nennt man mehrere Orchisarten, ein Name, der sich wiederholt in den Deutungen über das Frauenmänteli, alchemilla vulgaris. Diese ist nach ihren mantelartig zusammengefalteten Blättern benannt und der Jungfrau Maria geheiligt, welche mit einem Mantel dargestellt wird, der alle zu ihren Füßen Betende mit einhüllt. Dieselbe Pflanze heißt ferner Sonnenthau und Sinnau (mhd. sintôwe, Immerfeucht) wegen ihrer stets mit Thautropfen gefüllten kelchartigen Blätter. Daran knüpft sich die eddaische Sage von Freyja, welche ihrem zu fernen Völkern gezognen Gemahl Odhr goldene Thränen nachweint und darum die Thränenschöne genannt wird. So weinen im mhd. Epos Flos und Blankflos

die beiden Liebenden, von einander getrennt, sich Thränen nach, die zu lauter Blumen und Perlen werden.

Betrachten wir nun die Freitagswerke als die der Göttin der Frühlingsschönheit und ersten Liebe geweihten. Der Freitag ist den Eheverhältnissen am günstigsten, an ihm muß man kilten und freien. Alle Hochzeiten des reformirten Aargaus werden durchweg an ihm abgehalten. Bezieht die junge Frau nicht an ihm das Haus ihres Gemahls, so wird in der Ehe viel gestritten werden. Hat sie einen bösen Ehemann zu zähmen, so kocht sie ihm eine Suppe mit dem Wasser, das im Freitagsregen gekommen ist. Da die Haus- und Herdgöttin mit einem Katzengespann zu fahren pflegt, den Thieren der Häuslichkeit, so sagt man von einer ehelos Verstorbenen oder übel Verheirateten, sie habe einst die Katze nicht recht gefüttert. Regnet es der Braut in den Kranz, so hat sie sich vormals an ihrer Hauskatze versündigt. In dem Hause, wo in der Freitagsnacht die Katzen sich raufen, wird auch der eheliche Unfrieden nicht lange ausbleiben. Legt sich die Hauskatze aufs Ohr, so giebts Sonnenschein; schleckt und mutzt sie sich von einem Ohre zum andern, so kommt „gefreueter Besuch" ins Haus. Bekanntlich nennt man die ersten Weidenblüthen Palmkätzchen; man trägt sie am Palmtage büschelweise zur Einsegnung in die Kirche, verschluckt die Blüthen einzeln gegen Halsweh und steckt den Strauß gegen Feuersgefahr unters Dach. Mit dieser vorzugsweise katholischen Sitte steht aber die andere des Katzenbrennens in gröblichem Widerspruche. Man hat nemlich im obern Elsaß und in der angrenzenden Baselandschaft beim Oster- und Charfreitagsfeuer Katzen lebendig mit verbrannt und begeht diese Grausamkeit in Lothringen noch. Es ist eine Rache der Kirche, ausgeübt an dem Wagen- und Wappenthiere der Heidengöttin. Sonntag und Freitag sind allen Anfängen am günstigsten; was man am Freitag träumt, wird an einem Sonntag wahr. Durch die Freitagswitterung bestimmt sich die bis zum Sonntag voraus.

Ist das Wetter die ganze Woche wunderlich,
So ists am Freitag ganz absunderlich.

Die Hexen dürfen am Freitag keine Butter ausrühren.

Den Segensspruch, womit man dem Stallvieh die Raude vertreibt, muß man am Freitagsmorgen sprechen. Der Hase, der am ersten Märzenfreitag geschossen wird, ist für manches Körperübel gut, insbesondere sein Auge wird getrocknet und gegen Erblindung umgehängt. Nur an einem Freitag schlägt die Erlösungsstunde verwünschter Geister. Die am Freitag Verstorbenen müssen nicht erst den Umweg durchs Fegfeuer nehmen, sondern gehen, wenn sie es verdienen, sogleich in den Himmel ein. Ein am Charfreitag gelegtes Ei ist von so starker Schale, daß man damit beim Wettspiele des Eierpickens die Spieleier aller Gegner zerschlägt.

Diese Sätze gehören meistens reformirten Landschaften an; ganz entgegengesetzt aber lauten sie im Munde einer unvermischt katholischen Bevölkerung. Dorten sieht man in der heidnischen Tradition kaum etwas Gefährliches mehr; hier wird sie noch mit kirchlicher Eifersucht verfolgt und verdächtigt. Der heilige Abt Pirminius sagt in seiner Schrift de singulis libris canonicis scaraphus (in Mabillons Analecten 69): beim Heiraten den Freitag beobachten, dies ist alles nichts als Teufelsdienst. Dies wiederholt sich bis heute. Im katholischen Freienamte heißt es: Die am Freitag geschlossene Ehe bleibt kinderlos; und noch plumper in der katholischen Oberpfalz: Am Freitag heiraten die Lausigen. Bavaria 2, Erste Hälfte 279. Hier wird nemlich die Hochzeit beinahe ausschließend nur am Dienstag gehalten, der Freitag verbleibt hierzu den „lausigen" d. h. eigenthums- und rechtlosen Knechten. Der Freitag ist daher gleichmäßig verrufen in den katholischen Landstrichen von Baiern, Schlesien, Oesterreich und des deutschen Alpengebietes. Kein katholischer Senne wagt am Freitag etwas mit seinem Vieh neu zu beginnen; keine Hausfrau unternimmt ein neu andauerndes Geschäft. In Kärnthen darf man Freitags keine Wäsche im Bache schwemmen, sonst kommt Ueberschwemmung ins Land; Freitagswäsche bringt kein Glück, heißts auch beim Hessischen Katholiken (Wolf, Beitr. 1, Anhang). Unser bäurisches Freienamt und die Großstadt Wien stimmen hier völlig überein: dorten bezieht man Freitags keine neue Wohnung, sonst würde man

unglücklich, hier will am Freitag Niemand die Miethe wechseln oder neue Dienstboten eintreten lassen. Allg. Augsb. Ztg. 1857, Beilage no. 305. Freitagskinder haben im Leben viel zu leiden (Tirol); ein Kind, das zwei Freitage ungetauft liegt, wird gespensterſichtig (Aargau). Holländiſcher Schifferglaube verbietet am Freitag in See zu gehen; denn am Freitag, wo auf Erden der Heiland gekreuzigt worden, fordert auch der Meeresherr ein Menſchenopfer.

Nicht minder widerſprechend lauten die Meinungen der beiden Confeſſionen bezüglich der Körperpflege, die dieſem der Schönheitsgöttin gewidmeten Tage gebührt. Rudolf Gwerb, ein Zwinglianer, ſagt in ſeinem Buch „Vom Leuth- und Vychbeſägnen" Zürich 1646, 10: man ſol alle wuchen am Freytag ein ſauber newgewäſchen hämbd anlegen, ſeye ein gewüſſe prob gegen grimmen; vnd die nägel an händ vnd füßen abſchneiden, ſeye gegen zanweh." Dagegen wurden vormals in der Stadt Luzern am Freitag allein keine Badſtube geheizt (E. Kopp, Geſchichtsblätter 1, 322), und der Freienämter ſagt: wer am Charfreitag die Haare ſchneiden läßt, bekommt Läuſe. Bei den Proteſtanten gilt: Freitag ſich die Nägel ſchneiden, macht reich, ſich die Nägel rückwärts ſchaben, bewahrt gegen Umlauf im Finger. Gegen Zahnweh vergräbt man Nägel- und Haarſchnitzel Freitags vor Sonnenaufgang, das Weib unter einem Birnbaum, der Mann unter dem Apfelbaum. Sogar im aufgeklärten Berlin ſchneidet man gegen das Zahnweh die Nägel am Stillen Freitag. Kuhn, Nordd. Sag. 461. Zu verwundern iſt, daß gerade der neuerungsſüchtige Proteſtantismus dieſen Einzelzug in ſich erhalten hat, deſſen hohes Alter von einer altwaliſiſchen Sage bezeugt wird. Elphins Geliebte iſt von einem Verführer bedroht, weiß ihm aber durch folgende Liſt zu entgehen. Sie kleidet in der vorbeſtimmten Nacht eine Kammer-Magd in ihr Fürſtengewand und ſteckt ihr den eignen Mahlring an die Hand. Der Magd nun wird der Finger im Schlafe abgeſchnitten und dem Elphin zum Wahrzeichen von ſeiner Frauen Untreue vorgelegt. Den Ring erkannte Elphin an; der Finger aber, ſprach er, iſt nimmer der meiner Frau; denn der Na-

gel dieſes Fingers iſt ſeit einem Monat nicht geſchnitten; meine Frau ſäumt keinen Freitag dies zu thun. Altd. Wälder 1, 71.

J. Grimm bemerkt in den Rechtsalterthümern 820, daß ihm kein einziges Beiſpiel vom Freitag als einem Gerichtstage bekannt ſei. Hier folgt ein ſchweizeriſches. Das Stadtbuch von Baden v. J. 1384, beſtimmt Paragraph 129 vom Pfandrechte, daß Pfänder vom Gläubiger am Dienſtag auf die öffentliche Gant gebracht werden und folgenden Mittwoch und Donnerstag dorten verbleiben müſſen; haben ſie in dieſen drei Tagen dem Gläubiger den Betrag ſeines Darlehns nicht eingebracht: so mag er morndes an dem frîtag an dem gericht erfaren, wie er mit den pfanden wandlen söll, vnd was denn urtel gibt, dem sol vnd mag er denn navchkumen. Argovia 1, 62.

Samstag.

Das hebräiſche Sabthai (Levit. 23 und Exod. 21) heißt ruhend und bezeichnete ſowohl den Tag der Ruhe, als auch den angeblich unbewegten Planeten Saturnus. Aus dieſem bibliſchen Sabbathsnamen iſt der ital. sabbato, franz. samedi und nhd. Samstag entſtanden. Seinen nordiſchen Namen Laugdagr hat er von lukan, ſchließen, weil er der Endiger der Woche iſt.

Zeigen wir kurz den ländlichen Hergang an einem oberdeutſchen Sonnabend.

Von Nachmittag drei Uhr an, wenn die Vesperglocke zum erſtenmal geläutet hat, wird die Arbeit auf dem Felde eingeſtellt und man geht ins Dorf zurück. Die Egge im Acker wird mit den Eggennägeln nach innen gekehrt und abgeſtellt, damit der Ewige Jude, der keinen Sonntag hat, im Vorbeigehen drauf ausruhen kann. Pflug und Wagen wird unter Dach gebracht; kein Werkzeug ſoll draußen bleiben. Knecht und Magd ſparen den Beſen nicht, der ganze Aeren um Haus und Stall muß

sauber gekehrt sein. Das Weibervolk geht hinter das Milch- und Küchengeschirr her, dann werden Stube, Tisch und Bank gefegt, schließlich auch noch die hölzernen Stubenwände abgewaschen. Zuletzt erst kommen die Leute dran. Bei der Abendlampe salbt der Knecht sämmtliches Schuhwerk für den morgigen Kirchgang. Die Mutter flicht ihrem Mädchen den Zopf voraus ein, denn die Kinder schickt man morgen in die Frühmesse, während die Erwachsnen in die Predigt gehen, die erst um neun Uhr beginnt. Den Schluß von Allem macht ein gemeinsames Gebet, das bei den Katholiken den Verstorbenen und den Armen Seelen gilt. Man geht früher als sonst zu Bette. Den Kindern giebt man zum Einschlafen einen Löffel Zwetschenlatwerge mit Wurmsamen, weil bei ihnen in dieser Nacht „das Wurmhaus offen ist". Ernießt sich das Jüngste noch in den Federn, so kommt eine glückliche Woche ins Haus. Kein Bursche verläßt das Lager vor Morgen wieder, um etwa einen Kiltgang zu machen. Wer dagegen handelt, den trifft der grobe Schimpfnamen Waschpletz, einen Dreiviertelsmann bezeichnend, mit dem man die Weiberkammer aufwischt. Samstag Nachts ist die Luft voll Geister, heißt es, wer in ihr ausgeht, dem wird der Athem benommen; bald deshalb, weil es die Hexenfreinacht ist; bald, weil die W. Jagd, das Nachtgejägde, umfährt; bald auch, weil sie einem verworfnen, einem Unglückstag angehört, denn Mittwoch und Samstag gelten mancher Orten nicht für ganze Tage, sondern nur für Uebergänge. In einigen Gegenden Mitteldeutschlands heißt der Samstag noch Hollentag, Frauen-Hullentag, und dieser Name überweist ihn unzweifelhaft an die Göttin Hulda oder Holda, welche einerlei Person mit der oberdeutschen Spinnerkönigin Berchta ist. Dies ergiebt sich aus dem allgemeinen Volksglauben, an den Vorabenden bestimmter heidnischer Festzeiten, sowie an Sonnabenden müsse jede Spinnerin ihre Kunkel leer gesponnen haben. Rad und Rocken werden zugedeckt in die Ecke gestellt, Samstags werden keine Spinnstuben besucht. Die Magd, die in der Samstagsnacht fortspinnt, erhält daraus ein Linnenzeug, dessen Fäden sich ungleich bleichen; was am Samstag gesponnen wird, stiehlt

der Weber. Wer über Feierabend spinnt, vergeht sich gegen Sonne und Mond, denn die Sonne des morgigen Tages ist die allsehende, und das Bild im Monde zeigt ja das Gesicht und den Rockenstiel jener verwünschten Frau, die am Sonnabend spann. Wer nach Vesperläuten noch die Matten wässert, muß dorten auch nach dem Tode fortwässern. Bekanntlich sind manche Züge aus dem Berchta- und Hulda-Mythus in die Marienlegende übergegangen; daher ist nach altbairischem Volksglauben der Samstag heilig (Bavaria 1, 409) und im Luzernischen heißt es, am Samstag ist die Mutter Gottes geboren. Lütolf, Fünfort. Sag. 560. Diese über der Feier des Sonnabends streng wachende Göttin wird noch um vieles deutlicher, wenn man sich erst der mancherlei weiblichen Ortsgeister erinnert, die nur zu dem bekannten Zwecke zu erscheinen pflegen, die Befolgung der alten Sitte zu belohnen, oder deren Bruch augenblicklich zu ahnden. Hierüber berichtet man uns aus dem Zürcherischen Bergdörflein Brütten nachfolgende Sage unter dem Titel: Sonnabend fordert rechtzeitigen Feierabend.

Der Vater unseres Armenpflegers, ein braver Schuster, war an einem Samstag im Nachbardorfe Dättnau auf der Stör (auf Taglohn im Kundenhause) und arbeitete hier, um vollständig fertig zu sein, bis Mitternacht fort. Als er auf seinem Heimwege aus dem Walde kam, durch den der übliche Fußweg von Dättnau nach Brütten führt, hörte er hinter sich Schritte und bemerkte im Umblicken ein Weiblein, das eine Zeine auf dem Kopfe tragend, die Hemdärmel bis zum Ellenbogen zurückgelegt hatte und durchaus sommerlich gekleidet war. Dies schien ihm unbegreiflich, denn es wehte ein scharfer Wind. Nun kam es auch noch so nah an ihm vorüber, daß er es hätte berühren können, und er rief: Warum so hitzig in kalter Nacht? Doch statt zu antworten, schwenkte das Weib in die Wiese ab und kehrte in den Wald zurück. Jetzt fiel es ihm plötzlich ein, dies sei das „Wingartenfräueli", das die Trauben in den Weinbergen hütet, sonst aber hier allen Denjenigen erscheint, die des Tages, wo sie dieses Weges kommen, sich eine Ungebühr erlaubt haben. Hat nun Jemand absichtlich gegen den Landesbrauch gefrevelt,

dem sitzt sie auf den Rücken und reitet ihn bis zum Dorfe, daß er vor Müdigkeit umsinkt; will er sich des Plagegeistes erwehren, so hat er des andern Tages sicher ein geschwollenes Gesicht.

Nach dem alten Zunftbrauch der Grobschmiede wird kein Feierabend gemacht, ohne nicht drei kalte Streiche auf den Ambos gethan zu haben, eine vom asiatischen Rußland bis zu uns reichende Sitte, von welcher die Revue de deux mondes 1852, Avril 254; Erman, im Archiv für Kunde Rußlands 15, 146; Hahn in den Albanesischen Studien 1, 165; Panzers Bair. Sag. 2, 56; Zingerles Tirol. Sitt. no. 516 der Reihe nach übereinstimmend berichten. Folgende Erzählung ist mir vor einigen dreißig Jahren in Familienhandschriften zu Gesicht gekommen, welche aus der Stadt Brugg stammen und dem vorigen Jahrhundert angehören.

Mein Großvater wohnte in seinen Knabenjahren zu Brugg neben einem Schmied und brachte in dessen Hause, da man sonst auf gut nachbarlichem Fuß stand, oft halbe Tage zu. Während ich einmal, erzählte er, beim Meister wieder in der Werkstatt war, trat auch der Herr Stadtpfarrer herein, that mit ein paar Worten das Geschäft ab, das ihn herführte, und schaute dann mit mir der Arbeit zu. Aber saget, Meister, begann er nach einer Weile, was hats doch für ein Bewenden, daß ihr beim fünften, sechsten Hieb den Hammer, statt aufs Schmiedeisen, immer auf den Ambos fallen lasset? Wir nennen das den kalten Schlag, antwortete der Meister, und um figürlich zu reden, wirds ungefähr das Gleiche bedeuten, wie wenn der Herr Stadtpfarrer in seiner Predigt von Zeit zu Zeit „Meine andächtigen Zuhörer" wiederholt. Der Pfarrer lächelte herablassend, sah dann wie beeilt auf seine Uhr und empfahl sich plötzlich. Als er fort war, sagte der Alte in halb gutmüthigem, halb mürrischem Ton: Da schau einmal wieder, Kleiner, was es hilft, wenn einer sein Handwerk bloß aus Büchern gelernt hat; der grundgelehrte Herr! Sagt er euch in der Kinderlehre nicht selber das einemal, der Teufel liege in der Hölle an eisernen Ketten; und das andremal, er gehe umher wie ein brüllender Leu, die Leute zu verschlingen. Nun, wie wird der Teufel denn loskom-

men und uns armen Menschen nachlaufen können, wenn er seine Kette nicht vorher durchfeilt? Aber sie wird ihm wieder zugenietet mit jedem kalten Streich, den der Schmied am Feierabend auf den Ambos thut.

An welche Wochentage war der Kiltgang gebunden?

Die Einzelnächte der Woche, wie sie in den verschiedenen Landschaften zum Besuche des Mädchens vom Herkommen gestattet sind, schwanken zwar unter konfessionellen Einflüssen und örtlichen Meinungen, haben aber im Ganzen betrachtet doch etwas Uebereinstimmendes. Als solche vom Landesbrauch erlaubte Freinächte treten in katholischen und in reformirten Gegenden Donnerstag, Samstag und Sonntag am häufigsten auf.

An Dienstagen und Donnerstagen haben die Nachtbuben in Tirol ihren Abendausgang und heißen von ihrem sie ankündenden Jodeln die Joler. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 627. Der Tag des Ziu und des Donar bezieht sich also auf die Ehe. — An Donnerstagen und Sonntagen geht der Entlebucher zu Kilt. Kas. Pfyffer, Kt. Luzern 1, 332. Doch in dem reformirten Theile des Aargaus ist der Freitag, an welchem hier alle reformirten Copulationen stattfinden, nur dem erklärten Bräutigam zu Nachtbesuchen erlaubt (im Hallwiler-Seethal und Kulmerthal). Dagegen findet Freitag im bair. Fichtelgebirge der dorten sog. Schnurrgang statt, fränkisch schnurren heißt umherschweifen. Der Samstagsabend ist nach den Begriffen des Berner-Zürcherlandes und ihrer ehemals confessionell zugewandten Landschaften die zu Liebesbesuchen ehrbarste Zeit. Eine Reihe von Kiltsprüchen erwähnt diesen Wochentag ausdrücklich. Ein sich brüstender Bursche z. B. singt:

Alli Vögeli singet gern
bis am Samstig z' Obed;
Alli Meidli hem-mi gern:
O, wi bin i plôget! —
Der Gugger ûf em dûre-n- Ast,
er guget alli Samstig z' Nacht;
er guget dene Buebne,
si sôllit chô gô luege. —
Am Samstig chömmet Buebe
zum Liseli i d' Kilt,
gar Mänge' i d' Stube,
nummen Eine', der gilt.

Der Katholike im Freienamte findet aber, es sei dies nur eine Entweihung des Sonntagvorabends, er geht daher am Sonntag zur Kilt. Das erwartende Mädchen tröstet sich:

Lustig und munter,
Sunntig Nachts chunt er,
und wenn er nit chunt,
se-n-is er nit gsund.

Wer im reform. Aargau am Dienstag kiltet, der gilt für einen ausgearteten schlechten Menschen; wer im kathol. Solothurner-Gäu am Mittwoch kiltet, „der gehört unter die Räudigen". Solchen, welche überhaupt zur Unzeit „zu Licht" gehen, droht ein ganz gewöhnliches Mißgeschick. Sie werden auf ihrem Wege von einem Reiter eingeholt und ziehen unter freundlichem Gespräche mit ihm weiter. Allein nach langem Marsche bemerken sie zuletzt, daß der Reiter sie, anstatt zur Liebsten, unversehens wieder nach Hause zurückgeführt hat. Dies thut der sogenannte Schimmelreiter. Liebesglück kann nur zu einer den Göttern selbst erwünschten Zeit erworben werden; der ihr Gesetz befolgende Mensch trägt die altdeutschen Eigennamen Regintac, im Biterolf Regentag, : einer, der im Schutze wohlberathender Götter seine Tage fortführt; Rîcdag : der Langlebige, dem reiche Tage blühen; Sigitac, Adaltac, Hruodtac bezeichnet Männer, deren Leben mit Sieg, Adel und Ruhm gesegnet ist.

Der allwöchentliche Küchenzettel.

Auch im unscheinbarsten Brauche, wenn er stetig, altherkömmlich und verbreitet gewesen ist, muß ein Sinn gelegen haben. Wer sich mit persönlicher Erinnerung in die bürgerliche Hausordnung vor fünfzig Jahren zurück versetzen kann, der weiß wohl, wie damals noch zu Stadt und Land in jedem Hause eine bestimmte Speisenordnung galt, wornach für jeden Tag der Woche die auf ihn treffenden Speisen in stets gleicher Folge und Wiederkehr durchs ganze Jahr voraus festgesetzt waren. Je über den andern Tag aß man Fleisch, an den Zwischentagen Mus. Die männlichen Aethergötter hatten den Sonntag, Dienstag und Donnerstag beherrscht; dies sind die drei correspondirenden Fleischtage. Dagegen lenken die weiblichen Nachtgötter den Montag, Freitag und Samstag, und diese drei Tage sind die Mustage. Das Fleisch hieß die rothe Speise; Milch und Mehl, Butter und Käse war die weiße. Milch- und Buttergewinn dachte man als unter dem Einflusse des Mondes und unter Berchtas und Holdas Schutze stehend, daher fallen die Milch- und Mehlspeisen auf die drei letztgenannten Tage. Obst und Brod, diese Zuspeise an jeglichem Tage, heißen das grüne und das schwarze Essen, sie wurden beide dem Gotte Donar zugeschrieben. Der Mittwoch allein blieb in dieser Tages- und Speisenfolge schwankend; seitdem er aber aufgehört hatte, Wuotans Tag zu sein, wurde er gleichfalls unter die Mustage und von der Kirche zu den katholischen Quatembertagen gezählt, an denen die Fastenspeisen kirchlich geboten sind.

Für diese Angaben stehen historische Zeugnisse zu Gebote, die um so mehr Gewicht haben, als sie zugleich auf dem kirch-

lichen Brauche des deutschen Mittelalters beruhen. Darunter gehört nachfolgende Stelle aus der Pfründeordnung des altbairischen Nonnen-Klosters Geisenfeld. Es ist eine Handschrift aus dem 13ten Jahrhundert, nun veröffentlicht in den „Quellen und Erörterungen zur Bair. Geschichte", Erster Theil. Dorten S. 419 wird bestimmt, daß der Convent je dreimal in der Woche Fleisch zu essen bekomme; doch welcherlei Tage darunter gehört haben, dies erfährt man erst S. 428 indirekt aus des Klosters Dienstbotenordnung. So oft nemlich der Klosterbrauer, heißt es, zum Sud anfeuert am Montag, Mittwoch oder Samstag, so hat ihn dieser Tage des Klosters Speisemeisterin zu beköstigen mit einem Schwaigkäse und zehen Broden. Feuert er aber am Dienstag und Donnerstag an, so giebt man ihm dann je dreierlei Fleisch und die vorige Zahl von je zehen Broden *). In der Spende- und Mahlzeitenordnung des Aargauer Klosters Muri erhalten die Näherinnen auch während der österlichen Fastenzeit alle Sonn-, Dienst- und Donnerstage zum Mittagstische ihren Becher Wein; „zue andern zîten und tägen giebt man jnen kein trunk." Argovia 2, 101. Als die Reichsstadt Rheinfelden im Frickthal ihre Neue Spitalordnung für das Jahr 1511 festsetzte, welche in Schröters handschriftl. Chronik Rheinfeldens enthalten ist, wurde der Wochentisch folgendermaßen geregelt.

Sonntagsimbiß: Suppe, Fleisch und Kraut. Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Dienstagsimbiß: Suppe, Fleisch und Kraut. Nachts: Suppe und Fleisch.

Donnerstagsimbiß: Suppe, Fleisch, Rüben oder Kraut; Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Gegenüber diesen 3 Fleischtagen gabs am Mittwoch: Gersten, Erbsen und Weißmus; Nachts: Mus und Eier.

---

*) So der prew vnderchünnt an dem montag oder an mitichen oder an dem samzetag, so sol im div chelnærinn gebn ein swaic chæs vnd dazv sol man im gebn zehn brot. Chvntt er aber des eritags vnd des pfinztags în, so git man im driv vleisch vnd alsam davor brotes.

Am Freitag: Erbsen, Hirse oder Fische; Nachts: Mus oder Rüben, oder einen Häring auf ihrer Zwei.

Samstag: Gerste und Milch; Nachts: Suppe und Habermus.

Was von diesen Bräuchen in der deutschen Schweiz jetzt noch übrig ist, vertheilt sich auf die Wochentage für den Tisch des Landvolkes folgender Weise.

Sonntag bringt Sauerkraut, Kartoffeln, Rauchspeck und zum Getränke Obstmost. Zum Frühstück hat der Hofbauer hie und da noch seine altgewohnte Mehlsuppe, der Kleinbauer (Tauner) schon den alltäglichen Kaffee.

Montag ist der sogenannte Schnitztag, d. h. es giebt Dürrobst und Mehlbrei, oder Apfelschnitze und Kartoffelbrei. Die Montags- und Freitagsgerichte correspondiren aller Orten und bei allen Confessionen.

Dienstag giebt es Speck, begleitet von weißen Böhnlein oder Dürrobst. Dienstags- und Donnerstagsspeise correspondiren abermals in allen Landschaften und Bekenntnissen, zudem haben beide Tage Nachmittags Schulferien.

Mittwoch tischt ein unentschiedenes Compositum auf von Fleisch- und Mehlspeise, und so verzehrt der Altbaier Mittwochs seine Speckknödel, Freitags seine Fastenknödel.

Donnerstag ist allgemeiner Fleischtag; er bringt Speckfuppe, Kraut und Rauchfleisch, Abends Kraut- oder Speckfladen.

Freitag bringt Milch- oder Käsfuppe, Wasserspätzlein (Knöpflein) mit Obstmus; Brodschnitten in Butterteig gebacken, Oelschnitten und Most. Abends Käsfladen. Dem unzufriednen Kinde sagt der Vater über Tische: Finis: Am Fritig ißt me keis Schwînigs!

Samstag. Das Fleischessen am Samstag bedarf bei Katholiken noch der kirchlichen Dispense. Die Mittagskost besteht in Wasserfuppe, Wasserspätzlein und Dürrobst; eine Schüssel kalter Milch schließt. Abends wird das Hausbrod gebacken für die kommende Woche; das kleine Kind erhält dabei sein besonderes Mutschlein, der vorüberkommende Bettler sein Spend- oder Armenlaiblein.

Das Alemannische Haus.

1. Haus und Kleid.

Einerlei Tracht haben und Eintracht halten, macht das Wesen einer Genossenschaft aus, unter deren Gliedern noch kein greller Standesunterschied, noch keine Ungleichheit des Rechtes und Besitzes gilt. Auf diese Uebereinstimmung Aller unter einander nach Innen und Außen gründet sich die Nationaltracht, das althergebrachte Uebereinkommen, sich gleich zu tragen in Zeug und Wehrzeug, in Schnitt von Haar und Bart. Sie fühlt sich durch Fremdes beeinträchtigt, sie will nur auf die Erträgnisse ihres eignen Bodens und Fleißes angewiesen bleiben:

Selbstgesponnen, Selbstgemacht:
Ist die schönste Bauerntracht.

Woher nun die Tracht kam, daher mußte auch die Bauart stammen, und so galten Beide von jeher als die besonderen Kennzeichen der Racenhaftigkeit eines Volkes. Beide müssen originell sein, denn sie haben durch ihr Aeußeres das Innere anzukündigen; Beide müssen stereotyp sein, sonst wären sie kein Mittel individueller Entwicklung und zwangloser Uebung der physischen und moralischen Kräfte. So lange daher Alle unter den gleichen Bedingungen eines herschenden Bedürfnisses leben und weben, so lange Alle wissentlich und willigliche von gleichem Schlage sind, so lange macht auch nur dieses heimatliche Kleid den Mann, denn es ist das sinnbildliche Haus seines Leibes; eben so lange ist nur dieser Bau sein zärtlich geliebtes Heim, denn es ist das passendeste, schmiegsamste und schützendeste Kleid seiner Familie. Eintracht geht in gleichem

Zeug, haust unter Einem Dache, baut denselben Grund und ißt aus Einer Schüssel.

Um die Begriffe von Haus und Kleid auszudrücken, bedient sich die Sprache der gleichen Wortstämme und sagt damit, daß Beides ihr ebenfalls als eines und dasselbe gegolten hat. Das Wort Heim, schweiz. Ham, die Wohnstätte, stammt aus altdeutschem hamo, der Mantel, und führt auf Hemde. Das Haus führt auf Häs, Gehäs (Kleidung) und auf Hose; gleichwie die Casacke und Husegge aus romanisch casa (Sennhaus) stammen, jene die Mannsjacke, diese das Weiber-Leibchen bezeichnend. Ebenso stehen Kammer und Kamerad zu camisia, chemise und Kamisol. Nicht anders verhält sich Wand zu Gewand, Dach zu Decke, Hütte zu Hut und Haut. Die älteste Benennung für Haus ist in den indogermanischen Sprachen gart, vedisch garta, es bedeutet Wagen und Haus, weil der Nomade auf dem Fuhrwagen wohnt. Jünger ist schon der ahd. Namen garto, nordisch gardr, auf Garten und Gurt führend und ein zum Schutz umzäuntes Stück Land bezeichnend, gleichwie angelsächsisch feald beides ist, sowohl Falte, ein Streifen Gewand, als auch Feld, ein Streifen Landes. Die Sprache also läßt uns ebenfalls ersehen, daß der nationale, eigenartige Mensch sich sein Kleid und sein Haus auf den Leib gemacht hat. Denn das Wohnen ist ein vertraut und gewohnt werden mit seines Gleichen und unter gleichen Gewohnheiten, d. h. Rechtssatzungen; ein Behagen, mit ihm innerhalb des gleichen Geheges in Frieden zu verbleiben; ein Wunsch und eine Wonne, mit ihm auf gleicher Wunn und Weid Ernten zu gewinnen und Kinder zu erzeugen. Aus diesem altnachbarlichen Beisammenwohnen Aller entspringt ihre Beiwohnung, nemlich die Sippschaft und Verwandtschaft Aller unter einander, welche zum Gau und Zehnten gehören. Hagen und hecken, heißt sich fortpflanzen; denn der Bauer pflegt nicht weit über den Zaun hinaus zu heiraten, keine Fremde zu nehmen; was er nicht fassen und nicht erklären kann, das, sagt er, kann er überhaupt nicht heimweisen, nicht heimrichten. Deshalb geht auch hier in der Benennung der Verwandtschaftsgrade die Sprache wieder vom

Namen des Hauses aus und kehrt zu demselben zurück. Altnordisch hiâ, das Haus, führt zu altdeutsch hiurât, Ehe, und zu hîwiske, Sippschaft, Familie. In unsern deutschen Alpen heißt gehîen jetzt noch heiraten. Gothisch gabaurs heißt Beiwohnung und Beilager, es führt zum Worte Nachgebauer (altd. nahkipûro), denn nur mit dem Nachbargeschlechte hat man zusammengeheiratet. Das Wort Gemach (angelsächsisch maca) bedeutet, gleich sein von Alter und Beruf, zusammenpassend, daher heißt althochdeutsch gamahha die Gattin, und adverbial gamahho bequem, ungamah die Beschwerde und das Gefängniß.

Wer ehedem eine von seines Gleichen verschiedene Tracht annahm, that damit etwas Niederträchtiges, weil er damit eine unberechtigte Ausnahme unter Allen machte und hochtrabend und anmaßlich den falschen Schein nicht scheute, als ein Anderer und Bevorrechtigter gelten zu wollen. Ganz denselben Verstoß begieng der, welcher mitten in seinem Friedkreise nach fremder Art baute und hauste. Auch ihn traf der Vorwurf der Selbstüberhebung, man strafte ihn anfänglich mit gerichtlicher Buße, später mit Schimpf und Hohn. Daher kommt es, daß noch so mancher Wandspruch an steinernen Bauernhäusern den Vorübergehenden Trotz bietet und die ganze Gemeinde herausfordert. Der ursprüngliche Eigenthümer rächt sich damit gegen die Stichelreden der Nachbarschaft. Solcherlei ist noch hie und da in abgelegnen Dörfern zu lesen, so z. B. Folgendes in den Frickthaler Dörfern Wegenstetten und Hottwil, sowie in Döttingen an der untern Aare:

Wer thut bauen an die Straßen,
Muß die Leute reden
Und die Kühe tragen lassen.

Ich Aff steh und gaff;
Und derweil ich muß stehn,
Könnt' ich weiter gehn.

Ich achte meine Hasser
Gleichwie das Brunnenwasser,

Das eilends fließt vorbei;
Sie müssens doch erleiden,
Und könnens nicht verneiden,
Daß Gott mein Helfer sei.

Der uns voraus eilende Leser wird sich inzwischen schon das Modell zu einem solchen Hause, das wir das Alemannische benennen, ausgesonnen haben und uns nun verwundert fragen wollen, ist es dieses? Ist es diese mit ihrem Strohdache in den Erdboden hinein kriechende Bretterhütte? Oder ist es gar jenes mit dem Schermesser zugeschnittne nackte Steinhäuschen von der Größe einer Grillenschachtel, dort drüben auf dem kahlen Hügel? Keines von Beiden. Der Bettelmann hat keine eigne Tracht, der Nothbau keinerlei Form. Diese über dem Erdloch dachförmig zusammen geworfenen Strohschober sind sich überall gleich, weil der Nothstand, der sie errichtet, in aller Welt derselbe ist. In seinem phantasielosen, lichtleeren Raume schützt dieser strohgedeckte Maulwurfshaufen den Bewohner des Hochnordens und den Hirten der römischen Campagna vor dem Ungemach der Witterung, bis der Winter vorüber und abermals Futter gewachsen ist für Tisch und Trog. Nie hat dieser gröbste Zweck weder im Norden noch im Süden einen Baustil, eine nationelle Form, erzeugt. Auch diese blanken, schneeweiß getünchten Steinhäuschen eines Neudorfes, keines über das Rekrutenmaß hinausgehend, am Straßensaum hingereihet wie Eier, die ein Huhn verlegt hat; oder wie die farbigen Bausteine, die unser Kind aus der Nürnberger Spielschachtel auf den Stubenboden ausleert — was sind sie anders als der uniforme, monotone Accordbau, der aus der Stadt bereits aufs Land gezogen ist, und wer anders hat drinnen Platz als der gewesene Kasernensoldat oder der Fabrikspinner? Was sollte am Kasernen- und Fabrikbau naturwüchsige Architektur sein? Doch nicht der schwankende Mischmasch von entlehntem Beiwerk, diesem spätesten und letzten Resultat bürgerlicher Baukunst? Weder vom Nothbau, noch auch vom Kunstbau soll also hier die Rede sein, sondern ausschließlich von jenem Bauernhause, das in seinem

Aeußern das Innere ankündiget, seinen Bewohner: den eigenherrlichen, naturſinnigen, kriegstüchtigen, freiheitsliebenden Alemannen. Sehen wir nun, mit welchen Anſchauungen und Bedürfniſſen, zugleich mit welchen Werkzeugen und Fertigkeiten er hier zu Lande erſchienen iſt und ſeine Niederlaſſungen gegründet hat. Kaum irgendwo wird uns dabei die geſchichtliche Erfahrung den poetiſchen Reiz des Urſprünglichen vermiſſen laſſen.

---

2. Wagen, Schiff und Geſchirr.

Die Zuſtände einer Nation ſind in erſter Inſtanz nicht Folgen äußerer Einflüſſe, ſondern das innere Weſen des Volkes ſelbſt. Allerdings iſt es im Prinzip richtig, daß der Nationalcharakter, der ſich jetzt erblich in den Generationen überträgt, urſprünglich eine Wirkung war des nachhaltigen Einfluſſes von Boden, Klima, Nahrung u. ſ. w., in welchem ſich die Nationalität zuerſt bildete. Sind wir Menſchen ja doch ſelber ein Theil der Natur. Gleichwohl würde es aber ſehr irrig ſein, den Nationalcharakter aus dem Charakter der Länder erklären zu wollen, welche eben jetzt die einzelnen Racen einnehmen. Die Spanne Zeit, welche die heutigen europäiſchen Völker in ihren gegenwärtigen Wohnſitzen zugebracht haben, iſt lange nicht groß genug, um den urſprünglichen Volkscharakter zu verändern. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß die Völker auf ihren Wanderungen gerade denjenigen Boden in Beſitz nahmen, der ihrer Organiſation am meiſten entſprach. Dieſer Anſicht war bereits Göthe geweſen (Oktavausg. 33, 108), wenn er ſich die Frage ſtellt, was Grund und Boden zur Vaterlandsliebe beitrage, welchen Einfluß darauf Ebene, Gebirg oder Steppe haben möge. Wir halten's, ſagt er, noch immer mit Themiſtokles: Nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volkes, deren zwar viele auch aus dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nationen. — Höhlen und Baumſtämme bewohnende Indianer wühlen ſich in thieriſcher Zufälligkeit in

die Erde hinein, an ihnen erfüllt sich das Wort der Genesis nur zu buchstäblich, Gott schuf den Menschen aus Erde. Der kunstsinnige Grieche arbeitet sich aus der Erde heraus, dann vermählt er sich mit ihr in erfindungsreicher Liebe. Seine Deukalionssage befiehlt ihm, die Gebeine der Mutter Erde hinter sich zu schleudern. Er thuts, indem er den Boden klärt und das spröde Gestein zum Zweckgemäßesten verwendet. So aus der Noth eine Tugend machend, bringt er es zur Wohnung als Kunstwerk, zur Stadt mit ihren Heldendenkmälern und Göttertempeln. So sind bei ihm die großen, auch unsere Gegenwart tief beschäftigenden Fragen von Arbeit, Erwerb und Eigenthum, von Reinlichkeit und Behagen, von Erziehung und Sittlichkeit aufs engste mit Wohnung und Aufenthalt verknüpft, sie sind davon abhängig gemacht. Sein Bauen und Wohnen ist nicht mehr bloß materiell durch das Land bedingt, sondern geistig durch den Charakter der von ihm geschaffenen ganzen Zeitepoche. Für eine gleiche Culturstufe ist der Charakter des Alemannen nicht angelegt gewesen, er begnügte sich auf der Mittelstufe stehen zu bleiben, die seinem Hang zur Jagd, Fischerei, Viehzucht und Feldbau bequem war, er veränderte an dieser Lebensweise selbst dann nichts, wenn sie unter den Einfluß von direct entgegen stehenden Bedingungen gerieth. Die Physiognomie des von ihm bezogenen Landes, das dorten zugängliche Material wirken auf seine mitgebrachte Bau- und Wohnweise nicht vorherrschend ein. Es mögen seine Flußthäler wiederkehrenden Ueberschwemmungen preisgegeben sein, gleichwohl meißelt er sich nicht in die Molasse der Gebirgswand ein, wie einst der Aegypter im Nilthale. Der feste Steinbau ist dem fahrenden, wanderlustigen Mann ein Kerker; Schiff und Geschirr, Wagen und Gezelt sind sein Losungswort, auf diesen luftigen Wohnstätten erreicht er seine jetzige Heimat, zimmert sich hier sein Waldhaus und ist bis zur Stunde in diesem traulichen Holzbau seßhaft geblieben. Mit dem Ausdruck „Schiff und Geschirr" umfaßt unsere Sprache nicht bloß das ausgerüstete Fahrzeug und Fuhrwerk, sondern die gesammte Fahrhabe eines bäuerlichen Gemeinwesens überhaupt. Die Lebensweise des

reitenden und steuernden Weidmannes, des Jägers, Fischers und Hirten, schimmert noch wie ein Lichtstrahl durch die Ritzen dieses fix und dunkel gewordenen Ausdruckes. Die Sprache entlehnt hier noch vom Nomaden, aus dem dann der Reihe nach ein Weidmann, ein Senne und ein Ackerbauer geworden ist.

Aber wir müssen zuvor zum ersten Werkzeug zurück, dessen sich die Sprache der Nomadenvölker in Asien und Europa erinnert, zum Wagen. Sein ältester Name, der schon in den indischen Veden vorkommt, ist garta und bezeichnet sowohl Wagen als auch Haus. Denn der Nomade ist ein Wagenbewohner, gart heißt das Gegürtete, der Rüstwagen. Zu Wagen und Roß tritt der Germane seine Wanderung an, daher steht Wagen (althochd. wakan) zu Weg, wie lateinisch via zu vehi und vehiculum gehört, fahren und Fuhrwerk. Leichtes Fuhrwerk war nöthig auf schlechten Thalwegen oder in ganz pfadlosen Gegenden; daraus und aus der Nothwendigkeit, mit Weib und Kind in den Krieg zu ziehen, ist die Menge von Karren erklärlich, welche nach Cäsars und Tacitus Beschreibung ein deutsches Heer begleiteten. Rings ums Lager gestellt, bildeten sie dann die Wagenburg und hielten den Ueberfall ab. Die Götter des wandernden Volkes wohnen mit auf dem Wagen. Also wird auf einem mit Teppichen überhangenen das Götterbild der Nerthus priesterlich durch's Land gezogen (Tacitus, Germania cap. 40); oder der Gothenkönig Athanarich, der im vierten Jahrhundert regiert, läßt des Gottes Bildsäule auf einem Wagen an den Wohnhäusern umherführen (Sozomenus, Kirchengesch. 6, 37); oder das Fuhrwerk wird an den Himmel versetzt zum Dienste der Götter und ihrer Gestirne. Das Sternbild des Großen Bären heißt Wagen und Wuotanswagen; statt Wôden spricht der Niederdeutsche Frû Waogen, d. i. des Herren Wagen, und der Name der Milchstraße lautet auf Baltrum Waogenpat, d. i. Wagengeleise. Nach dem altnord. Sigrdrîfumal stehen Runenzeichen eingegraben „auf dem Rade, das da rollt unter Odhinns Wagen" Simrocks Edda 170, Strophe 15. Noch knüpft sich die Appenzeller Bauernregel an dieses Gestirn: Steht der Herrawaga nieder, so

giebts wohlfeil Brod, wenn hoch, so wird's theuer. Tobler, Sprachschatz 264a. Ebenso malt man in England das Siebengestirn auf den Wirthshausschild, zum Zeichen billiger Zeche. Nicht anders läßt der Speise und Trank nach Herzenswunsch bescherende Gral in einem Carroccio oder silbernen Fahnenwagen an der Tafel der Gralsritter sich umherfahren, jedem Gaste darbietend, wonach dieser die Hand ausstrecken will. Es ist ein Satz des lebenden Aberglaubens, daß um Mitternacht der Himmelswagen sich mit großem Geräusche umdrehe, gleichwie die Schweizersagen aus dem Aargau 1, no. 84 von dem eisernen Heerwagen des Guenisheeres erzählen, der nächtlicher Weile einher gerasselt kommt. Und wie dieser Alles zermalmen würde, was ihm nicht ehrerbietig auswiche, so wurden einst die Todeswürdigen wirklich unter die Räder des Götterwagens geworfen, ein Zeugniß, wie alt die Todesstrafe des Räderns und auf's Radflechtens ist. Das deutsche Mittelalter predigte ernstlich von einem Wagen der Verdammniß und man kann ihn abgebildet sehen in Geilers von Keisersberg Predigten: die Ameise, Straßburg bei Grüninger 1517. In dem Ehespiegel des Cyriakus Spangenberg, Straßburg 1578, S. 13 heißt es hierüber: „Undankbarkeit stosset in abgrund der Hellen, vnd wer alsdann hie im Karren gangen hat, muß dort gar im Wagen ziehen". Einen solchen zog man in Zurzach herkömmlich zur Fasnacht durch die Straße. Er war verhüllt und hieß Bachofen, weil in ihm die noch unausgebackenen bösen Jungen fertig gebacken werden sollten. Sein Inneres hieß der Rollhafen, d. i. Höllengrund. Die darin versteckten Bursche waren die Hegel, d. i. Teufel. Sie ließen sich einen aus der nachziehenden Bubenschaar vornen in den Wagen hereinschieben, innen durch unsichtbare Hände unsauber tractieren und warfen ihn, übermäßig mit Ruß geschwärzt, schließlich zum Hinterloche wieder hinaus, um hierauf einen andern ebenso abzufangen. Dieser Brauch ist erst seit neuester Zeit erloschen. Im Frickthal dagegen werden zum Fasnachtsschluß alle ledigen Mädchen, die über vier und zwanzig Jahre alt sind, von ihren Burschen auf mehrere Fuhrwagen geladen, unter großer Bespannung auf die

Almende hinausgefahren und dorten beim ersten Graben sachte umgeworfen. Dies heißt ins Giritzenmoos fahren und die alten Jungfern begraben. Aehnlich erzählen unsere Ortssagen von schwarzen, rappenbespannten Geisterkutschen, und die vulgäre Redensart behauptet von einem Verworfenen, er sei dem Teufel vom Karren gefallen. Der Glückswunsch aber für den gütigen und wohlwollenden Bauern, der die singenden Kinder bei ihrem Frühlingsumgange mit Küchlein beschenkt, lautet:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen,
Damit soll er ins Himmelreich fahren.

Noch bestehen für Wagen zwei andere eigenthümliche Namen: Reite und Benne. Auch sie dienen unserm vorliegenden Zwecke. Beide Benennungen waren den Römern bereits bekannt, aber sie galten ihnen als eine vox gallica, das heißt, Sache und Namen war ihnen ursprünglich fremd, wie wir sagen würden, welsch. Die Benne, angelsächs. binne, engl. bin, gehört wie die Banse (Karch und Krippe) zu binden und bezeichnet den aus Ruthen geflochtenen und auf das Wagengestell gesetzten Korbwagen. Er ist der bekannte Zeiselwagen unsrer letzten Landfahrer und Stromer, jener auf ihrem Wagen nomadisch wirthschaftenden Geschirrhändler, Seiltänzer und Mordthatensänger. In der Diebs- und Gaunersprache heißt daher Benne Einkehr und Unterschlauf, bennen sich einquartieren. Anton, Wörterb. der Gaunerspr. 1843, pag. 19. Unser Landwirth kennt nur die bretterne Benne und unterscheidet sie in Grienbenne und Gnepfbenne. Sie besteht aus fünferlei Hauptbrettern, den zwei Seitenwänden, der Bodendiele und zwei Stärzbrettern, die hinten und vorn die Wanddielen auseinander halten und die bewegliche Ladung von flüssigem Dünger, Mörtel oder Kies nicht verrinnen lassen. Vor der Hinterachse ist auf den Gretten eine Broffe, und auf der Vorderachse ein Schemel, dessen Arme über die Dielen hinausreichen, durch Querhölzer mit einander verbunden. Schemel und Broffe halten so die Benne in ihrer gehörigen Lage.

Die Reite, ein dritter Name für Heerwagen, hieß beim wortentlehnenden Römer rheda, der Wagen zur Fortführung

des Kriegsgepäckes, und hat der altschwyzerischen Familie Reding von Biberegg den Namen gegeben. Diesen Eigennamen übersetzen unsere altdeutschen Glossen mit carrucarius, Kärchner; es weist ihn Mone (Anzeiger 1835, 262) schon im 7. und 9. Jahrhundert als Geschlechtsnamen nach.

Auch dieser Kriegswagen wurde mit seinem Namen unter die Gestirne versetzt, da er ja gleichfalls ein Göttersitz war, wenn der wandernde Germane seine Götterbilder mit in die Fremde nahm. Daher wird in J. Grimms lateinisch-deutschen Kirchenhymnen 2, 3 dem Morgenstern der Reitwagen beigelegt, und ebenso heißt in altd. Glossen (Graff, Diutisca 3, 245) der Abendstern Stelbaum, also gerade so, wie man den Reitel-, Wies- und Bindbaum auf dem geladenen Heu- und Erntewagen nennt. Der waffen- und trophäengeschmückte Götterwagen wird so eine den Frieden und die Ernten behütende feste Burg. Das Wort ist im oberdeutschen Idiom in der umfassendesten Anwendung vorhanden, denn man reitet da nicht bloß zu Roß, sondern zu Schiff, zu Schlitten und Wagen, die Kinderschaukel ist ein Ritiseil, und selbst des neugewählten Pfarrers Einzug in seine Gemeinde ist sein Aufritt. Dies ist noch ein Theil der Sprache und Anschauung, die der viehzüchtende Alemanne mit nach Oberdeutschland gebracht hat, jenes vermeintlich rohen Scythen „dessen Häuser der Wagen unstät hiehin und dorthin trägt" Horaz 3, 24. Wenn er da vom Wagen springt oder im Schiffe anlandet, dieser wandernde Fuhr- und Weidmann, der daher im Altdeutschen reit-rihtil, auriga heißt, so nennt er sogar die Tenne, auf der er sein erstgewonnenes Korn drischt, die Reite (bereiten, zu rîtan, vehi), wie auch jetzt noch die Obertenne bald Oberdiele, bald Reite, das Garbenloch in der oberen Scheune das Raitiloch, und alles Haus- und Ackergeräthe zusammen Schiff und Geschirr heißt.

Wer aber soll uns nun erzählen können, wie seine ersten Hütten und Häuser gebaut gewesen sind, die doch seit mehr als einem Jahrtausend schon, von der Flamme zerstört oder von der Fäulniß verzehrt, alle spurlos zu Grunde gegangen sind? Die

Vergleichung wird hier unsere Erzählerin werden. Vergleichung ist die Mutter der Beobachtung, sie hilft die eine Erscheinung durch die andere, das Vergangene durch das noch Bestehende aufhellen und aufklären. Man betrachte Land und Leute in einem historisch gemessenen Umkreis und suche sie bis in ihre innern Gewohnheiten und bis in ihre niedersten Schichten zu erforschen; man scheue dabei selbst das sogenannte Gemeine und Rohe des Volkes nicht. Selbst der gemeine Pöbel, pflegte der Sprachforscher Fulda zu sagen, ist ein Archiv des Alterthums. Wer nun für unsern Zweck derjenigen geographischen Linie nachgeht, welche von den Walliser und Berner Gebirgen an über Schwyz, Zürich und Schaffhausen hin nach Oberschwaben hineinläuft, der wird finden, daß hier auch ein gleicher Menschenschlag, die Züchtung desselben Rinderschlages, eine verwandte Volkstracht und ein übereinstimmender Baustil vorherrscht. Und selbst dann einmal, wenn im Flachlande auch diese Gleichheit von Tracht und Bauart durch die Mode schon gänzlich uniformirt sein wird, dann wird man um Gotthard, Grimsel und Monterosa jene Hütten noch erblicken, die das letzte Zeugniß ablegen, daß hier unsre alemannischen Ahnen in ihrer nomadischen Lebensweise gewohnt haben. Das Gerippe dieser Holzbauten ist hier allenthalben dasselbe. A. Schott hat es folgendermaßen glücklich skizzirt: das untere Stockwerk ruht mit seinen vier Pfählen auf einem gemauerten Grunde, aber es steht uneingewandet und leer. Denn es hat bei plötzlich entstehenden Stürmen dem Weidevieh zum Obdach zu dienen und wird den Winter über mit Brennholz und Futterheu gefüllt. Erst der obere Stock macht die wirkliche Wohnung aus, und ein Brettergang, die Laube, führt außenher herum. Gleichfalls von außen in der Flucht der Hauswand geht zur Laube die Haustreppe empor. Sie ist sichtbar die Nachfolgerin jener bloßen Leiter, auf welcher der Alemanne in den bedeckten Wagen stieg, wie heute jeder Senne auf ihr in sein Heuhaus zum Schlafen steigt. Wo damals zwischen den Wagenrädern das Vieh gelagert war, dient jetzt das hohle Erdgeschoß zum Nothstall für das Vieh;

und wie einst unter der beweglichen Leiter, so lagert jetzt der Haushund unter der festen Treppe im hohlen Raum der untersten Treppenstaffel.

Dieser Baustil mag nun nach Form und Material örtlich sich ändern, aber die Gründe der Abänderung sind dann locale, die sich rasch erkennen lassen. Denn daß man hier die Wände aus Holz herstellt, dorten einmal aus Lehm und Stroh, geht theils aus der localen Häufigkeit dieser Materialien, theils aus dem Klima und der Lage der Thalschaften hervor. Der Aelpler baut kein Stroh, darum kennt er nur das niedrige Holzdach, das er gegen den Sturmwind mit stumpfem Giebel zimmern und mit Felsblöcken belegen muß. Ueberall springt es weit vor über die Hauswand und reicht mit der Wetterseite tief gegen den Boden hinab. Dies hat seinen natürlichen Grund in der sehr hohen Regenmenge. Altersgebräunte, reichgezierte Holzhäuser mit vielen luftigen Galerien hat das Berner Oberland; im Berner Vorland nehmen sie zu an Höhe und Dachraum. Nach Solothurn und Aarau hin verkriechen sich die schönen Giebel unter einer allseitigen breiten Strohhaube, denn man steht hier im Bezirke der Kornbauern. Dagegen gesellt sich in Appenzell zu dem Giebel ein besonderes Erkerthürmchen an den Galerien, während letztere wieder am Vierwaldstätter See und überhaupt im Luzerner Vorlande durch vielfache Dachansätze verdrängt werden, durch welche die Breite der Hauswände von ferne wie liniirt erscheint. Sie dienen zum Schnelltrocknen, denn man steht hier im Lande der Heubauern.

Doch der Zweifel ist des Glaubens liebstes Kind, heißt es; man glaubt zwar gerne die von der Sprache dargebotenen Beweismittel, aber man will einen thatsächlich verbürgten Beweis, ja man verlangt zu erfahren, aus welcher Quelle diese Thatsächlichkeiten geschöpft sind. Woher also weiß man, daß das Wohnhaus des Germanen diese hier geschilderte Gestalt gehabt habe?

„Aus der Gestalt der Germanengräber und aus der Form der in ihnen gefundenen Graburnen."

Unser Leser kennt bereits die Ausdrucksweise der Alter-

thumswissenschaft, wonach man auf die Steinzeit mit ihren Hünengräbern die Bronzezeit mit ihren Kegelgräbern und auf diese schließlich die Eisenzeit mit den Plattengräbern folgen läßt. So pflegt man die Urzeit nach drei Perioden einzutheilen und bis zum Anbeginn der historischen Zeit herauf zu führen. Die der Steinzeit angehörenden Hünengräber, älter als die Periode der Einwanderung der Germanen nach Europa, haben eine längliche Form, welche bedingt ist durch die längliche oder viereckige Steinkiste im Innern, über welche die Erde des Hügels hergehäuft ist. Da die Grabstätten der Urvölker zugleich ein Abbild ihrer Wohnstätten sind, so wird in der Steinperiode wohl auch die Wohnung viereckig gewesen sein wie das Grab. Hierauf folgt die Bronzezeit mit den Kegelgräbern, welche vertreten ist durch das Volk der Kelten und Germanen. Daß diese Völker in Rundhäusern wohnten, ergiebt sich aus der Rundgestalt ihrer Gräber und besonders der darin erhobenen Urnen. Diese letzteren sind eben ihrer sprechenden Form wegen unter dem Namen Hausurnen eine Zierde unsrer Alterthumssammlungen, und fünferlei unter ihnen besonders namhafte mögen hier eine kurze Beschreibung erhalten. Die erste Gattung ist in drei Exemplaren vertreten. Eine bei Burg-Chemnitz in Thüringen aufgefundene ist abgebildet in Klemms Handbuch der Alterthumskunde Taf. 14, no. 13; eine andere von der Insel Bornholm stammende ebenso im Leitfaden der Nordischen Alterthümer, Kopenhagen 1837, p. 40; die dritte dieser Gattung stammt von Klos bei Halberstadt, ihre Gestalt giebt Weinhold, Heidnische Todtenbestattung, Taf. 3, Fig. 40. Alle drei, wie auch die hier nachfolgenden, sind in Kegelgräbern neben Bronzegeräthe vorgefunden worden und geben damit ein Zeugniß ihres durchaus zwar vorgeschichtlichen, aber antiquarisch bestimmten Zeitalters. Es sind völlig geschloßne Rundgeschirre, in ihrer oberen Höhe mit einer Seitenöffnung versehen. Diese einzige Oeffnung schließt ein Irdendeckel, durch dessen Seitenöhren ein durchlaufender Bronzedraht geschoben wird. Die Gefäße sind also rund wie ein Zelt und haben die Thüre im Kuppeldache. Erinnert man sich, wie der runde Wagenkorb des Nomaden als

zeltartiges Haus überspannt und dieses auf einer beweglichen Leiter bestiegen wird, so hat man in diesen drei Geschirren eine deutliche Nachbildung der ältesten Hausform. Zum Schutz gegen wilde Thiere und anschleichende Feinde liegt der Eingang hoch; um in das Innere zu gelangen, muß man eine Leiter ansetzen, die man hinter sich hinaufzieht. Die zweite Gattung dieser heidnischen Hausurnen ist vertreten durch diejenige von Kiekindemark, welche bei Parchim in Meklenburg gleichfalls einem Bronzegrabe enthoben und nun in Lisch Meklenburger Jahrbüchern Bd. 21, 243 beschrieben und abgebildet ist. Sie hat eine kreisrunde Wandung, oben mit einem Wulst umsäumt und mit einem kuppelförmigen Zeltdache schließend. An der Seite hat sie eine etwas höher in der Wand angebrachte viereckige Oeffnung, die Thüre; diese liegt in einem doppelten Vorgelaß und wird mit einem Riegel zugeschoben, für welchen zwei besondere Schublöcher offen stehen. Die älteste Hausform liegt also in den drei erstgenannten Urnen ausgedrückt; auf sie folgt die Urne von Kiekindemark, welche ebenfalls noch rund ist, aber die Thüre schon in der Seitenwand hat. Die Jüngste ist die Urne von Aschersleben. Sie ist in einem mit unbehauenen Granitsteinen ausgesetzten Grabhügel gefunden, besteht aus grobem, mit zerstampftem Granit durchkneteten Thon und wird in der Berliner Alterthümersammlung aufbewahrt. Ihr unterer Theil ist viereckig, ihre kurzen Wände schließt oben ein ins Geviert laufender Wulst, auf welchem ein sehr hohes Dach steht, dessen gerad herablaufende eingeritzte Linien ein Rohr- oder Strohdach andeuten. An der Vorderwand hat sie eine viereckige Thüröffnung, die durch eine Schiebplatte zugestellt wird, an der ein Knopf hervorsteht.

Daß diese in den Graburnen dargestellte Form diejenige der alten Wohnung wirklich nachahmt, ergiebt sich durch fernere antiquarische Funde, welche auf einen weiten geographischen Umkreis sich vertheilen. Mehrere Urnen aus dem Albanergebirge, der vorrömischen Zeit angehörend und neben Menschengebein auch Bronze enthaltend, sind durchaus conform der Urne von Kiekindemark. Sie sind in der Umgegend von Castell

Gandolfo und bei Ramino über dem Rande des Albaner Sees i. J. 1817 aufgefunden und stehen im Museum Gregorianum des Vatikans. Da sie unter der Schicht von hartem Peperin (vulkanischer Asche) gelegen waren, so hat man hierin ein Zeugniß für die Existenz menschlicher Bevölkerung Latiums in einer Epoche, in welcher die gewaltigen Krater des Albaner Gebirges noch thätig waren. Später glaubte man zwar dies bestreiten zu können und nahm an, daß diese Gräber vielmehr unter den schon vorhanden gewesenen vulkanischen Tuffschichten ausgehöhlt worden seien. Im Jahre 1866 haben jedoch der römische Geologe Ponzi und der Katakomben-Erforscher Michele de Rossi diese Gegend abermals durchsucht. Sie haben namentlich oberhalb Tivoli Gräber mit Steinwaffen und eine umfassende Nekropole entdeckt zugleich mit den sichern geologischen Beweisen, daß diese Grabstätten allerdings vor den letzten Ausbrüchen der Vulkane des jetzigen Albanergebirges angelegt sind.

Die altetruskischen steinernen Grabkisten sind gleichfalls stabil in der Form eines Langhauses gehauen; das Fragment eines solchen Marmorsarges im Louvre zu Paris zeigt nahe dem Dache die mit einem Laden verschließbare Luke.

Durch die alten und neuen Sprachen geht dieselbe Sinnbildlichkeit. Bei den Hebräern ist der Menschenkörper ein Topf, den sein Töpfer wieder zerbricht; beim Römer ist der Leib das Wohnhaus der Seele, so nennt ihn Cicero.

Nach diesen Vorerklärungen sind wir genugsam in den Geist der Vorzeit eingeweiht und können daher mit um so richtigerem Verständnisse den alterthümlichen Bräuchen mit zuschauen, unter denen im Nachfolgenden der Neubau aufgeführt wird.

---

3. Die Holzbauten und das Heidenhaus.

Wir pflegen unser Haus unsre vier Pfähle zu nennen. Es sind damit die vier Stützen und Wandpfosten eines sogg. gestrickten Hauses gemeint. Sie sind mit ihren in einander gefügten Stämmen versetzbar. Schiebt man sie vom Platze, füllt das Kellerloch wieder zu und ebnet die Herdstelle aus, so wird man schon im nächstfolgenden Sommer die Stelle nicht genau mehr erkennen, wo solch ein Haus gestanden hat. Ohne daß man es nieder zu brechen brauchte, ist es so aus einer abgeweideten Gegend in die nächste hinüber geschoben worden, wie dies gegenwärtig noch im Appenzellerlande vorkommen kann. Das alemannische Haus wird daher zum fahrenden Gut gerechnet, denn es ist durchaus hölzern. Was die Fackel verzehrt, ist Fahrniß, sagt das Rechtssprichwort (bei Hillebrand, no. 54.) Nach dem Amtsrechte der Lucerner Aemter Weggis und Rothenburg, wie nach dem Hofrechte von Greppen und Malters bleiben Häuser, Scheunen und Speicher fahrendes Gut, und nur diejenigen Gebäude zählt das Willisauer Amtsrecht zum Liegenden, „die eines Gemaches hoch in vier Mauern stehen". Segesser, Rechtsgesch. 2, 451. 4, 41. In der Offnung von Meilen am Zürchersee, noch vor dem Jahre 1346 aufgezeichnet, genügt die Frist einer Woche, um ein solches Haus von der Dorfalmende hinweg auf einen andern Standplatz zu bringen: „Aber ist ein hus gelegen an dem veld, daz schedlich möcht sin oder werden den dorflüten zu Meilan: wenn sich des erkennet wirt, daz es schedlich ist vnd man dem, des es ist, gebütet, daz er es dannen züch, daz sol er tuon inrent acht tagen nach dem gebott vnd mag das hus ziehen oder fuoren, war er wil." Bluntschli, Zürich. Rechtsgesch. 1, 261. Nach der Dorfoffnung des bei Aarau gelegenen Dorfes Suhr hat jedes Haus, das man zum Verkauf aus dem Dorfe wegfährt, dem Zwingherrn von Iffenthal zehn Schilling zu entrichten, jeder Speicher und jede Stube ebenso fünf Schilling. Argovia 4, 262. Daraus erklären sich etliche Angaben in der Landes-

geschichte, die man ohne genaue Kenntniß leicht zu den Märchen der Chronisten rechnen würde. Das Toggenburger Städtlein Wyl war unter Kaiser Albrecht verbrannt worden und die Einwohner hatten sich in Schwarzenbach angebaut. Nach einigen Jahren befahl ihnen der Abt von St. Gallen, ihre Häuser wieder nach Wyl zu führen, „und wer sein Haus nicht wegführen will, dem soll man's verbrennen." M. Schuler, Eidgenossen, 1, 190. Als die Luzerner i. J. 1385 das Städtchen Rothenburg belagerten und die Burg brachen, legten sie auch mehrere hölzerne Häuser auseinander und trugen sie mit nach Luzern. Da standen sie von der Barfüßerkirche bis zum Oberthor und vom Münzgäßlein bis zum Kriensbach und wurden erst in Mitte des 18. Jahrhunderts in steinerne umgebaut. Kas. Pfyffer, Lucern. Gesch. 1, 90. Spottend wurde vom Nachbarwitze die Stadt Luzern selbst das hölzerne Storchennestlein genannt, wegen der zahlreichen Storchennester auf den Häusern aus Holz. Ebenda 163. Eine durchaus hölzerne Festung war einst die Tellenburg im Berner Simmenthal, der Sitz der Edeln von Weißenburg, jetzt der Sitz der Amtsschreiberei. Wyß, Reise ins Bern. Oberland. Auch die Stadt Bern muß hölzern erbaut worden sein; denn der Reim, den man beim Ausroden des Bauplatzes sprach, weist darauf hin:

Holz, laß dich hauen gern,
Diese Stadt soll heißen Bern.

Der Holzbau ist in der deutschen Vorzeit dermaßen vorherschend, daß der Steinbau in der Reihe der urkundlichen Ortsnamen nur die Besonderheit ausmacht, jener aber allgemein namensgebend ist. Ortsnamen wie Steingaden, Steinporz, ndl. Stennenkammer treten, wo sie nicht eine Burg bezeichnen, in unserm Alterthum nur selten hervor, um so häufiger aber Namen wie Neckarzimmern in Schwaben (mit dem Grafengeschlechte von Zimmern) Kirchzimmern, Sennhof am Solothurmer Hauenstein. Frauenzimmer bezeichnet uns das einzelne Wohngemach und zugleich dessen Bewohnerin; in ähnlicher Weise gehören Zimmermann und Schmied zu den geläufigsten Geschlechtsnamen, weil sie die zwei einzigen Handwerke ausdrücken, die

es in Deutschland ursprünglich gab, jenes für den Hausbau, dieses für Waffen und Ackergeräthe. Die Ausdrücke Mannsbild, Weibsbild führen auf gezimmerte, aus einem Baumstamm geschnitzte Menschen. Selbst die Kirchen großer Städte sind ursprünglich hölzern. Eine solche „aus Brettern gebaut" kennt Gregorius von Tours in Rouen, eine andere „nur mit Nägeln zusammengeschlagen" bei Tours. (Fränk. Gesch. 5. Buch, Kap. 2 und 4.) Und wie es heute nicht die Noth und die Kunstlosigkeit ist, die dem im Gebirge Wohnenden den Holzbau statt des Steinbaues empfiehlt, ebenso läßt es sich nicht auf die technische Erfahrungslosigkeit der früheren Zeit allein schieben, wenn man den Fremdnachbar Steine brechen und Kalk brennen ließ und fortfuhr, ausschließlich hinter Holzwänden zu wohnen. Mehr als alles andere war hier der andauernde Haincultus und die Baumverehrung ein bindendes Motiv. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namensreihe schwäbischer alter Lehenshöfe (in Birlingers Schwäb. Sag. 2, p. 184) zugleich die Namen sämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält? Aus unsern Hain- und Waldtempeln wurden die Wallfahrten zu Kirchlinden, zu Weihenlinden, Gnadenwalde, Heiligenbuch und Maria Waldrast. Oder auch gehört nicht Alles, was unsere Sprache über Volk, Abkunft, Geschlecht und Zeugung besonderes auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abstammung Volksstamm, Fortpflanzung, Zweig betrifft den Baum und das Menschengeschlecht zugleich. „Leute" heißen zu deutsch die Gewachsenen, gleich dem aus der Erde entsprossenen Waldbaum. Erle und Esche (altnord. Askr) sind die Namen der beiden erstgeschaffenen Menschen, denen, wie der Pflanze das Wasser und die Lebenskraft, so das Blut und die Seele von der Gottheit gegeben wird. Kleine Kinder, sagt man in Tirol, kommen aus dem hohlen Eschenbaume, der bei der Schießstätte zu Bruneck steht. Zingerle, Tirol. Sitten 1857, p. 2. Es ist noch in unsern Schweizerorten Sitte, daß wir bei der Geburt unsrer Kinder Bäume pflanzen; die Namen unsrer einheimischen Bäume sind weiblichen Geschlechtes; die Tanne und Fichte, die Eiche und Linde sind als fruchtbare Weiber und

Mütter aufgefaßt. Männer wie Bäume gilt von einem kräftigen Volksschlage. Das Feigenblatt der Scham, das dem Menschenpaare im Paradiese statt der Kleidung beigegeben wird, ist das letzte Stammblatt ihrer Abkunft aus dem Baume. Alle diese hier gegebenen Andeutungen sind unserer Volksanschauung dergestalt geläufig, daß selbst unsre Kinder beim Spiele davon singen. Im Alemann. Kinderlied aus der Schweiz 1857, S. 249 ist das Räthsel über die Menschengestalt gänzlich dem Aussehen eines im Walde stehenden Holzhauses entnommen:

Es sind zwo Aspe (Esche, Espe),
sind beed glich g'wachse,
ob dene Aspen e Rölli (Mund),
ob der Rölli zweü Liechtli (Dachlöcher),
ob dene Liechtlene der Wald (Haar),
dinne gumpet Jung und Alt.

Der Waldbaum hat dem Neubau eine religiösgedachte Grundstütze zu geben, gleichwie der Deutsche die göttlich verehrte Irmensäule als einen den Himmel stützenden Weltbaum ansah; und wenn alsbald im Nachfolgenden von der Heiligung der Hausschwelle, der Stud und des Firstbaumes gehandelt wird, soll sich erweisen, daß diese eben mitgetheilten Einzelzüge aus dem Baumcultus hier keineswegs als eine bloß gelegentliche Zuthat zu betrachten sind.

Keines der Häuser alter Art ist dauerhaft genug gewesen, um uns ein lebendes Zeugniß von der Bau- und Wohnart unserer Vorzeit abzulegen. Aber die Stetigkeit der Naturbedingungen und die Macht der Gewohnheit erlaubt Rückschlüsse zu machen aus der späteren Zeit auf die frühere, und so zeigt man in Oberdeutschland und den Alpen jetzt noch Heidenhäuser, „deren Balken an Ort und Stelle gewachsen sind." Ihre Erhaltung bis heute schreibt das Volk selber einem Wunder zu. Ein Zwerglein oder Erdmännchen hat sie einst bewohnt und gefeiet; Heiden und Zigeuner haben mit ihren Zauberkünsten dieses Gebälke unverwesbar gemacht; dem Kriegsroß oder der größten Heerkuh hat man das Haupt abgeschlagen und es unter die Thüre oder den Giebel gehängt, da wehrt es bis heute

die Flammen ab. Die steinernen Frô-Bilder an der Belsener Kirche in Schwaben sind von drei solchen Stierhäuptern umgeben. Drei getrocknete Ochsenköpfe hängen unter einem Hausgiebel zu Baierbronn im Murgthale, und durch dieses Haus nimmt zugleich das Wilde Heer seinen Durchweg. Meier, Schwäb. Sag. 151. Wenn zwei Armeen auf der gleichen Stelle sich bekämpfen, wenn Franzosen und Oesterreicher den Flußübergang beim Dorfe Döttingen an der Aare 1799 sich streitig machen, daß darüber ihr Geschütz den ganzen Ort in Brand geschossen hat, so bleibt ein alter Holzbau mit seinem Strohdache daselbst, den man das Heidenhaus nennt, mitten unter den niedergebrannten Firsten unversehrt und steht heute noch aufrecht. Ebenso ist das Heidenhüsli zu Dosenbach am Rhein (benachbart dem Frickthaler Dorfe Möhlin) allein den Flammen entgangen, die vor wenig Jahren das ganze Dorf verzehrt haben. Aargau. Sag. no. 223, 427. Diese wetter- und rauchgeschwärzten Heidenhäuser, aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, sind also feuerfest, und selbst den Blitzschlag hält irgend ein Feuersegen ab, der in ihrer Grundlage vergraben liegt. Noch haben manche deutsche Kantone solche älteste Bauernhäuser aufzuweisen. Heidenhäuslein, Heidenhütten nennt der Glarner uralte, verlassene, an den Felsen klebende Hüttlein, auf unbewohnten Alpen gelegen, die daher selber Heidenstäffeli heißen, alle in weiter Entfernung von den Wohnungen der heutigen Menschen. Das Volk sagt, die fabelhaften Wesen der Geyßer (Waldmenschen) und Waldbrüder hätten hier gehaust; der Gelehrte nimmt an, Alemannen, vor den Hunnen fliehend, hätten sich darinnen schon vor 900 Jahren geborgen (M. Schuler, Gesch. v. Glarus, 34). Das Appenzellische „Hadahus" ist ein niedriger Holzbau ohne Eisen an Thüre und Gelaß, das flache Dach nach Süden und Norden tief über die Fensterwand vorgestreckt. Das Heidenhaus im Berner Dörflein Hullistall stand noch vor wenig Jahren; es hatte drei über einander liegende ausgelaufene Eichenböden. Ein gleichnamiges hinter dem Dorfe Könitz ist durch Jahn (der Kanton Bern antiquarisch, 246) folgendermaßen beschrieben: Es ist von außerordentlicher Größe und

von ganz ungewöhnlicher Bauart. Grundmauer, Keller und Gewölbe sind aus großen Feldsteinen, meist aus Granit und Gneus aufgeführt und tragen den Charakter des höchsten Alterthums. Der Ueberbau ist Tannen- und Eichengebälke. Obschon er innen und an der Außenseite der Thüre durch gothisches Schnitzwerk und Wappen verziert ist und die über der Thüre angebrachte Jahreszahl 1198 schon in ihren Schriftzeichen einen jüngeren Charakter verräth, so reicht doch der Unterbau ohne Zweifel über das Mittelalter hinauf und rechtfertigt den Namen als eines schon im Heidenthum bewohnt gewesnen Hauses. Unter dem Giebel des Dachgebälkes hängt ein mit Haut, Knochen und Gehörn getrockneter Rindskopf. Zu den in den Aargau. Sagen no. 249 und 427 bereits verzeichneten Heidenhäusern mit dem getrockneten Stierkopfe unterm Dache lassen sich noch folgende anreihen, über welche uns erst seither Kunde zugegangen ist. Ein Wohnhaus im Frickthaler Dorfe Sisselen, nahe am Rhein, besteht in seinem Erdgeschoß aus zwei massiven ins Geviert gebauten Steinkammern, mit je zwei viereckigen Fenstern, die sich schnurgerade gegenüber stehen, so daß man von Nord nach Süd durch das ganze Haus hindurchblicken kann. Eine dieser beiden Kammern ist bewohnt, die andere dagegen, in einem alterthümlichen Zustande, ist unbewohnt und heißt Heidenkammer. Man zeigt sie jedoch fremden Leuten nicht. Im Keller findet sich ein tiefer ausgemauerter Sodbrunnen; er bleibt unbenutzt, denn vor dem Hause sprudelt bereits ein laufender Brunnen. Ueber dem Haupteingang, der aus der Scheune in das Steinhaus führt, ist in dem Thürbogen der Umriß eines Roßkopfes eingemeißelt, links davon drei, rechts vier verschiedene ganz ungewöhnliche Hausmarken oder Steinmetzzeichen. Sie sind nun durch eine hier angebrachte Stiege verdeckt. Unter der Scheunenfirst hängt an der sog. Hochstud an einer Kette ein in grobem Zeug eingewickelter Pferdeschädel, den man hier so lange nicht hinwegnimmt, bis das letzte Glied dieser Familie einst gestorben sein wird. Schon wiederholt ist das Dach umgedeckt worden, der Roßschädel aber blieb an seiner Stelle, selbst der Uebermuth der Buben wagt

sich nicht an ihn. Als einst, erzählt man, dem Bauern die schönsten Rosse an einer Seuche fielen, entschloß er sich die noch übrigen dadurch zu retten, daß er sein Lieblingspferd opferte. Seitdem der Schädel desselben unter der First hängt, ist auch das liebe Vieh im Stalle hier beständig frisch und gesund geblieben. Anderwärts kennt man auch noch die Ueberreste, oder wenigstens die Standstelle von eingegangenen Heidenhäusern. Eine Wiese zwischen dem aargauer Dorfe Muhen und dem dortigen Hardwalde heißt der Kolpen und ist seit dem Jahre 1605, da ein Jakob Lüscher urkundlich als Untervogt zu Muhen vorkommt, bis heute im Besitze des dortigen Geschlechtes der Lüscher gewesen. Vor etlichen Jahren, da man dies Mattland umpflügte, stieß man auf Mauergestein, Eisengeräth und auf eine Grube mit gelöschtem Kalk, nebenan auf den zugeschütteten Sodbrunnen. An dieser Stelle soll zu jener Heidenzeit, da Muheim eine große Stadt gewesen, das Gerichtshaus gestanden haben und allein übrig geblieben sein, als die Stadt durch Feuer zu Grunde gieng. Nachdem es dann gleichfalls zerfallen war, sah man immer noch einen hohen Mann oben auf den Trümmern der Terrasse spazieren oder mit einem Dutzend Jagdhunde hinaus in den Hardwald ziehen; er trug einen Degen und war grau von Haar und Bart. Weil er eine lange Kielfeder hinter das Ohr gesteckt hatte, hielt man ihn für einen meineidig gewordenen Vorsitzer des Gerichtes. Als nun einst ein Bursche unter seines Gleichen sich groß machen wollte und höhnend in in das zerfallene Fenster hineinrief: Komm einmal heraus, alter Präsident! fuhr ihm eine Brut von Eulen entgegen und zerhackte ihm das Gesicht. – Ein ähnliches Haus und ebenfalls in der Umgegend von Muhen war das Sennhaus auf Bärlachen. Letzterer Name bezeichnet ein bei zwanzig Juchart haltendes Ackerland, auf dem Waldhügel Rüti in der Nähe des Wannenhofes gelegen. Von fünferlei Dörfern her führen kleine Straßen in diese Waldung und sollen noch zu Anfang unseres Jahrhunderts alle auf Bärlachen gemündet haben. Denn damals stand hier noch ein Sennhaus, welches der ganzen Umgegend als eine Art Kurhaus diente. Nun ist von Wegen,

Gästen und Haus hier keine Spur mehr übrig; allein an heitern Sommerabenden läßt sich hier eine unsichtbar bleibende Musik vernehmen. Der Lauscher mag sich stellen, wie er will, so wird er sie hier hören, ohne doch sagen zu können, wo sie wirklich spiele. Schließlich hört man sie in der Richtung gegen das Dorf Gränichen hin lustig abziehen. Dies kommt jedoch nur im Sommer und bei heitrem Wetter vor, im Winter spielt sie gar nicht. Aehnliches wird auch von dem Hoden-Schüerli erzählt, der höchsten Stelle der Waldberge beim Dorfe Leerau, und von dem gegenüberliegenden Hügelkopf, welcher Burg heißt. Von Scheune und Burg findet sich hier nichts mehr, aber alte verlassene Bergwege führen empor, auf denen jetzt die Geisterkutsche durch die Hochwaldung fährt. So erzählt man ferner im Frickthale von der rothrockigen Barakenfrau, die im Seckenberger Wald haust und ein Kindlein im Waldgraben liegen hat, das, wenn mans aufnehmen will, immer schwerer wird. (Aargau. Sag. no. 50.)

Während Niemand mehr ihr Haus weiß, deutet doch dessen Fremdname mitten in deutscher Landschaft auf ein ganz ungewöhnliches Alter. Das Wort Bareca ist rätolateinisch und begegnet im Testament des Churer Bischofs Tello, der i. J. 766 stirbt; es bezeichnet in der Mundart von Montavun, Davos und Domleschg das Heuhaus. Hier im Frickthale tritt es neben noch andern Orts- und Localnamen auf, deren urkundliche Namensform auf die Periode hinweist, in welcher die rätische Sprache bis in die Vorlande der Schweiz ihre Ausläufer hatte, wie dies in der Zeitschrift Argovia 1861, 94 bereits an urkundlichen Beispielen nachgewiesen ist. In eine so weite Vergangenheit läßt also die Tradition von den Heidenhäusern zurückblicken.

4. Die Aufrichte.

Betrachten wir nun das nackte Haus in seinem entstehenden Gerüste und zwar nach dem Muster solcher alten Holzbauten, wie sie im aargau-Dorfe Birr am Birrfelde zu sehen sind.

Wenn Könige bauen, sagt Schillers Epigramm, haben die Kärrner zu thun. Wenn unser Bauer sich mit Bauprojecten beschäftigt, so ist durchschnittlich auch sein ganzes Dorf mit beschäftigt. Die Gemeinde liefert ihm das Bauholz unentgeltlich, dies ist gemeiniglich noch eine der Nutznießungen des Ortsbürgerrechtes; um die Stämme zu fällen und an Ort und Stelle zu schaffen, dazu leistet ihm die Nachbarschaft Spann- und Handdienste. In katholischen Gegenden verläuft schon diese Arbeitsmühe zwischen andächtigen Gebeten und Ausbrüchen wilder Lustigkeit. Als man zu Sarmensdorf im Freienamte die untere Dorfmühle 1687 renovirte, bedurfte es eines neuen Mühlekanals. Man erwählte sich dazu einen ungeheuern Eichbaum auf der Almende im Langenmoos. Hundert fünfzig starke Männer sammt acht und dreißig Pferden wurden zum Transport vorgespannt, an verschiedenen schwierigen Stellen fiel man auf Commando zum Gebete nieder, unter so und soviel Vaterunsern wurde das Ungethüm ins Dorf gebracht und zum Schlusse gabs für Alle einen Abendtrunk. Argovia 1863, 143. So lange das Zimmern der Balken und das Graben des Hauskellers dauert, dient der Bauplatz für Jung und Alt zum Versammlungsplatz. Der des Weges kommende Fremde hat sich im Vorbeigehen wohl zu hüten, daß ihm die Zimmerleute nicht ihre Meßschnur als einen mexikanischen Lasso um den Leib werfen. Der so Gefangene ist „geschnürt" und muß sich mit einigen Flaschen Wein auslösen. In der Stadt freilich gilt diese Phrase vom Schnüren gerade in umgekehrter Weise; denn der Wirth, der jetzt den Reisenden schnürt, giebt ihm den Wein gratis dazu. Dieses Schnüren und sich Abschnüren war sonst am Neujahr- und Geburtstage etwas allgemein Uebliches, wo man sich die Bindbriefe an die Kleider hieng und um den Hals

warf; einen mit dem Helfing (Strick) schnüren, hieß ihn helfen, festlich beschenken, die Helfete und Würgete hieß der feierliche Act der Gratulation und Geschenkvertheilung. Daher stand auf solchen Glückwunschzetteln:

Ich binde dich nicht mit Seil und Bast,
Sondern mit diesem Brieflein fast (fest).

Zur Grundlage des Hauses dient ein kaum fußhohes Gemäuer, keineswegs immer wirklicher Steinbau, sondern oft nur aus Lehm und Flechtwerk zusammengewattet. Auf diesen dichten Unterbau kommen die Stämme mächtiger Bäume ins Geviert zu liegen und in sie werden bis zur Viertelshöhe eines Stockwerkes Kurzbalken gleich einem ringsum laufenden Gitterwerke senkrecht eingekeilt. So hoch als diese Kurzbalken sind, so weit reicht das künftige Erdgeschoß, nemlich bis zur Höhe der Fenstergesimse, und aufwärts von diesen beginnt dann erst die eigentliche Hauswand. Dieses aufrecht stehende Kurzgebälke wird von außen mit dicken Bohlen (Zimmerladen) „eingemacht", zugedeckt; die übrig bleibenden Zwischenräume füllt man mit Schutt aus und macht damit den Zutritt der Kälte unmöglich. Abermals werden dann auf diese erste Halbwand mächtige Längenbalken ins Geviert gelegt, viereckig behauen, an den Eckfugen künstlich verzapft und in einander gepaßt. Auf die vier Ecken werden vier starke Eckbalken aufgestellt, oder vielmehr senkrecht eingelassen, dies sind die Standbalken, die vom ersten Boden bis zum Unterdach empor reichen. Hier oben verbindet sie noch einmal ein Horizontalbalken, auf den das Gebälke des Dachstuhles zu ruhen kommt. Alle diese Balken sind, bevor man sie aneinander fügt, ehemals kirchlich eingesegnet worden, und mancherlei Bedeutsamkeit wird ihnen beigelegt. Ein besonders bewährt befundener Brauch ist es, beim ersten Uebernachten im Neubau alle Balken der Diele abzuzählen; darauf wird dem Betreffenden im Traume die Zukunft des Hauses enthüllt, denn die Bäume sind ja die ältesten Orakel gewesen. Die Form des Dachstuhls hängt natürlich davon ab, ob man nach der noch vorherschenden Sitte ein zweidachiges Langhaus, oder einen französischen Dachstuhl mit quadratischem Doppeldache beliebt;

jenes bedingt den Breitwalm, dieses den Spitzwalm. Ist das Gerüste des Hauses so weit fertig, so beginnt sogleich die Eindeckung mit Stroh oder Ziegel, und dies ist das Fest der eigentlichen Aufrichte, bei dem die Jugend des Dorfes gerufen oder ungerufen sich betheiligt. Giebt es ein Ziegeldach, so bildet die Kinderschaar eine Kette und eins reicht dem andern die Ziegel über die Leitern aufs Dach hinauf. Ein Stück Brod, ein Glas Wein ist dafür ihr Lohn, der Werksatzwein. Endlich bringt man ein Tannenbäumchen voll Goldpapier und Blumen herbei und trägt es jubelnd dreimal ums Haus. Bereits steht der Zimmermeister droben auf dem Firstbalken, hält die Kranzrede und ermahnt die Hausfrau, ihm diesen Baum zum allerschwersten zu machen. Letzteres ist bereits nach Möglichkeit geschehen. Die Kinder haben das Bäumchen mit einem schwebenden Blumenreifen umgeben, der Hausherr hat große und kleine Geldstücke dran gehängt, die Hausfrau dazu ein nagelneues Hemd und bunte Tücher, in deren Zipfel abermals Trinkgeld geknüpft ist. Nun wird er am Seil aufgezogen, auf die First gesteckt und in des Meisters Schlußwort beschworen, alle Blitze und Stürme ferne, das Haus aber auf Kindeskind grünend und blühend zu halten. Zum Zeichen dessen schleudert der Sprecher das Trinkglas, mit dem er eben toastirt hat, weit übers Dach hinab. Kommt es unzerbrochen unter die Zuschauer, so gilt dies als ein Wahrzeichen, daß dies Haus niemals abbrennen, die Familie aber glücklich drinn leben werde. Nun wird Feierabend geklopft. Meister und Gesellen reiten droben auf der Schneide des Dachstuhls, Alt und Jung ersteigt gleichfalls die frisch gelegten Dielenbretter, Jedes mit einem Hammer oder sonst tauglichem Werkzeug bewaffnet, und Alle zusammen klopfen nun in gemeinsamem Takte einen dreimaligen Trommelmarsch. Dies dauert wohl eine Viertelstunde lang und dröhnt weithin vernehmbar durch die Umgegend. Dann folgt der Richtschmauß oder Beschlußwein, an welchem die Freigebigkeit des Bauer seine Arbeiter bis in die späte Nacht fortzechen läßt.

Wie bei einem öffentlichen Gebäude der oberste Beamte feierlich den dreimaligen Hammerschlag thut, damit den Bau

zu weihen und zu festigen, worauf dann Festrede und Festschmauß unaufschiebbar folgen, so hier Aehnliches bei Aufrichtung des geringsten Bauernhäusleins. Statt der Denkmünzen, die der Städter in die Grundsteine legt, wird hier Odhinns immergruner Weihnachtsbaum münzenbehangen auf die First gesteckt; und die Zimmergesellen mit ihrem dreimal gehämmerten Trommelmarsch sind die alten Priester des Haus- und Herdgottes Donar, in dessen Schutz sie mit dreifachem Hammerstreich das neue Grundeigenthum befehlen.

Nicht stets hält der Mensch die Götter für so heiter gestimmt, daß sie sich genügen lassen an dem symbolischen Opfer der Münzen im Grundstein oder am Dachkranze; er glaubt ihnen wirkliche Opfer schlachten und dadurch den Neubau festigen zu müssen, seine darüber handelnden Lehrsätze lauten höchst grausam. Wenn der Neubau halten soll, muß er sein Opfer haben (Frickthal). Wer am frischgesetzten Grundstein eines Neubaues zuerst vorüber kommt, muß inner Jahresfrist sterben (Freienamt); daher das Sprichwort:

Es neu's Hûs,
s' mueß bald ei's drûß.

Der Erste, der die neu zu beziehende Wohnung betritt, stirbt unter den Seinigen auch zuerst. Es läßt daher die Hausfrau ihre Stubenkatze oder ihr Huhn aus der Schürze über die Schwelle voraus springen (Oberaargau). Es hängt dies Alles mit der religiösen Verpflichtung zusammen, wornach alle Erstlinge, so ferne sie als das heilbringende gedacht wurden, dankbar dem bescherenden Gotte geweiht, geopfert wurden. Wer daher zuerst die Acker- oder die Landesgrenze beschreitet, der wurde geopfert; Kinder wurden in Grundwälle und Brückenbauten eingemauert, beim Uebergang über Flüsse brachten die Franken Kinder- und Frauenopfer. „Der zuerst über die Brücke Gehende, zuerst ins Land, in den Neubau Eintretende büßt mit dem Leben, fällt als Opfer." Grimm, Myth. 40. Als man zu Rheinfelden vor vier Jahren das neue Schulhaus baute, mußte, um Licht und Sonne zu gewinnen, die dahinter stehende Ringmauer vom Fuchsloch bis zum Hermannsthor theilweise

abgetragen werden. Dabei ergab sich, daß die Stadtmauer ursprünglich aus zwei parallel laufenden Mauern aufgeführt und deren Zwischenräume mit Erde und Flußkieseln ausgefüllt worden war. Mitten im Gemäuer entdeckte man damals eine ausgekalkte Höhlung ohne Ein- und Ausgang und deutete sich dieselbe auf ein hier durch Einmauerung vollzogenes Menschenopfer. Nach dem Brande des Fleckens Glarus 1861 mußte das dortige alte Rathaus niedergerissen werden; man fand beim Abbruch in der Mauer das vollständige Skelet eines Kindes. Aar. Nachrichten, 14. Dec. 61. — Ein Bauernhaus, das am Bache steht, festigt man damit, daß man Hühnereier hinter der Arche des Ufers vergräbt oder in die leeren Zwischenräume der Balkenwand legt, bevor sie von innen und außen verschalt ist. In allen Sagen von spukenden Markenversetzern und brennenden Wässermännern dreht sich das Ende darum, daß der vom Geist zu Hülfe gebetene Mensch ihm den Markstein ja nicht richtig setzen helfe, denn sonst würde die Strafe der Verwünschtheit auch auf den Menschen übergehen. Wohin soll ich ihn setzen, wo soll ich ihn lassen! schreit der Geist, der den Grenzpfahl verrückt hatte, und der Mensch hat darauf zu antworten: dahin, wo du ihn genommen hast. Bei einem Streite zweier Nachbarn, ob der Grenzstein gewichen sei oder nicht, sprach nach dem richterlichen Entscheide der eine zum andern: Setz du den Stein, wie er stehen muß. Dieser aber antwortete: Nein, setz du ihn! Ich will aber nicht darum spuken gehen, sagte der Erste; und ich auch nicht, der Andere. Endlich baten sie einen Dritten, daß er den Stein richten möge, wie er stehen solle. H. L. Fischer, Buch vom Aberglauben 2, 47 (Hanover 1793). Steht ein Haus oder eine Scheune auf einer Marke, welche zwei Gemeinden von einander scheidet, so herscht darin kein Gedeihen; die Kühe geben wenig Milch, die Schweine wollen nicht zunehmen, selbst der Hund wird lahm und bellt heiser. Im Zofinger Mühlethal ist zu unsern Tagen noch aus solchem Grunde eine Scheune versetzt worden. Ueberhaupt liebt es das Volk nicht auf der Marke zu wohnen. Wenn der Hausgang des auf ihr stehenden Hauses parallel mit der Grenze geht und zwei

sich gerade entgegen gesetzte Thore hat, so zieht das Wilde Heer hindurch, am Morgen drauf wird der Dünger seiner Rosse im Hausgang liegen. Aargau. Sag. 2, no. 427. Ein solches Haus wird im Tiroler Sarnthale unter die Heidenhäuser gezählt (Pfeiffer, Germania 3, 254). Doch wir kehren zurück zu der Beschreibung des Hergangs einer Aufrichte.

Um so ärmlicher, sollte man meinen, werde es aber beim Eindecken eines Strohhauses hergehen, einer geringfügigen bloßen „Strauhuttige". Mit nichten! Ein Strohdach giebt nicht allein wärmer als ein Ziegeldach, während es im Sommer Kühle bereitet, es sichert auch das darunter aufbewahrte Getreide mehr und erhält es gesunder. Wie oft erzählen die Ortschroniken, daß man in Nothjahren Viehfutter und Häckerling aus den Strohdächern geschnitten hat. Zwar sind sie nun allenthalben als feuergefährlich verboten, der Bauer umgeht aber dieses ihm unliebsame Gesetz damit, daß er ein altes Strohdach so lange stellenweise ergänzt, bis abermals ein ganz neues daraus geworden ist. Auf dem hochrothen Ziegeldache, meint er, sitze auch der städtische Hoffartsteufel; aber ein Strohdach mit seinen unzähligen Halmen, auf der Nordseite schwarz und steil wie eine Bergwand, auf der Südseite wiesenartig begrünt von Moosfamilien, feinstengligen Alpenflanzen und lustig wuchernden Weidenrosen, hat unleugbar etwas Poetisches und ist daher ein vom Kinderräthsel viel genannter Gegenstand:

Wie meh Löchli as es het,
wie besser aß es verhet (verhebt). —
Hundert-tüsig Stängeli
gänt enander Mämmeli.

In diesem letztern Spruche sind die hohlen Strohhalme, über die der Regen herabtropft, mit dem feinen Mundstück des Milchglases eines Säuglings, oder mit der Mutterbrust selbst verglichen. Bekanntlich trägt ein rechtes Strohdach drei Firstmännchen auf dem Sattel. Das sind aufrechtgestellte Strohbüschelchen, am obern Ende ebengeschnitten, in der Mitte mit einer Weidenruthe gegürtet, welche zugleich zwei in die Seiten gestützte Arme darstellt, niederwärts breit wie ein Weiberrock am

Dach aufstehend und mit der Weidenruthe hineingeflochten. Oft stehen ihrer drei in der Mitte und je eines an beiden Enden der First. Das sind die Drüjetli und Drüeitli, und so viele ihrer der Dachdecker setzt, so manches Drüjetlibrod hat ihm die Hausfrau dafür zu backen. Der Name leitet ab von Drüjen schwellen, körperlich zunehmen, Drüetsche ist Haarflechte (trouuen crescere, pululare, uuahsen. niederdeutsch drinten, intumescere. Graff, Diutisca 1, 269ª; 2, 220ª). Ihre Gestalt ist genau dieselbe, welche bei der Kornärnte in Baiern dem sog. Aswald, dem Glückskorn oder Nothhalm gegeben wird, einem geschmückten Aehrengeflechte, das die Schnitterinnen vom Felde heim der Hofbäuerin festlich überbringen. Man verfertigt es so: Ein Strohbüschel wird um einen Stab gebunden, oben gleichgeschnitten, daß es den Anschein von Kopf und Hals bekommt; Weidenrütchen, vom Hals bis zur Krenke gebogen, bilden die beiden auf die Hüften gestützten Arme; ein Weidengürtel trennt Brust und Unterleib, und das lange Kleid bilden die ins Dach einmündenden Halme: Es ist mithin dieselbe Figur, welche als Brodfigur unter dem Namen Mannoggel und Gritibenz hier zu Lande gebacken wird, und beide haben ursprünglich wohl auch den gleichen Zweck gehabt. Denn beim bairischen Drischelmahl wird eine solche Strohpuppe in Teig gebacken und, nachdem man ihr von sämmtlichen Trachten der Mahlzeit vorgesetzt hat, gleichfalls auf den Hausgiebel gepflanzt. Steht daselbst bereits eine ältere, so ist diese die Gretel, die neuere deren Hansel. Für das öffentliche Umtragen dieser Figur war einst dem Sennen von Groß-Hessellohe statutarisch ein besonderer Laib Brod bestimmt, den ihm das Münchener heil. Geistspital zu entrichten hatte. Panzer, Bair. Sag. 2, 445. Schmeller, Wörtb. 3, 244. Im Odenwalde ist es Brauch, ein solches Männchen sammt seiner Fuhrmannspeitsche zu kneten und es beim Schnittermahl gebacken aufzustellen. Nach beendigtem Ausdrusch folgt ein damit gleichfalls verwandter Scherz, der Strohbär; theils ein Fang- und Versteckspiel in der Scheune, theils eine wirkliche Strohmaskerade, beides aufgeführt, bevor man ans Dreschen geht. Ein gleiches „ströhern Bild" weist Grimm auf,

Myth. 56, aus einer älteren den Volksaberglauben behandelnden Quelle. Dieses Bild wurde am Tage von Pauli Bekehrung vor den Herd gestellt, auf dem man buk, und wenn es einen hellen lieblichen Tag brachte, mit Butter geschmiert, sonst aber vom Herd gestoßen und ins Wasser geworfen. Es ist das Abbild des Hausgeistes, dessen Wohnsitz im Strohdach vermuthet wurde.

Die höchste Oeffnung im Hausdache ist das Bodenloch, Heiterloch, Walbloch, Guggehü. Es muß durchs ganze Jahr offen stehen, weil hier der Hausgeist seinen Lauf hat. Er wohnt ausdrücklich im Walbloche, vgl. Aargau. Sag. no. 369, und blickt aus diesem Heiterloch herunter, ibid. no. 25; wird das Strohdach einmal mit Ziegeln umgedeckt, so muß ihm ein Ziegel aufrecht gestellt werden, damit er ungehinderte Ein- und Ausfahrt habe. Hinter diesem Aberglauben steht der heidnische Glaubenssatz an den beim Menschen Einkehr nehmenden Gott. Auch die Tempel der Römer hatten eine Kreisöffnung im Dache, denn der Grenzgott, sagt Ovid (Fast. 2, 669), soll nichts anderes als die Gestirne zum Anblick haben. Von den Kelten wird gemeldet, daß sie jährlich einmal ihre Tempel aufdeckten, um der Gottheit freien Abzug zu gewähren. Im Gewölbe der Dreikönigskapelle des Kölner Doms war nach Angabe des Rheinischen Antiquarius von 1744, p. 725, ein vier Fuß weites Loch, das angeblich seit d. J. 1404 offen stand. Eine um die Oeffnung angebrachte Inschrift besagte, das Loch sei durch denjenigen Stein eingeworfen, der am Pflaster der Kapelle lag, den Eindruck von Krallen trug und Teufelsstein hieß. Die Dachlücke der Tempel und Häuser, welche für den Gott offen gehalten war, vergröberte der Glaube des Mittelalters in den Glaubenssatz, der Teufel müßte in jeden Neubau seinen Stein schleudern.

Eine ganze Reihe von Satzungen und Bräuchen ist mit dem Strohdach verknüpft.

Im St. Galler- und Appenzeller Lande mußte ehedem der einzeln hausende Mann, der eine Klage vor Gericht anhängig machen wollte, einen oder drei Halme aus seinem Strohdache

mit vor den Richter bringen. In Baselland besagt die Pratteler Polizeiordnung v. J. 1460: Kann ein Kläger keine Zeugen beibringen, so nimmt er Hund, Katze und Hahn seiner Wohnstatt, nebst drei Strohhalmen des Daches mit zu Gericht und legt auf diese den Schwur ab. Lenggenhager, Schlösser in Baselland, 270. Aus diesem Alemannenbrauche geht hervor, daß Strohhalm und Aehre als Rechtssymbol galt, und so erklären in den Bildern zum Sachsen- und Schwabenspiegel Aehren, neben einem Todten aufwachsend, symbolisch die anzutretende Erbschaft. Grimm, Rechtsalterth. 202. Den Halm einer Kornähre brachen und vereinigten die altrömischen Brautpaare zum Zeichen des Eheabschlusses, und nannten diese Feierlichkeit nach der dabei verwendeten Stoppel stipulatio. Indische an alter Sitte haftende Bergbewohner lassen bei Schließung ihrer Verträge einen Strohhalm zwischen beiden Theilen brechen, und dieselbe Rechtsform war auch den Deutschen gemeinsam. Unsere Glücksgöttinnen erscheinen strohflechtend; die eine der drei Mareien im Kinderliede „Rite-rite, Rößli" spinnt Seide, die dritte Haberstroh. Das Volkslied singt von einer Geliebten, die aus Haberstroh klare Seide spinnt. Nach Salischem Rechte (Lex Sal. 53, 3) begiebt sich der Kläger vor den Richter, empfängt von ihm den Halm und hebt erst dann die Klage über Vertragsbruch an. Mittelst eines Strohhalms belehnt der Thierkönig den Reinaert mit dessen väterlichen Lehensgütern; Grimm, Reinh. Fuchs 202. Im Roman von Rollo, den der Normann Robert Wace im 12ten Jahrhundert verfaßte, (übers. von Gaudy 1835, 247) ist dieselbe Rechtsüblichkeit enthalten:

Es lief ein Mann ins Land
Und legte an ein Haus die Hand,
Nahm eine Hand voll Dachstroh mit,
Kehrte zum Herrn mit raschem Schritt;
Sire! rief er, nehmt dies Unterpfand
Als Zeichen, daß von diesem Land
Ihr in Besitz euch habt gesetzt;
Euch ist es unbezweifelt jetzt.

Das Solothurner Chorherrenstift Schönenwerth, an der Aare

zunächst Aarau, wurde unter dem austrasischen König Carlman an den Straßburger Bischof Remy nach austrasischem Investiturbrauche mittelst eines Beimessers (kurzes Schwert) vergabt. Remy machte damit den Brüdern Radpert eine Scheinabtretung, erhielt es von diesen sogleich wieder zurückgestellt und zwar, zum Zeichen eines förmlichen und gänzlichen Rechtsverzichtes, mittelst des Strohhalmes. Bridel, Kleine Fußreis. durch d. Schweiz 2, 108. Jungfrauen, die sich dem Himmel verlobten, warfen den Halm. Schon dem Kelten war das Stroh heilig; Brich das Stroh mit ihm, sagt heute noch der englische Kelte dem, welchem er rathen will, die Verbindung mit einem andern abzubrechen. Das litthauische Sprichwort, Steck in den Zwischenraum deine Aehre, bedeutet: steh mir bei, gieb dein Scherflein auch dazu. Schleicher, Litthau. Märchen, 188. Vergönne mir von deinem Stroh, hieß die oberdeutsche Vertragsformel. Davon erzählt eine Zeugenabhörung in Baselland v. J. 1460; sie berichtet, wie Graf Ott von Farnsburg einst zu Prattelen unter der Linde das Gerichtsgestühle habe aufstellen lassen, um mit dem Basler Ritter von Ramstein den Zweikampf zu halten. Inzwischen sei Junker Götzmann von Eptingen auf dem Platze erschienen, dem hier die hohen Gerichte innerhalb des Etters zu Prattelen zugehörten, und habe verlangt, Graf Ott möge hier nichts Gerichtliches vornehmen, sonst würden die Leute glauben, der Eptinger Rechte seien hier erloschen. Darauf erwiederte Graf Ott: Das wäre mir leid! So gönne mir doch, von deinem Stroh zu kaufen (d. h. gewähre mir hier ein „gekauftes," außerordentliches Gericht), und alsdann will ich außerhalb deines Dorfetters stühlen. Lenggenhager, Schlösser in Baselland, 270. Mit Ueberreichung eines Strohhalmes huldigen die Amtmänner von Bendorf (mittelrhein. Dorf bei Koblenz) ihrem Landesherrn und werden mit Darreichung eines andern Halmes vom Oberrichter wieder neu in ihre Aemter eingesetzt. So geschah's noch i. J. 1787. Bibra, Journal v. u. f. Deutschl. 1787, II. 19. Gewährte der Strohhalm gerichtlichen Schutz und machte er zugleich rechtsverbindlich, so kann ihm die nächste Folgerung auch eine geheimnißvolle Kraft beilegen, die alles

gewöhnliche Maß überschreitet. Der Alpgeist, der in die Sennhütte eindringen will, schiebt dem da übernachtenden Jäger einen Strohhalm durch ein Astloch herein und spricht: Häng deinen großen Hund an mit diesem Strohhalm! Zingerle, Tirol. Sag. und Märch. no. 288. In den Aargau. Sag. no. 287 wiederholt sich die Erzählung, wie ein Knabe, im Spiel mit seines Gleichen, sich an einem Strohhalm erhängt. In der bairisch. Oberpfalz ist's Schnitterbrauch, drei Halme mit den Aehren um den Leib zu winden, um sich dadurch gegen Verwundung mit der Sichel zu schützen. Will man ebendorten Jungvieh zum Zug gewöhnen, so legt man ihm drei Strohhalme unters Joch, für das Handvieh aus des Mannes Ehebette genommen, für das Nebenvieh von des Weibes Lagerseite. Bavaria II., 299, 301. Alljährlich am Abende vor Weihnachten umwickelt man die Gartenbäume mit dem Küssen, einem aus Widstroh besonders geflochtenen Garbenband, das sie alsdann für kommenden Sommer um so bärhafter machen soll. Die Aargau. Sag. no. 471 enthalten hierüber eine besondere Legende nebst ferneren hier einschlägigen Beziehungen, auf welche hiemit hingewiesen sein soll. Den höchsten Grad des Kopfwehes nennt der Oberpfälzer Augenschein, weil einem Hören und Sehen vergeht. Dagegen hilft, daß man das Haupt drei Tage lang vom Scheitel bis unter das Kinn mit drei Halmen Roggenstroh mißt, in diese drei Knöpfe bindet und sie an einen Baum hängt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 239. Gegen Warzen und Hühneraugen schneidet man einen Kornhalm in gleicher Länge des leidenden Gelenkes ab, stupft damit dreimal mit jedem Theil stark in die Haut und vergräbt ihn auf der Schorstätte. Brugger handschriftl. Receptierbüchlein. — Kornhalme ins Kreuz gelegt, stillen das Nasenbluten. War dem Halm eine rechtskräftige Verwendung gegeben und eine festigende, verbindlich machende Beziehung beigelegt, so mußte seine Schutzkraft ebenfalls, bald gegen Körperleiden, bald gegen Zauberei anwendbar scheinen. Unter den auf dem Concil zu Leptinä im Hennegau i. J. 743 verurtheilten dreißig Heidenbräuchen heißt der neunzehnte: Von dem Strohbündel. Das gemeine Volk übt heute den schon da-

mals verrufenen Brauch mit dem galium verum, welches U. L. Frauen-Bettstroh und St. Marienbündel genannt wird. „Daraus wird auch bereitet der Trunk, um der kindenden Frau Nachwehen zu heilen.“ Brugger handschriftl. Receptierbüchlein. Der Senne braucht die Pflanze auch als Lab beim Käsen. Der verbreitetste Aberglaube, überall sich wiederholend, nimmt an, Alp, Trut und Hexe kämen in Gestalt einer Kornähre, eines Strohhalmes zum Schlafenden ins Bette. Der Schustergeselle wirft einen solchen Halm Nachts zum Fenster hinaus, des Morgens darauf hat die Nachbarin den Hals gebrochen (Panzer, Bair. Sag. 2, no. 269). Der Schmiedegeselle spannt den Bett-Halm sogleich in den Ambos und zerhämmert ihn finsterlings, des Morgens liegt die Meisterfrau todtgeschlagen in der Werkstatt. Der Mann zu Balzers stört mit ihm im brennenden Lichtdocht herum, des andern Tages hat sich die Nachbarsfrau die Finger verbrannt. Vonbun, Beitr. zur Myth. 1862, 82. Das Sprichwort, über einen Strohhalm stolpern, erhält dadurch seinen ursprünglichen Sinn wieder; denn wer dem Blendwerke des Zauberers nicht gewachsen ist, der glaubt in jedem Strohhalm, den des Zauberers Hahn vor allen Zuschauern im Schnabel davon trägt, einen gewaltigen Balken zu erblicken. Solches Blendwerk ist daher Sache des Teufels. Es läßt sich der Satan statt seines zum Tode verurtheilten Anbeters aufhängen; allein dann sieht man am Stricke nur ein Bund Stroh hängen. Vernaleken, Oesterreich. Myth. pag. 381. Seifarts Hildesheimer Sagen erzählen, wie man einen Werwolf hängt und statt seiner nur eine Gerstenbose droben am Galgen erblickt. Statt des fahrenden Schülers hat man zu Terlan, statt des Bürgermeisters einst zu Ansbach eine Garbe Stroh gehangen. Zingerle, Tirol. Sag. u. Märch. no. 579. Aargau. Sag. 2, pag. 279.

Das allgemeinste Pfandzeichen ist der an einer Stange aufgesteckte Strohwisch; wisa, das um Stange und Ast Gewundene, wird er schon im Langobardischen und im Baiwarischen Volksrechte genannt; vgl. Osenbrüggen, Langobard. Strafrecht, 138. Grimmigste Schande für ein Mädchen ist es, wenn ihr

die Dorfknabenschaft über Nacht einen Strohmann aufs Hausdach setzt. Er ist eine poetische Figur aus der sonst so prosaischen Sprache der Landwirthschaft, ein Tropus, der besagt, ein im Banne der Jungfräulichkeit liegendes Mädchen habe einem Unberechtigten das Wegrecht eingeräumt, wie man durch frevlerisches Ausreißen der Pfandzeichen abgesperrte Grundstücke zugänglich macht. Ein solcher Mißtritt eines Mädchens setzt ihre temporäre Ausschließung unter ihres Gleichen mit Recht voraus. Ganz aus demselben Grunde streut man der nicht mehr jungfräulichen Braut Häckerling vor die Thüre; sie hat den heiligen Halm der Stipulation eigenmächtig vor der Zeit gebrochen. Die altrömische Priesterkrone war ein Aehrenkranz, die corona spicea; Donars Gemahlin, die Herdgöttin Sif, ist berühmt durch ihr in Aehrenschimmer erglänzendes Goldhaar, das gleiche trägt auch die jungfräuliche Mutter Gottes. Ihr berühmtes Wallfahrtsbild zu Bogen, am linken Donauufer bei Straubing, trägt lange goldgelbe Haare, einen rothen, mit Weizenähren durchwirkten Mantel und läßt unter dem Herzen eine strahlenumgebene Oeffnung des Leibes sehen, in welcher das aufrecht stehende Jesuskind die Vorstellung des gesegneten Leibes gewährt. Bavaria I. Abtheil. 2, 1000. —

---

5. Dach und Fach.

Die Scheune.

Die primitivsten Zustände, wenn sie auch die ärmlichsten heißen, sind für unsere sittengeschichtlichen Beschreibungen die redendsten; wir stellen daher hier die verachtete Strohhütte wieder voran, um in ihren wenigen Einrichtungen schon jene ersten Spuren von Bräuchen und Rechtssatzungen herauszufinden, unter deren Fortdauer auch das Bauernhaus Form und Stil, Wohnlichkeit und Anmuth gewonnen hat.

Ein Strohdach, das mit seinen vier Seiten steil abfällt, mit dem hintern und vordern Schild bis in die Erde hinein-

reicht, statt des Kamins vier Taglöcher hat, welche die Stelle des Rauchfangs vertreten; in dessen Mitte sich ein gewaltiger Mastbaum erhebt, die Stud, bis an die First emporreichend — ein solches weist noch ganz deutlich auf die Form des Nomadenzeltes zurück, das gleichfalls die eigene Wand zum Fundamente, die Zeltstange zum Giebel und die Zeltthüre zum Rauchfang nimmt. Und wie der Nomade den höchsten Werth auf den Viehstand legt, mit seinen Thieren sein Obdach theilt; so ist auch hier Haus, Scheune und Stall noch unter demselben Dache, erst der Ackerbau sondert es für Wohnung, Viehzucht und eingeheimste Frucht in drei Theile. Tacitus zeichnet also die Wohnungsweise des Germanen, der zwischen seinem Vieh auf demselben Boden und Einer Streu zusammenliege, sicherlich nicht zu grell, nur bedarf es eben auch hier wieder der selbstgewonnenen Anschauung, um des Römers Schilderung richtig zu fassen. Jetzt noch kann der Reisende Augenzeuge sein, wie der begüterte und weit gereiste Kaufmann oder Hofbauer der deutschredenden piemontesischen Thalschaft von Gressoney in einem und demselben Gemache mit seinen Heimkühen wohnlich zusammen lebt. Nachdem die Heerde den Sommer auf der Alpenweide frei oder unter dem Nothdach der Heuscheunen verbracht hat, wird sie mit dem Herbst in die Thalställe herab genommen. Aber diese Ställe sind zugleich Winterwohnungen für den Menschen, mit wohleingerichtetem Stubenraum und gewaltigem Steinofen. Mitten durch die Breite des Zimmers zieht sich bis zur Höhe der Stubendecke ein geschreinerter Lattenverschlag hin, ganz von der Art jenes eingegitterten, braungetünchten Verschlags in oberdeutschen Bauern- und Wirthsstuben, „Kanzlei" genannt, hinter welchem Hausfrau oder Wirth mit dem Schenkgeräth hantiert, wo auch die Stammgäste ihren Abendsitz nehmen. Der Fuß dieses Lattenverschlages bildet der ganzen Breite nach den Hühnerstall; unmittelbar hinter diesem, entlang der Flucht der beiden Zimmerwände, steht die Reihe der stattlichsten Alpkühe am Baren. Ihr Futter erhalten sie durch die Ledluken oder Futterlöcher, die in die Außenwand des Hausganges münden und zur Winterszeit mit Schiebern

versehen sind. Der Name Ledluke ist im Wortstamme eines mit Augen-Lid, mit angelsächs. hlid Thüre, schwed. led Deckel. Die Thiere stehen auf „Brüggen", nemlich auf schiefen Stallbritschen, die beiderseits nach der Mitte des Stalles zu gegen zwei Bodenrinnen sich abflachen, worin der Dünger durch die Hinterwand mündet. So kommt wechselweise die Stallwärme dem Menschen, die Ofenwärme den Thieren zu gut. Ein solcher Wohnraum heißt Gadem. Der Touriſt, der hier ausruhend sein erstes Gespräch mit der rothrockigen Bäuerin beginnt, verwundert sich nicht wenig, in diesem reinlich hellen Gemache plötzlich durch ein neugierig drein meckerndes Geislein unterbrochen, oder gar durch ein Ferkel aus dem Hintergrunde her interpellirt zu werden.

Das nach zwei Seiten steil niedergehende Strohdach deckt heute noch in den meisten Sennhütten einen bloß ebenerdigen Wohnraum, einen Riegelbau, dessen Wandung Strickwerk mit Lehmverwurf, und dessen Inneres bis zum Dachbalken hinauf hohl ist. Das Herdfeuer, freibrennend und den Rauch bis ins Dach emportreibend, giebt dem obersten Gebälke den Namen Feuerdiele, Feuerbühne, Rußdiele. In jenem Verkommniß der Waldstätte v. J. 1376, das man den Pfaffenbrief nennt, wird mit dem Ausdruck hûsröücke die Familie bezeichnet, welche eignen Rauch hat, eignen Herdes ist, und auch jetzt noch pflegt man jenes Zweckessen, das man nach dem Einzug ins neue Haus den Nachbarn giebt, die Husräucki zu nennen. Dies sind Zeugnisse, wie lange das Haus ohne Kamin und das Innere ohne Dachkammerraum gewesen ist. Daß der Blick von unten direkt bis zur First emporreichte, besagen die Stichbalken und Tremköpfe, auf denen das Dach ruht, sie heißen Himmel; ahd. himil ist coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und die Decke des Hauses; die Diele selbst heißt noch Himlezzi, gleichwie der über dem Bette schwebende Holzschild an der Stubendecke der Betthimmel ist. An diesen Stichbalken sitzt der Fleischgalgen, eine sieben Fuß lange Stange, an welcher horizontale Aeste mit Hakenenden emporlaufen, an die man den Fleischvorrath hängt, den man beim Mangel eines Rauchfanges

im Dachrauche trocknen läßt. Ein ähnliches Zeugniß für die Beschaffenheit des ältesten Wohnraumes giebt die Hochstud. Ihr Name bezeichnet das aufgerichtet Stehende und leitet vom Präteritum stôth ab. Sie reicht bis zur First empor und trennt heute das Wohnhaus von der anstoßenden Scheunenwand. Ihr ehemaliger Standplatz war aber nicht die Seite, sondern die Mitte des Hauses, und selbst noch jetzt ist sie, als wäre sie dem Auge der Hausbewohner wie vormals sichtbar, mit Schnitzwerk verziert. Sie trägt z. B. in einem Strohhause des Frickthaler Dorfes Zeiningen die Jahreszahl 1580. Das Alemannische Gesetz knüpft die Erbfähigkeit des Neugebornen an die Bedingung, daß er die Augen geöffnet, den Firstbalken des Hauses erblickt und die vier Wände beschrieen habe: wen daz kint geporen wirt und den firstbôm gesehen mag, sagt die Dorfoffnung von Zürcher-Dürnten. Schauberg, Beitr. 3, 196. Dasselbe wird in der Bilderhandschrift des Schwabenspiegels damit ausgedrückt, daß in der Höhe der vier Hauswinkel vier lauschende Ohren angesetzt sind.

Schräg vom Firstbaum laufen über beide Dachseiten die Rafen hinab, die Dachbalken, auf welche die Latten genagelt werden mit dem Rechen, Leist und der Vogeldiele, wo man die Hausschwalben brüten läßt. Auf diese vorspringende Sparrenreihe der Rafen wird in späterer Zeit die Heiligung des innern Hausraumes übertragen; sie hat den freien Raum rings ums Haus, soweit sie ihn überdeckt, mit gesetzlicher Vollmacht zu schirmen und bestimmt Hausrecht und Hausgrenze rechtskräftig. Unter ihr werden giltige Zeugschaften abgelegt. Ueber Testaments- und Vermächtniß-Errichtungen bestimmt das Amtsrecht der Aargauischen Freienämter, aufgesetzt i. J. 1595 durch den Landvogt Kaspar Kündig von Luzern, folgendes:

Ob eine Person krank oder so vnvermögenlich wër vnd an die Grichtzstatt nit gan möcht, berüeft ein Vnderuogt ein Gricht vß sinem huß, vnd wenn sie für die Tachtröff on stecken, füeren vnd heben gat, daselbst abgehörter maaßen ihr Gmächt vnd letsten Willen eröffnet vnd bestättigen laßt, darnach on

ſtecken, füeren vnd heben wiederumb inhin gat, ſols guet kraft vnd macht haben. —

So lange das Haus noch als gefreiter Ort galt, war jedes Vergehen, das ſich ein Fremder unter dem rußigen Rafen erlaubte, mit doppelter Buße belegt, von fünf bis zu zwölf Pfund Pfenninge.

Dieſe in faſt allen ſchweizerdeutſchen Rechtsquellen vorkommende Satzung (vgl. Segeſſer, Lucerner Rechtsgeſch. 2, 677, über das Herrſchaftsrecht von Tagmarſellen, und Bluntſchli, Zürich. Rechtsgeſch., über die Offnung von Wipkingen 1, 241) lehrt, daß der Hausfrieden auf dem bewohnten Hauſe ruht und dieſes unter der von Rauch und Ruß geſchwärzten Dachſparre gedacht iſt. Die Offnung von Wettenſchwil v. J. 1468 büßt den Frevler mit jedem einzelnen der Rafen, den er unter fremdem Dache weiter überſchreitet, je um dreimal neun Schilling. Grimm, Weisthümer 1, 39. „Welcher den Andern us ſinem ruwſigen rawfen freffentlich fordert und ladt, ſoll für jeden rawfen (um den er vorwärts ſchreitet) buß zahlen fünf Pfundt.“ Dorfrecht von Vilmergen v. J. 1606, Abſchrift durch Schulmeiſter Beyli von Vilmergen, 1859. Das außerordentlich hohe Alter dieſer Beſtimmung ergiebt ſich aus ihrem Vorkommen in der Lex Burgundionum XXVII, 1, wo es heißt, wer in frevleriſcher Abſicht den Hauszaun durchbricht, wird nach der Zahl der von ihm durchbrochenen Pfähle beſtraft. Ja ſelbſt in den angelſächſ. Geſetzen von Wales (Ancient laws and institutes of Wales, Ausgabe von 1841. 1, 577) wird daſſelbe frevelnde Ueberſchreiten der „rafter“ dem Könige mit 20 Pence gebüßt.

Noch ſtarren unter der Dachtraufe die verſchiedenen Scheuchbilder, die den heimlich oder nächtlich anſchleichenden Feind zauberiſch zurück zu ſchrecken haben: Im Dorfe Leuk (Oberwallis) ſind's ausgeſtopfte Wölfe, denen das Stroh aus dem Rachen hängt; im Bernerdorfe Gerlafingen Hechtsköpfe mit weit aufgeſperrtem Rachen; (vgl. Aargau. Sag. 1, pag. 11 und no. 164). Davon trägt ſeinen Namen das bair. Kloſter Thierhaupten am

Lech, seit 955 erbaut; und seit 1428 das baier. bei Riedenburg liegende Augustinerkloster Schamhaupt, ein Name, der ein verlarvtes oder Schemenhaupt bedeutet. Statt ihrer nagelt man jetzt Weihe, Eulen und Fledermäuse mit ausgebreiteten Schwingen an's Scheunenthor und glaubt, Viehseuchen und Blitzschlag damit abzuwehren. Die Dachtraufe kann von verfolgenden Irrlichtern, bösen Geistern nicht überschritten werden, sie bricht den Zauber; so erzählen die Aargau. Sagen 2, pag. 151, und die Naturmythen, pag. 155. Der sein Schicksal Erforschende gräbt in der Charfreitags Mitternacht hier den Boden auf; findet er Kohlen, so glaubt er ein Jahr lang seines Glückes sicher zu sein. Auch der Schiffer in seinem Fahrzeug bedarf desselben sichernden Rechtes; daher genießt im Hofrechte von Schwyzerisch Wangen (Kothing, Schwyzer Rechtsquellen 365) das Schiff des obrigkeitlichen Fehren, sei dasselbe ein Weidling, Nauen oder ein Tannen, jenes gleichen Hausrechtes: „Wer och, daz ieman den andern dem feren in sinen schiffen beschalcheti, der sols dem feren büoßen als vnder sinem ruoßigen rafen."

Das über Stall und Futtertenne weit vorspringende Hausdach gewährt einen Vorraum im Freien, der im allgemeinen der Aeren (area Vorplatz), und wenn er obenher eingebrettert ist, die Vorbühne heißt. Man übermalt diese mit Blumenarabesken und geometrischen Kreisen, nagelt kleine Gesimsbrettchen und alte Filzhüte dran, damit hier jene Vögel bauen können, die das Haus gegen den Blitzschlag und das Stallvieh gegen Beherung schützen, Schwalbe, Goldzeisig (Gelemätzli) und Rothbrüstchen (Gademrötheli). Am Tennenthor ist in der Schwebe ein winddürrer Tannenzweig angenagelt, der sogenannte Wettermann, und dient als Barometer, je nachdem er in trockner oder feuchter Luft sich hebt oder neigt. Wer eine neue Tenne machen lassen, oder die alte neu umhacken und in kürzester Zeit wieder trocken gelegt haben will, der muß bei der Dorfjugend gut angeschrieben stehen, alsdann erfüllt sich sein Wunsch kostenlos und aufs rascheste. Er nimmt zwei Spannstricke oder Pflugzäume, bindet sie zu beiden Seiten der Reiti oder Oberdiele an, legt in die Mitte des Strickes ein Sitzbrett und läßt

auskünden, daß bei ihm eine neue Schaukel errichtet sei. Nun erscheint ein paar Wochen lang hier Alt und Jung: an Sonntagen Jungfrauen und Frauen, der Bursche und sein Schatz, an Werktagen sämmtliche Kinder, sobald die Schulstunde vorbei ist. Das Mädchen reitet auf dem Brettchen, ihr Knabe steht hinten mit drauf, stemmt beide Füße zum Stoße an und setzt so die Schaukel in Bewegung. Hierauf beginnt erst das eigentliche Wettschaukeln, das nach einem sonderbaren Ziele geht. Ueber den Köpfen des schaukelnden Paares liegen droben die unbefestigten Trämen der Oberte (Obertenne), aber jetzt unbeladen, ohne Garben und Heu. An diese beweglichen Trämel hängt man alle Rollen des Schlittengeschelles, alle entbehrlichen Glocken der Kühe und Geißen, daß die einzelne Latte droben bei jeder Berührung erklingt, so oft es dem Knaben gelingt, sein Mädchen bis in diese Höhe emporzuschwingen, oder ebenso dem Mädchen, schwindellos und rechtzeitig einen dieser losliegenden Prügel im Schwunge mit herab zu stoßen. Der gewinnt, wer den Andern höher schwingt und im Schwung noch mehr Latten mit herunter nehmen kann. So wird dem Bauern der frische Lehmboden der Tenne durch die unermüdlichen Füßchen der Dorfjugend in kurzer Zeit glatt getreten und trocken gelegt.

Am Tenn- und Scheunenthor wird man vielfach und künstlich verschlungene symmetrische Figuren eingeritzt oder angeröthelt finden, deren Zweck dem vorübergehenden Fremden nicht einleuchten wird. Um eine festgesetzte Zahl von Punkten ist ein Maschengewebe gezeichnet, das jeden einzelnen Punkt besonders einschließt und in seinen eigenen Anfang zurückläuft, so daß ein Zweifel obschwebt, wo dieses Geschlinge begonnen oder wo geendigt worden ist. Dieses Maschengewebe heißt Zwifelstrick. So nennt auch das Volk in Schwaben die drei in einander geschlungenen Steinwulsten von bretzelartiger Form an dem Thurm der Johanniskirche zu Gmünd den Zweifelsstrick (Schönhuth, die Burgen Würtembergs 1, 159). In der Schweiz ist die Zwyfle der Name des Krampfes und der Kolik (Stalder 2, 486). Der Tiroler nennt die Erbbücher, die ihm magisch wir-

kende Mittel angeben, Zweifelbücher. Ihr Name drückt ihm den Gegensatz aus, in welchem aller Zauber steht gegen die von Gott gebotene naturgemäße Ordnung der Dinge. Also dient der Zweifelstrick gegen bösen Schaden, er hält Hexen, Geister und Krankheiten ab. Es leuchtet ein, wie in Namen und Gestalt dieser Figuren ein wirklicher Strick vorausgesetzt ist, mit welchem der zu Bannende wirklich verstrickt und gebunden wird; und so redet denn auch die übliche Bannformel direkt vom magischen Binden des flüchtigen Diebes, oder die Volksmedicin vom freien Verband, insofern nicht bloß die Wunde, sondern besonders das Werkzeug, womit sie geschlagen worden ist, sogleich nach dem Schaden symbolisch verbunden werden muß. Seifart, Hildesheim. Sag. 2, pag. 174. Die Idisi im Merseburger Zauberspruche scheinen gleichfalls nicht anders zu verfahren. Diese weisen Weiber von göttlicher Begabung erledigen einen ihrer Krieger aus Feindesfesseln dadurch, daß sie aus Weidenruthen einen magischen Haft knüpfen und unter Zaubersprüchen alsbald wieder entknüpfen. Alle Beschwörung läuft mithin auf ein gleichzeitig vorgenommenes Binden und Lösen hinaus.

Folgerichtig muß unter dem gesetzlichen Schutze, den die Dachtraufe gewährt, auch die mitbeschirmte Haus- und Stallschwelle mit eingeschlossen sein. Alles Ungerade, das dem Bewohner oder seinem Stallthiere zustoßen könnte, wendet man dadurch ab, daß man durch einen Wunderdoktor oder Kapuziner ein Loch in die Schwelle bohren, Geweihtes hineinstecken und es in den heiligen drei Namen verzapfen läßt. Es genügt aber auch das bloße Zeichen des Pentagramms, Alpkreuz genannt, oder ein in Kreuzform gelegter Strohhalm. Weil der Dieb sein gestohlenes Gut unter die Schwelle vergräbt, sicher überzeugt, daß man diese nicht aufbrechen dürfe, so entsteht der Glaube, unter den Schwellen ruhen Schätze, die von Geistern gehütet werden. Ein solches Histörchen statt vieler möge hier den Abschnitt schließen. Der alte Bauer Isak im Mühlethal bei Zofingen ansäßig, den man traulich Herdöpfelisack (= Isak) nannte, sah einst am Antritt der Hausthüre einen Unbekannten

stehen und fuhr den vermeintlichen Strolch hart an: Was witte? Gang furt i's Tüfels Namme! Der Angefluchte verschwand, kam aber wiederholt und sprach das drittemal: Ich bitte, jag mich nicht fort, sondern sag mir die drei Höchsten Namen, dann bin ich erlöst und du kannst unter deiner Schwelle Geld finden. Isak that so, der Mann verschwand unter großem Sausen, das Geld fand sich vor.

6. Küche, Keller und Wohnstube.

Küche und Keller sind sprachlich ein unzertrennliches Paar, wie in der Ehe Mann und Weib, Sohn und Tochter. Hänschen im Keller ist der noch ungeborne Sohn, Gretel in der Küche die noch ungeborne Tochter. Die Theile des Hauses erscheinen wie Gliedmaße des menschlichen Leibes, oder wie Glieder der Familie. Der Keller des Bauernhauses ist nicht gewölbt, sondern niedrig, in die Erde gegraben und hat einen lehmgestampften Wickelboden. Die Fallthüre, die vom Hausgang in ihn führt, heißt Kellerschlag. Sein alter Name ist tunc, d. h. unterirdischer Webkeller. Als solchen, der bei den Germanen und zur Winterwohnung gebraucht wurde, erwähnt ihn schon Plinius. Allenthalben hat man die Ueberreste alter trichterförmiger Gruben entdeckt und untersucht, die man mit Grund für die Keller des ursprünglichen Rundhauses hält. Um ihren Innenrand läuft ein Absatz, auf welchem der Bretterboden des Unterbaues aufsaß; die Wände sind fest, wie geschlagener Thon, der Grund stets trocken, in der Tiefe finden sich die Gegenstände des höheren Alterthums: Urnenscherben, Kohlen, Knochen, Austerschalen. Sie kommen gewöhnlich paarweise, zuweilen aber in Gruppen bis auf einige Hundert vor, so daß sie an das Einzelhaus in der Einöde und an ganze Dorfgassen erinnern. In Graubünden hat sie H. Schreiber (Taschenb. v. J. 1844) zuweilen von 116 Schritt Umfang und von 40 Fuß Tiefe bemerkt; auf dem Elm im Braunschweigischen zeigen sie gegen

300 Fuß Umfang. Sie ſind in Frankreich allgemein unter dem Namen der Mardellen bekannt, in England ſind ſie nicht minder zahlreich und heißen Pennpits, Pitsteads. Bei den Syrjänen heißt Grube und Haus gort (Kruſe, Eſthniſche Urgeſch. 1846, 108), alſo ebenſo wie indogermaniſch gart Wagen und Haus iſt. W. Wackernagel (Haupt, Ztſchr. 7, 128) ſieht daher in ihnen jenen von Plinius HN. 19, 1 erwähnten unterirdiſchen Arbeitsraum des germaniſchen Wohnhauſes, der in ſeinem Unterraum als Korngrube, im Oberraum als Webkeller diente und ſein Licht durch Kellerlöcher empfieng, die man zur Abwehr der Winterkälte mit Dünger eindeckte. Daher hieß im ehemaligen Augsburg der Webkeller die Tunke mit den Weberdunkfenſtern, wie noch das Inſekt Kelleresel auch Dunkeſel heißt. Birlinger, Schwäb. Wörtb. 127. Schmeller Wörtb. 1, 385. So geringfügig dieſe bloße Erdhöhle iſt, ſo hat ſie doch ihren eignen Ortsgeiſt, die Kellerkröte und die Hausſchlange. Die Kellerkröte, ſonſt vorzugsweiſe Muhme genannt, heißt hier zu Lande der Nahrungshund. Man füttert ſie mit dem täglichen Abraum der Melkkübel, darüber bekommt ſie den Umfang einer Süßwaſſerſchildkröte oder, wie der übertreibende Aberglaube behauptet, eines Kartoffelkorbes. Der Hausſchlangen ſind immer je zwei, ein Männchen und Weibchen. Die eine kommt nicht eher zum Vorſchein, als bis die Hausmutter ſterben ſoll; die andre zeigt ſich erſt beim Tode des Hausherrn, alsdann erleidet ſie gleichfalls den Tod. Das Wohnhaus aber bleibt dann gleichwohl nicht ohne ſeine Kellerſchlange, vorausgeſetzt, daß die Eheleute einen Erben hinterlaſſen haben. Zu dieſem Kinde legt ſich das neue Schlänglein gern in die Wiege, kommt herbei, wenn man jenes ſtillt, lebt mit ihm und behütets im Eſſen, Trinken und Spielen; ſie iſt ſein Gefolgsgeiſt, des Kindes Fylgja. Tödtet ein mit der Sache Unvertrauter das Thier, ſo magert das Kind ab und ſtirbt. Auch im Kuhſtall erſcheint ſie gerne; wer ſie da vertreibt, erſchlägt ſeine eigene Kuh. Hierüber ſind die Erzählungen in den Naturmythen v. S. 193 an weiter zu vergleichen, da ich mich nicht ſelbſt abſchreiben mag. Im Dorfe Döttingen an der Aare erſchien die

Schlange jedesmal, wenn die Mutter dem Kinde Milch gab. Das Kind wuchs zum Mann heran; als Greis erzählte er einmal den Enkeln sein früheres Zusammenleben mit der seitdem verschwundenen Hausschlange; da plötzlich zeigte sich das Thier wieder, und er verschied. Das Sennenkind auf der Scheideck schlägt die Schlange, die mit ihm aus der gleichen Schüssel Milchsuppe ißt, mit dem Löffel auf den Kopf: La g'seh, frissist öch Brot, wenn du Mammi suifist? So ist für die Vorstellung des Dorfkindes selbst der finstre Hauskeller nicht ohne allgegenwärtige Geister. Das Stadtkind dagegen erwiderte auf die bekannte Katechismusfrage, ob der allgegenwärtige Gott auch im Kartoffelkeller sei: O nein, da hätten ihn unsre Kellerratten schon längst gefressen! Bündiger läßt sich der Unterschied zwischen Stadt und Land kaum ausdrücken.

Weitaus mehr ist von der Küche zu sagen, denn ihr Mittelpunkt ist der bei allen Völkern geheiligte Herd, der Mittelpunkt des Hauses. Die Küche ist das vorderste, ursprünglich auch das einzige Wohngemach des Hauses. Direct durch die Hausthüre und über eine auffallend hohe Holzschwelle, Selle genannt, betritt man ihren uneben gestampften Lehmboden. Diese Selle ist eins mit dem Grundbalken des Hauses, ihre Höhe dient dazu, die Feuchtigkeit des Bodens und der Dachtraufe abzuhalten. Mag die Küche noch so geräumig sein, sie ist doch finster, oft noch fensterlos, nur erhellt durch das stets fortglimmende Herdfeuer, oder durch das Licht eines in der Wand steckenden Kienspanes, Spältling genannt. Da die Einrichtung des Hauses oft mehrere Menschenalter unverändert bleibt, so ist der Hausrath hier bald überzählt. Tisch und Bank mit dem Wasserzüber, ein paar hölzerne Gonen und ein Messingschöpflöffel an der Kellenhenki; das Küchengänterli, ein thürenloses Wandschränkchen mit den täglich zweimal gebrauchten Milchbecken; ein Stück Drahtpanzer, Harnischplatz genannt, womit man Pfannen und Kessel fegt; Küchleinspitz und Küchleintrichter, die beiden Hauptwerkzeuge bei jedem Familienfeste, um Küchleinteig ins Schmalz zu gießen und gebacken heraus zu spießen — das ist so ziemlich Alles, was sich hier vorfindet.

Ueber der großen Steinplatte des Herdes hängt der Eisenkessel, entweder an der Kette des Kesselhakens (Häle), oder am Arme eines noch ursprünglicheren Drehbalkens. Fehlt der alterthümliche Kessel, so hat der Herd zwei Kochlöcher für die beiden Pfannen; diese hängen sonst mit ihrem Stiel über dem Herde in den Falzen des Innenrandes der Hurde oder des Rauchmantels, der die Stelle des Schlotes vertritt. Unabgeleitet und alle Wände schwärzend steigt der Rauch in dieses mit Lehm gefütterte und in Eisenhaken hängende Ruthengeflechte empor, dörrt hier die etlichen Speckseiten und qualmt aus diesem Sammler hinweg zur offen stehenden Küchenthüre hinaus, oder durch frei gelassene Rauchlöcher ins Strohdach hinauf. Nebenan liegen irgendwo die Osterscheiter, die den noch ungebrauchten Blitzableiter zu ersetzen haben. Den Blitzableiter, urtheilt der Bauer, haben die gotteslängnerischen Franzosen erfunden, um damit unserm Herrgott die Augen auszustechen. Wenn alljährlich der katholische Priester am Charsamstag das hl. Feuer frisch am Kirchhofe entzündet, spannt sich der Knabe an ein Scheitchen Buchenholz, schleppt es zum Osterfeuer, läßt es drinnen ankohlen und bringt es am Stricke wieder heimgezogen. Bei drohenden Gewittern wird dann dies Scheit an das Herdfeuer gelegt, nicht in dasselbe. Aber ehe das neue Scheitchen ins Haus kommt, muß vorher am Charfreitage alljährlich die Rußküche frisch ausgeweißt werden, ein Geschäft, das einzig und allein der Bauernfrau zugehört. In manchen Häusern, namentlich in solchen Höfen und Mühlen, die ein Lehen sind, darf die Küche auch jetzt noch nicht verlegt werden, mag ihre Lage für die jetzige Hauswirthschaft auch noch so unbequem sein; auch der Herd soll nicht versetzt werden, denn oft steht er gerade auf der Grenze und ist die Marke selbst. Man hat geschichtliche Fälle hiefür.

Als 1516 das Wirthshaus zum Löwen in Schwyz verkauft und darauf die Küche darin versetzt wird, verfügt deshalb das Landbuch von Schwyz: das man die kuchy wider setzen söll vff die mitty jn das huß, da sy vorhin ouch gestanden.“ Ko-

thing, Landbuch, pag. 247. Schloß Keffikon, eine Stunde von Frauenfeld in der Pfarre Gachnang, lag auf der Marke der hier zusammenstoßenden Grafschaften Thurgau und Kyburg, und zwar so, daß der beide Gebiete scheidende Markstein gerade in der Schloßküche gesetzt ist. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 3, 246.

Betreten wir jetzt die Stube.

Der Stubenofen nimmt gewöhnlich den fünften Theil des Wohnzimmers und ohnedies den vierten ein, wenn man die drei Bänke mitrechnet, die ihn umgeben. Das Volksräthsel nennt ihn den Großhans in der Stube, den Hitzkäfer, den Wohlleber und Wohlwäber, von wabern, ausdünsten. Er ist aus grünen Kacheln gebaut, mit weißen Ecken und Rändern; auf älteren Ofenplatten und Kacheln findet man Heiligenbilder gemodelt, Sinnsprüche eingebrannt; so z. B. an einem Ofen in Frick:

Der heilige Vater in Rom thut klagen,
Das Volk gehorche nicht mehr in diesen Tagen;
Gott woll' ihm geben ein seliges End.
Im Jahre achtzehnhundert und zehnd.

Das Dörren im Herbst,
das Tröcknen im Winter,
das Backen im Ustig
dunkt d' Hûsfrauen lustig.

En guete Ofen ist en Capital im Hûs,
doch mit me schlechte kome Ma und Frau nit ûs.
1754.

Fernere Reime solcher Art stehen gesammelt im Aargauischen histor. Taschenbuch 1, 114. — Der daran gebaute Kunstofen, ein Produkt neuzeitlicher Holznoth, hat bei Abendfrösten und Regenwetter die Stube zu wärmen und die Nothwäsche zu trocknen. Er besteht aus zwei langen hohlen Werkstücken, die in Form zweier Treppenstufen hinter einander liegend, zur Seite

des Stubenofens hingebaut sind. In ihre Doppelhöhlung hinein zieht vom Küchenherde die Hitze des Kochfeuers, da Herd und Ofen stets beisammen liegen und nur durch eine dünne, nachträglich aufgeführte Zwischenwand von einander geschieden sind. Auch diese Zwischenwand ist meist aus Hohlkacheln gebaut, steht mit den Feuergängen des Kunstofens in Verbindung und ist also in ihrer ganzen Länge eine heizbare Stubenwand. Auf den zwei Steinstufen der Ofenkunst ersteigt man den Stubenofen, um auf dessen oberster Plattform der Länge nach hingestreckt auszuruhen. Von hier bis zur Diele reicht ein kurzes Gestänge mit beweglichen Vorhänglein; bald trocknet man daran die durchnäßten Kleider, bald schläft man hinter diesen heimlichen Gardinen; daher des Ofens Lob im Volksräthsel:

Außen grün und innen schwarz;
Sommers kühl und Winters warm.

Unmittelbar darüber in der Diele liegt die Fallthüre, durch die man in die Kammer und in die Oserkammer steigt; in der einen übernachten die größeren Knaben, in der andern, wohlverschlossen vor den Jungen, steht der Schnitztrog mit dem Dürrobst. Das Wort Ofen ist die älteste germanische Benennung für den Herd selbst. Gothisch auhns, althochd. ovan ist hervor gegangen aus der älteren Form uknas und entspricht dem vedischen áçan steinern, acmanta Steinherd. Kuhn, Zeitschr. f. Sprachforsch. 5, 135. Galt im Alterthum der Herd zugleich als Altar, so stand damit auch die Küche im Rang des Tempels, die Hausfrau in dem der opfernden Priesterin. So standen einst die Bildnisse der Hausgötter wirklich auf dem Herde, wie jetzt das Feuerzeug in Form von Schnitzfigürchen und Hampelmännchen auf dem Gesimse unsrer Kamine; so wurden hier nachweisbar einst den höheren Elementargottheiten, dem Donar und seiner Gemahlin Sif, Speiseopfer dargebracht, wie jetzt noch hie und da das Landvolk in Tirol und in der Oberpfalz die Elemente füttert, oder im Hennebergischen den Feuergott Lichterlû und Lûnerlû beruft. Frommann, Mundarten 3, 401. Am Christabend füttert die Bevölkerung um

Salzburg die vier Elemente und wirft dabei Speise auch ins Feuer. Dieses hat sein Futter am längsten bekommen, so daß noch seit Menschengedenken die Weiber am heil. Abend beim Kochen des Nachtessens einen Kochlöffel voll ins Herdfeuer geschüttet haben. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 3, 335. Beim Ofen zu loßen und das Schicksal zu erfragen, ist bekanntlich noch ein Brauch heiratslustiger Dienstmägde am Andreastage, vor ihm zu knieen, ihn anzubeten, ihn um einen Ehemann zu bitten, ist eine Strafaufgabe in Gesellschaftsspielen. Aber was jetzt zum Spielscherz oder persönlichen Aberglauben dient, bestand bei unsern Ahnen mit religiösem Ernste, und wie lange und ernst haben die Concilienbeschlüsse seit Bonifacius bis auf den Hexenhammer dagegen zu eifern gehabt! Unglückliche und Verfolgte wenden sich zum Ofen, klagen ihm ihr Leid, enthüllen ihm das Geheimniß, das sie vor der Welt nicht sagen dürfen. Die ganze Geschichte der Züricher-, der Luzerner- und der Sanenländischen Mordnächte stützt sich auf diesen Cultus. Unselige Geister und Verwünschte verlangen hinter den Ofen ihrer Wohnung zurückgetragen zu werden. Auf dem Herde darf weder ein Thier mißhandelt, noch getödtet werden. Die reinigende Kraft des Feuerelementes mußte der Vorzeit eben so heilig sein, wie unser Herz noch immer glüht, unsre Vaterlandsliebe flammt, unsere Rache auflodert. „Das Feuer erst schafft das Heim, es ist dessen Gottheit, das Symbol der Liebe;" so sagt der Afrikareisende Werner Munzinger, nachdem er von den Nachtfeuern der Neger, an Erfahrung und an Heimatsliebe bereichert, zu uns zurück gekehrt ist. Das Feuer hat heilende und entsühnende Kraft. Der Lehrsatz, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer, war unsern Ahnen lange vor Hippokrates begreiflich, denn ihnen war der Gott der Herdflamme zugleich der Gott der Geburtshilfe und der Heilkunst. Die Göttin, welche erfunden hatte, das Getraide durch Rösten eßbar zu machen und zu Brod auszubacken, war zugleich unsre Mütter- und Kindheitsgöttin, ihr war der Menschenleib als die Geburtsstätte überwiesen. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte 36, 70 von

Okrisia, der Königin Tanaquil Sklavin, die in der Asche des Ofens sitzend, schwanger geworden; so wurde Servius Tullius geboren, der Nachfolger im Reiche. Wen gemahnt dies nicht an unsern Märchennamen Aschenbrödel? Der Ofen steht nur noch auf drei Beinen, der Ofen knackt, er will einfallen, bezeichnet uns die nahe Niederkunft der Hausfrau; drei Kinder aus Einem Ofen heißen sprichwörtlich die Kinder Einer Mutter. Ofengucks heißt sowohl das Letztgeborne als auch jenes große Milchbrod, das bei der Backete zu Weihnachten zuvorderst in den Ofen gesetzt wird, „so daß es da beinahe noch zum Ofenloch heraus guckt." Ein kleines Kind schwingt man auf dem Arme spielend gegen den Ofen, als wollte man Brod einschießen, und spricht: Schieb's in den Ofen, daß es gar wird! Unausgebacken sein oder ein Backfischchen sein, gilt von einem körperlichen Zärtling und von einem unreifen Mädchen. Ueber eine zu ungleiche Heirat und eine zu feine Bauernfrau sagt das Wendische Volkslied, bei Haupt-Schmaler 2, 123:

Solch ein neuer Ofen,
solch ein altes (vornehmes) Haus,
solch ein schönes Mädchen
backt das Brod nicht aus.

Beginnen wir jetzt die weitere Umschau in der Stube. Unter dem Stubenofen im Gitterverschlage hält die Frau sich Turteltauben, die ihr die Gliedersucht und den Karbunkel aus den Beinen vertreiben. Am äußern Pfosten der Ofenbank hängt an einem Kettchen der Schuhlöffel aus Buchsholz, unter der Bank steht der Stiefelhund. Hinten in der Ofenwand liegt in einem halbmondförmigen Loch Zunderbüchse und Feuerstahl; die neumodischen Zündhölzchen stehen in dem übeln Rufe der Brandstifterei. Hier herum hat auch das Essigfäßchen seinen bleibenden Standort, den es nur einmal im Jahre verläßt, am Charfreitag. Da bringt z. B. der Bewohner der oberen Freienämter zu ganzen Dorfschaften die Essigmutter an das Bünzflüßchen getragen, wäscht sie da, legt sie zum Abtrocknen unter ei-

nen Baum und so gereinigt thut man sie daheim wieder auf ein Jahr ins Fäßchen. Ringsum an den Wänden laufen Holzbänke, oder vielmehr Truhen, deren bewegliches Sitzbrett herzförmig geschnittene Luftlöcher hat. An Spinnabenden hat man hier hinein ehemals den Kunkelstock gesteckt, bevor das Spinnrad erfunden war; und der Bauer im Jura behauptet, für die kleinen Erdmännchen seien diese Löchlein gemacht worden, so lange sie vormals noch fleißig zur Rockenstube zu kommen pflegten. Auf diesen Bänken nimmt an manchem Abend die ganze Nachbarschaft Platz. Da schnarcht bereits der arbeitsmüde Bube, aber die Schwester weckt ihn, indem sie ihm eines mit der Mehlbürste aufmißt: „Gang i's Bett, bruch'sch hinnächt keine Räbe (Rüben) meh z'choche, mer hei morn Schnitz." Im Winkel zwischen den beiden Eckfenstern steht der Eßtisch. Er ist rund, aus Eichenholz, ein Schieferstein ist ins Tischplatt eingelassen, auf dem man die Hausrechnung abmacht. Die weit gespreizten Beine hält eine künstlich gedrehte Schräge vereinigt, als Fußbank für die Essenden. Die Tischlade kann von beiden Seiten heraus gezogen werden. Nur Gabeln und Messer liegen darin, nebst dem Laib Brod, der indeß nie anders als schon angeschnitten hinein kommen darf; ein unangeschnittener Laib deutet auf Geiz und nimmt den Segen aus dem Brode. Wer über Land muß, schneidet sich sein Stückchen Brod ab und nimmts in der Tasche mit, dies schützt vor Bezauberung und vor Heimweh. Zuweilen sieht man in der Mitte des Tisches noch das Eßmutteli oder Erdäpfelloch; in diese Grube werden die Kartoffel aus dem Hafen heraus angerichtet und zugleich die Knochen und Schalen überm Essen geworfen. Unmittelbar dahinter ist an der Wand die Löffelrahme angenagelt; ein Jeder zieht aus ihr seinen vorbestimmten runden Blechlöffel heraus, den Schöpfer, um ihn nach der Mahlzeit, sauber abgeleckt, wieder an den Platz zu stecken. Das niedrige Wandtischchen nebenan in der Ecke ist der Katzentisch für die ungeberdigen kleinen Kinder; die Stühlchen ohne Lehne ringsum sind der Schuhmacherlisitz, das Hockerli, das Blütschi (ein bloßes schemelartiges Blöckchen)

und die Sidele. In der Ecke hängt beim Katholiken ein geschnitztes Krucifix, mit dem Fuße auf einen Hufnagel gestellt; dahinter stecken die drei oder fünf Glücksähren vom letztjährigen Kornschnitt, drunter an seinem besonderen Henkel der Kalender (die Praktik) und das Paternoster. Beim Reformirten aber nimmt der Wandspiegel diese Ecke ein. Allein Niemand sonst schaut in ihn hinein, als die Zimmerfliegen, und er ist von den schwarzen Punkten, die sie darauf zurückgelassen, eigentlich blind gemacht. Hinter dem Spiegel steckt das Kinderschreckmittel, die Birkenruthe; sie wird alle Ostern feierlich verbrannt und durch eine grüne ersetzt. Wandbilder, Tafeln, giebt es beim Reformirten keine, wohl aber hinter Glas und Rahmen allerlei Confirmationsscheine und kalligraphisch ausgekünstelte Grabreime mit weißen Blumen umkränzt, ein Angedenken an früh verstorbene Kinder. Die große hölzerne Schwarzwälderuhr heißt das Zîtli, und das Zîthüsli ist ihr Holzkasten, in dem der Zîtplemper (Perpendikel) läuft und die Gewichtsteine hängen; in diesem Rohre könnten manchmal zwei geduldige Menschen Platz finden. Die zwei Flügelthüren des Wandschrankes sind außen mit rothgrünen Phantasieblumen bemalt; ihre Innenseite enthält das mit Kreide geschriebene Tagebuch des Bauern, nebst der Wein- und Milchrechnung. Eine nischenförmige Liegerstatt in der Ofenwand, ein altherkömmliches Lotter- oder Spannbette, ist die Gutsche; ihr Prototyp ist der offne Bettkasten, dreischläfrig und mit Heu angefüllt, wie er unter gleichem Namen noch beim Appenzeller Sennen vorkommt. Das Züricher Rathserkenntniß von 1558 (Bluntschli, Rechtsgesch. 1, 434) bestimmt: Nach des Ehemanns Tod soll der Wittwe an Hausrath erblich verbleiben: „ein aufgerüste Gutschen, das Bet, darinn sy beide gelegen, ein Gätzen (Wasserschöpflöffel), ein Häll (Kessel) und etwas Kernen vf der Beillen" (Weizen auf der Kornschütte). Der jetzige Bauer nennt seine Gutsche moderner das Ruehbettli. In den meisten Bauernstuben, auch in ärmlicheren, wird man hinter der Stubenthüre ein in Rollen laufendes Handtuch nicht vermissen (Zwäheli, Handlumpen) und unmittelbar nebenan das Handbecken; beides stammt aus der Zeit her, da es wegen

des Ermangelns der Gabeln von Island bis in die Schweiz Sitte war, mit den Fingern aus der Schüssel zu essen, und also Handwasser und Trockentuch für den Gast bereit gehalten werden mußte. Als Parzival, die Blume der höfisch gebildeten Ritterschaft, endlich die Gralsburg und dorten das Ziel seines höchsten Wunsches, den heiligen Gral selbst, aufgefunden hat, muß er doch mit allen Gralsrittern die Speisen aus Einer Schüssel heraus fingern und hat darauf nur diesen Vorzug, daß man ihm zum Abtrocknen ein gesticktes seidnes Zwähelein darreicht. Der große Dielenbalken, der die Stubendecke trägt, ist der Unterzug und zwischen ihn hinein schiebt man die ganze Hausbibliothek. Sie besteht aus Gebet- und Gesangbüchern, nebst der großen Erbbibel, auf deren hinterste Seite der Vater die Constellationszeichen einschreibt, unter denen seine Kinder und Stallthiere geboren werden. Die literarische Quintessenz dieser Sammlung ist der Kalender; über Kalenderreime hinaus erstreckt sich das Reich der Dichtkunst auf dem Lande selten; so war es schon, da der böotische Hesiod seine „Tage und Tageswerke" dichtete, da Virgil und Palladius ihren römischen Landwirthschaftskalender verfaßten, und so beherscht noch „der Hundertjährige" mehr als irgend ein anderes wissenschaftliches Produkt den Körper und Geist des Bauern. Neben diesen Scharteken stecken beim Katholiken die von dem letzten Palmsonntage her aufbewahrten geweihten Palmschößlinge. Droht ein Hagelwetter, so nimmt man sie aus ihrem Staube herab, taucht sie in das am Thürpfosten hängende Weihbrunnkesselchen und sprengt in den drei höchsten Namen das Wasser unter die Dachtraufe. Ein gleicher Zweig von Palmkätzchen steckt auch im Schlafgemache, gerade so wie der Schreiber dieser Zeilen es einst in dem Münchener Königsschlosse sah; da hiengen über jedem Bette der Töchter des Königs Max Joseph I. die geweihten Palmkätzchen an der feinen Tapetenwand. Wetterkräftig ist auch der Name der heiligen drei Könige, der an dem betreffenden Festtage jährlich neu und mit drei Kreuzen über der Stubenthüre angekreidet wird. Oder man holt den

gedruckten Wettersegen zum Ablesen von seinem Nagel herunter über der Stübleinthüre. Gegen jegliche Feuersgefahr liegt bereits in den vier Winkeln des Hauses ein Stücklein Brodes, das am letztverwichenen Agathentag kirchlich eingesegnet wurde. Auch hat man am letzten Fronleichnamstage Prozessionskränze und Altarbäumchen vors Haus gesteckt; das Laub von diesen liegt gleichfalls noch am Estrich, weil es feuerbannend ist und zugleich die Kornmäuse abhält. In der Fensterblendung hängt der Barometer; aber er heißt nach seinem Gesellen, dem Wetterhahn, auf gut deutsch der Wettervogel; daher stammt der Reim:

Der Winter ist ein Wettervogel,
Er treibt die Weiber hintern Ofen.

Da das Fenster kein Kreuzzeichen tragen kann wie die Stubenthüre, so ist es wohlgerathen, nur mit Vorsicht hinaus zu schauen. Anstatt es ganz zu öffnen, steckt man lieber den Kopf durchs enge Läufterli, ein Schalter, der seitwärts über den einen Fensterflügel weggeschoben wird. Auch so ist schon manchem Neugierigen der Kopf augenblicklich dermaßen angeschwollen, daß er ihn nicht mehr hereinbringen konnte. Denn der Teufel lauert vor jedem Fenster und was da ein und ausgeht, wird ihm unterthan. Darum soll man kein Kind zum Fenster hinausgeben, oder durchs Fenster auf die Straße hinausheben. Entweder wächst es nicht mehr oder es wird gar von der Streggelen entführt, welche die Frau des Wilden Jägers Dürst ist. Die Fensterladen sind fallende Laden, die mittelst Seilen, welche in die Stube gehen, aufgezogen und durch den Schubfalz herabgelassen werden. Sie sind durchweg bunt bemalt, heraldisch geflammt und mit dem Heilandsnamen IHS. geschmückt. Die Kammern haben statt der Glasfenster nur Holzladen, Beien genannt. Draußen unter dem Vordache, dem Wettermantel, liegt die Bige des kleingespaltenen Holzes ebenmäßig bis zum Fensterrande heran aufgeschichtet. Die Redensart über ein vollbusiges Weib, sie habe Holz vor dem Fenster, ist aus dieser reinlichen Vorschlichtung entsprungen, welche ih-

rer blanken Fensterreihe gar schmuck zu Gesichte steht. Hier außen pflegt die Katze sich zu sonnen, bis das Kind den Läufter öffnet und seinen Tischkameraden herein läßt.

Die Thüre in die Nebenstube (Rißkammer, Nebetkammer) hat nur eine hölzerne Klinke, Kapuzinerfalle (Riegel) genannt. Hier steht das zweischläfrige Ehebette, an der Diele darüber ist der Betthimmel, „die Himlezi", ein Schild, auf dem der Mond mit den Sternen gemalt ist. Vom Bette aus wird die nebenan stehende Wiege mittelst eines Zugstrickes geschaukelt. Damit das Kind nicht behext oder von jäher Krankheit befallen werde, hängt an der Wiege ein Bündelchen von neunerlei geweihten Kräutern und ein Benediktuspfennig. Die älteren Kinder schlafen im Obergadem, ihre Betten sind noch lange nicht überall mit Federn gefüllt, sondern mit Haberhülsen. An ihrer Thüre vorbei und rings unter dem Hausdach herum zieht sich die Laube, eine offne, zierlich gegitterte Galerie, die sich an der Fronte des Hauses oft zweimal und dreimal bis unter den Dachgiebel hinauf immer kleiner werdend wiederholt. Der Fremde möchte darin eine bloße Spielerei der Holzschnitzer vermuthen, bis er selbst mit angesehen hat, wie man beim täglichen Umschlag der Witterung und den immer drohenden Sommerregen den Hanf und Lein, aber auch das Heu nicht auf der Wiese, sondern unter dem Schirm des Daches auf diesen dreifachen Vorbühnen trocknen muß. Dann plötzlich wird ihm klar, daß hier die Bedeutung der Sache in ihrer Gestalt sichtbar werde und der rechte Zierrath stets der sinnvolle ist, der das Zweckmäßige wohlgefällig macht.

7. Das Stöcklein und der Hausgarten.

Das Stöcklein, auch Speicherlein genannt, ist ein kleines zweistöckiges Blockhäuschen, erbaut aus reihenweise auf einander gelegten Baumstämmen im untern Stockwerke, im obern aus gestrickten Balkenwänden. Stockabûr heißt im Norden das Nebenhaus, aus Balken (stockir) gebaut. Auch statt der Grundmauern hat es Standbalken und kann also auf unterlegten Walzen von der Stelle geschoben und anderwärts postirt werden. Es ist an den vier Ecken so reichlich und ebenmäßig verzapft, daß die Köpfe der Holznägel in einer dichten Reihe dran empor laufen, wie die Blechknöpfe an einer Bauernjacke. Das untere Stockwerk ist gänzlich hohl und dient als Vorrathskammer. Ursprünglich erhob es sich stelzbeinig auf vier mannshohen senkrechten Grundbalken. Jeder trug auf seinem Balkenkopf einen rings überragenden mühlsteinförmigen Stein, den die Feldmäuse nicht überklettern konnten, und über diesem erst baute sich luftig der Speicher auf. Alle ältern Häuser in Oberwallis sind in dieser Art gebaut. Eine von außen empor gehende Holztreppe führt auf die offene Laube, die den Stock ins Gevierte kränzt, und von da ins Innere, das aus zwei niedlichen Stübchen und einer kleinen Küche besteht. Hier wohnt Niemand, wenn keine Großältern vorhanden sind, oder so lange der Vater nicht das Gut an den Sohn abgetreten hat. Alsdann setzt er sich in diesem Pfrundstübli zur Ruhe und beschließt hier mit der Aeltermutter sein Leben; daher wird es bei uns auch Schließ genannt und im Berner Oberlande die Schrießeten. Recht veranschaulichend sagte über diese niedrigen Stüblein mit ihren altersgebeugten Greisen der nun vergessene Joh. Ludwig Ambühl aus dem Toggenburg (Gedichte 1803, Vaterlandslied):

Da hausten sie altväterlich
Im Stübchen eng und klein,
Und duckten unterm Balken sich
Und giengen aus und ein.

Wenn im vorigen Jahrhundert im Bern. Oberlande die Neu-

jahrspredigt zu Ende war, dann begann für den jungen Hochländer in einer eignen Art die Schriesseten. Der Bursche holte sein Mädchen aus der Kirche ins Wirthshaus ab, bewirthete sie hier Tage lang und wenn damit die neue Verbindung glücklich eingeleitet war, so wurde sie bald darauf durch die Trauung besiegelt. Denn Heiraten mußten immer nach der Neujahrspredigt abgeschlossen werden (Storr, Alpenreise v. J. 1781, LI.). Ist solch ein Stöcklein bewohnt, so werden es die buschig breiten Geranienstöcke verkünden, wenn ihre hochrothen Blüthen über das Fensterlein hinabwuchern. Alsdann geht die junge Hoffrau mit einem recht werthen Sonntagsbesuche im Sommer einmal hier herüber zur Großmutter, die den ältesten Honig hat, den besten Kafee kocht, das Schmalz an den Küchlein nicht zu sparen braucht und bei dieser Gelegenheit ihre Schaustücke und alten Angedenken aus dem Glasschrank hervornimmt. Gleich auf der großen Ankenschüssel steht zu lesen:

Das Herz in meinem Leibe
Theil ich mit meinem Weibe.

Unter dem Spiegel liegt ein Christuskindchen aus Wachs bossirt in einem merkwürdigen Drahtkörbchen; oder ein gar nicht mehr käufliches Badenerkistli, eine buntbemalte Holzkiste, wie man solche früher zu Baden den Gästen feil bot. Nach der Hand macht man einen Spaziergang in den Baumgarten, der hinter dem Stöcklein beginnt und einem Wäldchen nicht unähnlich ist. Eitler Versuch, die zahllos wechselnden Namen hier angeben zu wollen, mit denen die Bäuerin ihre Lieblingssorten von Aepfeln, Birnen und Kirschen aller Orten anders benennt! In den Wipfeln und auf besonderen Stangen sind Bretterkästen angebracht mit rundem Schlupfloche, in denen die Staaren sicher brüten können. Ein Lieblingsbaum steht dem Hause zunächst, er trägt Aepfel oder Mostbirnen. Man weiß, welcher Großvater ihn einst pflanzte. Nun dient er als Blitzableiter. Der wäre ein Frevler, der ihn schädigte; man umwickelt ihn mit Strohbändern, wenn der Frost kommt, man schüttelt und weckt ihn unter dem Weihnachtsgeläute, man reibt ihn ab mit jenem Wolllappen, mit dem man die Leiche eines Verwandten

abgetrocknet hat, damit er alljährlich reichlich trägt; man berührt ihn zu keiner der vier Fronfasten, damit er nicht unfruchtbar wird. Hier hat der Bauer nebst seinem Wohnhause den zweiten Aufenthalts- und Schutzort; hier am Stamme steht gewöhnlich der Dengelstock, auf dem er, wie er sagt, den Sommer und die Heuernte ankündigt. Und sogar für den Fall, daß sein Haus einmal abbrennen könnte, gedenkt er dieses Baumes mit einem Trostspruche:

Han ich au kei's Hüsli meh,
So mueß mer du di's Schutzdach ge.

Aehnliche fromme Rücksichten werden auch den Bienen gewidmet, deren Standhäuschen im Baumgarten ist, nicht weit entfernt von dem laufenden Brunnen. Wenn einst der Großvater die Augen schließt, dann wird sein Enkel an den Stand treten, jeden Stock rütteln und sprechen:

Bienen, unser Herr ist todt,
Verlaßt mich nicht in meiner Noth!

Denn den Tod des Hausherrn muß man seinen Thieren anmelden; unterläßt man's, so sterben sie ihm vor Heimweh nach. Wie gut läßt sich hier der tief sittliche Grund erkennen, welcher wie ein Schutzgeist den alten Aberglauben im Volke fort erhält. Denn wer in solchem Augenblicke einer lebenslänglichen Trennung bereits des Verstorbenen, seiner Lieblingsgeschäfte und Lieblingsgeschöpfe vergißt, der ist überhaupt einer dauerhaften Neigung unfähig weder für seine Leute, noch für seine Hausthiere.

Ein Bauerngärtlein ist ein Nutzgarten, ein Zwiebel- und Krautland, aus dem man an jedem Sommertage Salat und Kohl zum Zugemüse bricht oder auch feißten Mangold zur Schweinemast. Immer ist er nur klein; denn der Bauer wird sich wohl hüten, sein Land zu Nebenzwecken zu zerstückeln. Seine Lage gehört auf die Sonnenseite, wie könnte man sonst so früh im Jahre schon zu den Spinatkuchen und Krautwähen kommen, die man nach altem Brauch auf Ostern in jeder Haushaltung auf dem Tische erwartet. Der Zaun, der den Garten umgiebt, ist ein Lebhag, oder auch ein Scheitergatter, dessen Stäbe mit

dem Ziehmesser gerade geschnitzt und durch mehrere starke Hagscheiben aufrecht gehalten werden. Sie sind weiß angestrichen, die Lattenköpfe grün; das genügt, denn der Zaun ist nicht etwa der Pracht wegen da, sondern bloß zur Abwehr der Hühner. Ein schmales Thürlein führt in den fußbreiten Weg, der den Garten der Länge durchschneidet und durch einen zweiten in der Mitte rechtwinklig gekreuzt wird, so daß dadurch alles Gartenland in vier Hauptfelder zerfällt, die Schilde genannt. In dem schmalen Weglein kann man nicht selbander gehen. Aber für Spaziergänger ist hier überhaupt nichts gemacht, und wer den Ertragswerth des Bodens bis auf die einzelnen Halme berechnet, der wird ihn nicht auf Wege vergeuden. Der Nutzen ist des Bauers Ziel; nimmer Nutz, nimmer Guts. Jeder Gartenschild ist nach den Regeln der Wechselwirthschaft mit etwas Anderem besäet; es giebt also einen besonderen Zwiebelschild, einen eigenen Krautschild. Hier ist die eigentliche Elementarschule und das Seminarium etablirt für die Runkelrüben und Kabissetzlinge, die man nachher einmal auf die Universität des freien Feldes hinaus versetzt. In der Mitte der vier Schilde auf dem Kreuzweglein steht die Rosmarinstaude in ihrem eignen mit Buchs eingefaßten Rundell; wie ein Wächter steht sie auf erhöhtem Platze und schaut über alle andern Pflanzen hin. Sie ist das älteste Familienangedenken unter dieser jungen Pflanzenwelt, sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schoßen geschmückt, trat einst der Hofbauer sammt seiner Braut zum Traualtare, die Pflanze wird einst auch seinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage theilt nemlich die Gelbe Frau, wie man die Pathin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaare gegebene wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Topf und mit dem Frühling ins Gartenland verpflanzt. Dies Symbol ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde, mit einem solchen Zweiglein geht es zur ersten Communion. Und wieder erinnert dieselbe Staude an das Lebensende; einst stecken die Nachbarn ein Zweiglein an Rock oder Hut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin

zu Grabe tragen. Der ſtarke würzige Geruch, ſagt man, ſtärke das Gedächtniß der Ueberlebenden an ihre Heimgegangenen. Nur etliche wenige Zierpflanzen ſtehen noch mit der Rosmarinſtaude im gleichen Beete beiſammen, jede ebenfalls mit ihrem beſonderen Zwecke. Die maſtigen Wurzeln der Meiſterwurz (astrantia major) dienen gegen rheumatiſche Uebel; man legt ſie auch dem Vieh in die Krippe und trägt ſie mit ſich über Feld, ein Schutzmittel gegen Zauber und fremde Bosheit. Minzenkraut, Pfefferkraut, die kleine Malve (Käspappel), Kamille und Stiefmütterchen (viola tricolor) ergeben jedes ſeinen beſondern Thee. Lavendel und Eibiſch dienen zu mildernden Umſchlägen gegen Wunden und Geſchwulſt. Schon ehedem zu Peſtzeiten hat bald ein Erdmännchen aus dem Jura, bald die Stimme eines Engels oder fremden Vogels dieſen Lavendel den Leuten als Univerſalmittel anempfohlen, beim Sennenvolke iſt er auch jetzt noch unter dem Namen Zipprio hochberühmt. Majoran gehört in das Küchenſchubfach, ein unentbehrliches Würzkraut beim Wurſtmachen. Die Blätter der Salbeiſtaude werden zu jenen Frühlingsküchlein verbacken, welche man Mäuslein nennt; die Sonnenblume („Sonnenwende") liefert gutes Brennöl. Das confeſſionelle Bekenntniß bringt ſeine eigene Blumenliebhaberei mit ſich. Im Garten des Reformirten finden ſich andere, in dem des Katholiken wieder andere Pflanzen bevorzugt. Ueberall und immer ſtehen ſie jedoch nicht einzeln gepflanzt da, ſondern ſtets haufen- und büſchelweiſe auf einem Fleck beiſammen. So will es der Geſchmack des Bauern, auch ſeine Speiſekarte lautet Viel auf einmal. Die Sternen- und Studentenblumen (Narciſſen), die Friſli (Federnelken), die Stierenaugen (zwitterblütige Aſtern), die Tulipanen, die Krautnelken (Goldlack und weiße Levkojen), Himmels- oder Pfingſtroſen mögen allenthalben beliebt ſein; aber ſchon die letztere hat den Prozeſſionsſchmuck herzuleihen zum Pfingſt- und Fronleichnamsfeſte. So wird beim Katholiken in irgend einer Gartenecke auch die Buchsſtaude, die ſog. Ephipalme, beſonders ſtehen. Vorzugsweiſe von ihr pflückt ſich die Knabenſchaft die Palmſträuschen, ſteckt ſie auf hohe Stangen, trägt ſie am Palm-

sonntage zur Kirche und läßt sie priesterlich einsegnen. Alsdann vertheilt der Ortspriester solche von ihm geweihte Aestlein eigens den versammelten Gemeinderäthen, die sie feierlich in der Kirche umhertragen und damit Christi Einzug in Jerusalem sinnbildlich wiederholen. Mit demselben Zweige wird auch der Sarg umflochten, mit ihm der frische Grabhügel belegt, aus ihm der Wedel in der Weihwasserurne geflochten, der zur segnenden Besprengung des Grabes dient. Man denkt sich in seiner immergrünen Farbe ein Symbol des Sieges, den der Hingeschiedene über die Leiden dieser Welt errungen hat.

Ein Küchengärtlein hat für Bäume keinen Platz. Schattenbäume hindern den Pflanzenwuchs und sind zumal dem Bauern unnütz, der den Tag über weit vom Hause weg im Felde draußen sich müde hantirt. Aber der niedere Hollunder hat seine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus seiner Blüte wird Thee gegen Fieber, aus seinen Beeren ein herbes Obstmus und eine wunderthätige Latwerge gekocht, die tellerförmigen Dolden verbackt man zu betäubend wirkenden Schmalzküchlein. Wegen der schwindelerregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einschlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberste Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Osterpalmen pflanzt, aus ihm schnitzelt man auch das provisorische Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Obschon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzchen mit auffallendem Euphemismus Lebelang. Er ist der beliebteste Platz im Versteckspiele der Kinder, wie der bekannte Spielreim es besagt:

Sie sitzen unterm Holderbusch
Und machen alle Husch-husch-husch!

Aus dem Hollerschoß machen sich die Knaben ihre Knallbüchsen und Wasserspritzen, aus dem Marke jene Purzelmännchen, die umgeworfen immer von selbst wieder auf ihren genagelten Einfuß kommen. Das Mark taucht man scheibenweise in Oel, läßt es angezündet im Wasserglas schwimmen und erkennt bei seinem Scheine in der Christnacht alle Hexen, Zauberer und

Geſpenſter der ganzen Umgegend. Weil dieſer Baum ein Geiſter abwehrender iſt, ſo kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu ſtehen, hilft dieſen beſchatten und feucht erhalten, zugleich aber auch das Vieh in der zunächſt gelegenen Stallung vor böſem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beſchädigter Hollunderbaum nehme Rache an ſeinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderſtock, indem man die eigene Holde zuſammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum urſprünglich geweiht zu ſein ſcheint. Ganz beſitzlos ſein und keinen Holderſtock haben, iſt in der Volksrede ſynonym; dies zeigt folgender Reim, den ein Armer ſeinem reichen Nachbar ſpottend ans Fenſter ſteckte:

Heſch drißig Küeh am Baren obe
und drißig vor der Thüre (auf der Alm);
Ich hab keis Vieh, kein Gitzibock
Und au kein einzige Holderſtock,
Und lebe doch dafüre.

Auch dem Haſelſtrauch wird gern ein altes Erbplätzchen im Garten gegönnt, er iſt gleichfalls etwas Unentbehrliches für die ſtille Uebung der Sitte, die den Gang und Verlauf des landwirthſchaftlichen Jahres begleitet. Mit ſeinen Bartnüſſen behängt man zu Weihnachten dem Kinde das Zimmerbäumchen; zu Oſtern flicht man drei Ruthen von ihm zur Traggabel, auf die man den Buſch der Oſterpalme ſteckt; im Sommer ſoll er den Blitz vom Hauſe abhalten. Den Quellenſchmeckern und Schatzgräbern muß er die in der Zwieſel gewachſene Sommerlatte liefern, die, wenn ſie in dem richtigen Zeichen und unter den zutreffenden Sprüchen geſchnitten wird, freiwillig an der Stelle anſchlägt, wo der „Wunſch“ verzaubert im Boden liegt. Aber noch vollgültiger als dieſe Bäumchen und Sträucher bleibt allenthalben die eine Haus- oder Donnerwurz (sempervivum tectorum), man pflanzt ſie nicht eben aufs Dach, ſondern nebenan am Zaune wird ihr ein Sonderpfahl mit einem Brettchen errichtet, auf dem ſie wie auf einem Altärchen fortwuchert. Wie das getrocknete Rindshaupt hängt am Firſtbalken der Heidenhäuſer, um dem Ausbruch der Seuchen und dem Blitzſchlag zu wehren; ſo hat

draußen vor dem Hause die Donnerwurz dieselben Dienste zu leisten. Man hängt sie in den Schlot, so kann keine Milchstellerin und Hexe hindurch fahren; man schält ihre fleischigen Blätter und legt sie auf Wunden und Quetschungen; man verkocht sie zu Thee gegen Schmerz und Ohrensausen. Treibt sie langstengelnde Blüten, was bekanntlich nicht alljährlich ist, so kann der Familie ein besonderes Ereigniß bevorstehen. Die weißblühende zeigt auf einen Todesfall, die rothstengelnde auf einen Glücksfall. Verdorrt sie gar, aber dagegen liegt sie immer in frischen Dünger eingebettet, dann droht auch die Haushaltung bald zusammen zu schrumpfen oder ganz auseinander zu gehen. Freilich nicht dieser Pflanze wegen; allein der hier einreißenden gröblichen Stumpfheit wegen, die dieses ehrwürdige Andenken der Väterzeit und des Vaterhauses achtlos hinwelken läßt. In allen ihren volksthümlichen Namen trägt sie noch die Abzeichen der ihr gewidmeten Verehrung. In der französischen Schweiz heißt sie Joubarbe, des Jovis Bart, wie in der deutschen Donnerbart; dagegen in der Saaser Mundart in Oberwallis heißt sie Frôwentrübli, die Traube jenes Gottes Frô, des Herrn, nach welchem ebendaselbst auch der Donnerstag noch Frontag genannt ist.

8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden.

Das Germanenvolk hielt sich selbst für ein haingeborenes, baumentsprungenes Waldgeschlecht. Das ganze Weltgebäude dachte es sich unter dem Sinnbilde eines gigantischen Baumes, dessen Wurzeln die Schwellen legten zur untersten Schattenwelt, dessen Wipfel das Dach des Himmels trug, dessen breites Astwerk der Schöpfer zum tausendfachen Wohnhaus der Menschen zurecht gezimmert hatte. Als ein Abbild dieses Weltbaumes und seines darin waltenden Schöpfers dachte man sich den ragenden und tragenden Hochbalken in Tempel und Haus, das Sinnbild

geordneten Ebenmaßes, erhaltender Kraft und dauernden Schutzes; in diesem gleichen Ideenzusammenhange wurde auch das zweipfostige Thürgestelle, das mit dem wagerecht liegenden Jochbalken oben abschließt und nach unten die Schwelle deckt, das naive Sinnbild des in sich vollendet Abgeschlossenen und blieb religiös geheiligt und geweiht, so lange das bürgerliche Gesetz selbst noch das Ergebniß des religiösen Glaubens war. Eide wurden auf die Thüre abgelegt und des ganzen Erbes Besitz damit angetreten, daß der Schwörende oben den Pfosten und unten die Schwelle berührte. Nach dem Bilde dieses dreigliedrigen Balkenbaues denkt sich der Germane die ganze sittliche und natürliche Welt geordnet; die Schöpfung ist ihm eine dreitheilige, ihr Schöpfer ein Dreiherrscher, der deßhalb in der Skalda der dreiwaltende Gott genannt ist, Thrîvaldi. In dreierlei Volksstämme hatte Plinius, in dreierlei Stände Tacitus das Germanenvolk eingetheilt gefunden, nur drei Jahreszeiten zählte und benannte es, die mit der jährlich dreimaligen Wiederkehr jener Volks- und Gerichtsversammlungen zusammenfielen, welche das Echtding oder die tria legitima placita, sc. judicia hießen. Seine Göttertrinität, die ihm wie allen andern Völkern gemein war, benannte es Wuotan, Donar und Frô (altnord. Odhinn, Thôrr und Freyr) und stellte diese drei Schöpfer von Raum und Zeit gleichfalls unter dem Bilde zweier durch den Deckbalken vereinigten Stützen dar; denn aller guten Dinge sind drei, omne trinum est perfectum, oder wie Schiller dichtet: Dreifach ist des Raumes Maß, dreifach ist der Schritt der Zeit. Nach derselben Norm ordnet der Germane Rede, Lied, Satzung und gerichtliche Zeitfrist durchaus dreigliedrig. Wie wir unser Wort *setzen*, unsern Brief *stellen*, unsere Periode *bauen*, so nennt er die Abschnitte seines Gesetzbuches die gezimmerten Balken (altnord. bâlkr) und bestimmt ihren innern Sinn und Zusammenhang durch je dreimal wiederkehrende gleiche Allitera-tionsstellen, die er die Liedstäbe, die Pfeiler und Stützen der Rechtssatzung nennt. Auch noch die nachmalige reimende Liedstrophe ist solcher Beschaffenheit gewesen, da sie aus den beiden sich gleichen Stollen und dem Abgesang bestand. Eine

ſolche Strophe ruht auf zwei gleichen Stühlen oder Füßen und wird, wie ein Gezimmer und Haus, mit dem Abgeſang als dem darauf gelegten Giebelbalken gedeckt. Ein Lied wohl dichten, heißt bei unſern mittelhochdeutſchen Dichtern ihm ein Dach zimmern, gute Rede iſt des Sinnes Dach, das Lied iſt „ein in Form und Gedanken fertig abgeſchloßner Rederaum“ (W. Wakkernagel). Uebergehend auf den allgemeinen Namen, den der Germane ſeiner Gottheit gab, kann es nach dem eben Geſagten nicht verwundern, wenn Ruodolf von Fulda über die Nordſachſen berichtet, ſie hätten ihren Allgott unter dem Bilde und Namen eines mächtigen Tragbalkens verehrt: truncum ligni, non parvæ magnitudinis in altum erectum, sub divo colebant, patria eum lingua Irminsûl (Allſäule) appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Obſchon dieſe Irmenſäule als eine aus einem mächtigen Baum gehauene hochragende Bildſäule beſchrieben wird, iſt ſie gleichwohl nur truncus ligni genannt; und ähnlich iſt auch die dem achten Jahrhundert angehörende Meldung von dem Heiligenſtock in Neuſtrien „stips, diversis imaginibus figuratus“, welchen der hl. Walaricus, † 622, umwerfen ließ, um ihn der heidniſchen Verehrung zu entziehen. Myth. 108. Der nachher zum Appellativ gewordene Eigenname der deutſchen Götter und ihrer Balkenbilder war althochdeutſch ans, ſächſiſch ôs, eddiſch âs, plur. ahd. ansî, mittellateiniſch Anses. — Aesir, hœpt und bœnd: Balken, Haften und Bande ſind die nordiſchen Benennungen der alle Weſen behaftenden und einigenden Götter. Wuotan als allwaltender Ein- und Allgott heißt Answalt, ſpäter verunſtaltet in Oswald. Das Wort ans aber erklärt ſich uns urkundlich in ſeiner doppelten Bedeutung von Balken und Gottheit. Ulfilas überſetzt δοκός Balken (bei Lukas 6, 42) mit gothiſch ans, während eben dieſes letztere ſein lateinſchreibender Landsmann Jornandes cap. 13 mit quasi semideus erklärt. Der Ans Wuotan iſt alſo der Wage- und Tragebalken des Himmelsgewölbes, oder er iſt auch dieſes letztere ſelbſt, wenn es ſich als Schirmdach niederſenkt auf das Gebirge, auf deſſen Höhen die übrigen Seligen beiſammen wohnen. Oberdeutſche

Urkunden, bei Meichelbeck Nro. 629 zum Jahre 843, verzeichnen noch die beiden merkwürdigen Eigennamen Kêrans und Folchans; der eine der speerschwingende Wuotan, und der andere dessen Sohn, der alles Landvolk in seine Himmelsräume einnehmende Donar. In seiner nackten Sinnlichkeit haben dies Wort unsere oberdeutschen Chronisten aufbewahrt. Der Berner Chronist Anshelm, dessen Name selber hier einschlägt, weil er synonym dem ahd. Cotahelm ist, citirt zum Jahre 1511 ein Schreiben der Freiburger Kriegshauptleute im Felde aus Varese: „Die Franzosen hattend die Bruck an der Treis ganz zerrissen und die Joch, Ansbäum und anderes geschleift." Tschudi 1, 128 zum Jahre 1231: „Der Graff von Safoi reit gan Bern vnd halff selbs den ersten ansbaum an die Bruck (der Aare) legen." — Schultheiß und Räthe zu Aarau kommen mit Wernher von Reitnau, ihrem Zimmermann und Brückenbauer, überein: Were aber, daz man Ansböm legen wurde, einen oder mer, darvmb sol man im taglön geben als vorbeschiden ist." Hans von Falkenstein schenkt (zu diesem Brückenbau): den burgern iiij Ansböm. Aarauer Rathsmanuale, fol. 117. 120. Walter Asenbovn, 1321 urkund. Zeuge zu Altorf in Uri. Chnecht Asenbovn, 1315 Zeuge eines durch Graf Friedrich von Toggenburg Namens des Glarner- und Urnerlandes geschloßnen Friedensvertrages. Kopp, Geschichts-Bl. 4, 312 Note 9, und 457, Urk. 13. Ansbaum, Asenbaum und Asnibaum, entsprechend dem ahd. âsôn, sich stützen, bezeichnet im Lande Obwalden den horizontal über dem Feuerherd liegenden Doppelbalken, an dessen Stäben das Rauchfleisch hängt, und das an der Diele angebrachte Gestänge zum Trocknen der Lichtspäne. So stellt sich also das Wort ans unbezweifelbar in seiner sinnlichen Bedeutung heraus als trabs, internodium lignorum, und aus dem bisher Angeführten erhellt, wie in diesem Worte die Begriffe von Tragbalken und Säule, Brückenjoch und Bergjoch, Hausstütze und Himmelsstütze, Hausherr und Himmelsherr, mit correcter Sinnbildlichkeit in einander übergehen. Ist das Götterbildniß also der zum Wagebalken der Thüre gezimmerte Baum, steht das Götterhaupt büstenartig ausgeschnitzt am Balkenhaupte und Hochsitze des Hauses, oder auch am Spiegel des Wikin-

gerschiffes, so ist schon hier im Voraus einzusehen, warum noch nach der Behauptung des spätesten Aberglaubens die bösen Hausgeister, Zauberer und Hexen, auf der That ertappt, sich schleunig in unfaßbare Balken und Baumstämme verwandeln (vgl. Aargau. Sag. Nro. 371), mit andern Worten: Die Geister schwinden wieder in die götzenhaften Schnitzbilder zurück, die einst ein Abbild von ihnen gewesen waren.

Im Norden hieß der technische Name für ein solches Götterschnitzbild skurgodh, von skurd, sculptura; im Süden scherzt die volksthümliche Rede jetzt noch über den mürben Herrgott mit seinem hölzernen Bischof, buchsbäumigen Pfarrer und hagebuchenen Küster. Die Phrase deutet zurück auf jene geschnitzten oder thönernen Zwergenpopanze, die mit dem Ausdruck plumper Lachlust auf Schränken und im Getäfel der Wohnstube aufgestellt waren. Sie sind die späten Nachkommen und Ueberbleibsel jener kleinen elbenhaften Hausgeister, welche den römischen Laren und Penaten gleich, im Innern des germanischen Wohnhauses standen und ihren Schirmdienst verrichteten, die sog. Heimchen und Heinzelmännchen, Diminutivnamen von Heimo, Heim (=atsgott). Ihre ältesten deutschen Namen sind hûsing, Hausabkömmling; stetigot, Gott der Wohnstatt; ingoumen, Hüter des innern Hauses; ingesîde, daz liebe heilige ingesîde, das himmlische Ingesinde des Hauses. Sie sind Herdgötter, und da der Herd für sie die Thüre bildet zu ihrer unterirdischen Wohnung, so ist die Folge davon, daß sie später einmal selbst zu Unterirdischen, zu Erdmännchen, zwergenhaften Haus= und Schiffskobolden (Klabautermänneken) werden, wie auch der römische Lar auf larva, Gespenst und Dämon führt (Myth. 468).

Wohl noch jetzt wird jenes alte Bauernhaus in Tegerfelden vorhanden sein, in welchem nach den Aargau. Sag. 1, pag. 305 der schon durch Priestergebet hinweg beschworne Hausgeist an vorbestimmten Abenden zwischen Feuer und Licht wieder einkehrt, zum Herde hintritt, bis zu dessen oberer Platte des Männleins Gestalt eben hinauf reicht, und mit stummer Friedfertigkeit in das Kochfeuer hineinstaunt. Diese Hausgei=

ster sind von doppelter Art, die einen sind ausschließlich an das Wohnhaus geknüpft, und dies ist eben der vorhin namentlich angeführte Stättegott und genius loci; die andern dagegen sind der mit der Familie vom Hause wegwandernde spiritus familiaris. Jene haben kleine Nischen sowohl in der Wand neben den Herde (Aschenloch), als auch hinter dem Stubenofen (die Hell), wo man ihnen ihr Brod und Milchnäpfchen hinstellt; ihretwegen widerfährt auch dem Ofen besondere Verehrung, wenn ihm in Spiel und Märchen gebeichtet, oder wenn er zur Spielstrafe geküßt und knieend angebetet wird. Sie verbleiben standhaft im Hause, wenn dieses auch schon seit Jahrhunderten seine Geschlechter und Besitzer geändert hat. Der spiritus familiaris dagegen wandert, wie die trojanischen Penaten mit Anchises, aus der verlaßnen Wohnstatt in die Fremde mit fort, denn er ist das ursprüngliche Götter- und Ahnenbildniß selbst, ohne welches man dem neu zu suchenden Wohnplatze nicht mit Glück nahen kann. Das sind mithin die wirklichen Balkengötter gewesen, sie haben als solche nachweisbar bis auf unsere Zeiten fort gegolten. So wird Gott Thôrr in Hymisquidha-Saga der Schiffswaltende genannt, und es ist bezeugt, daß größere Fahrzeuge sein Bild als Galeon führten; Mannhardt in Wolfs Zeitschrift 2, 313. Nordlandsfahrer, die sich Island näherten, um sich dorten anzusiedeln, pflegten die miteingeschifften Pfeiler des heimatlichen Hochsitzes aus dem Schiffe ins Meer zu werfen und da sich anzusiedeln, wo jene landeten. Geijer, schwed. Gesch. 1, 104. Der Volksglaube auf Insel Rügen theilt jedem Seeschiff seinen Schiffsgeist zu, den Klabautermann, der auf folgende Weise zum Entstehen kommt. Hat ein Kind einen Bruchschaden, so spaltet man einen jungen Eichbaum, zieht dasselbe bei Sonnenaufgang dreimal durch die Spalte und verbindet sie wieder. Mit dem verwachsenden Baum verwächst auch der Bruch. Stirbt ein auf diese Weise geheilter Mensch, so geht sein Geist in den Baum über. Wird dieser nach Jahren zum Schiffsbau tauglich und dazu benutzt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann. Wenn das Schiff auf dem Stapel steht und das letzte Stück Holz darin

angebracht ist, dann geht auch der Klabautermann darauf. Kommt dasselbe in Noth, so macht er großen Lärm; reißt eine Seitenplanke ein, bricht der Mastbaum, so vermag er beides im Sturme noch festzuhalten, obschon er nur ein kleines Männlein ist und ganz feine Hände hat. Wolf Zeitschr. 2, 141. Der Sinn dieser Schiffersagen erklärt sich leicht; die Seele des Abgeschiedenen wird wieder die eines Kindes, und da sie aus dem Waldbaum geholt worden ist, geht sie wieder in diesen zurück. Nicht bloß Wald und Hain also, sondern folgerichtig auch der einzelne altvererbte Balken konnte auf diese Weise ein Gegenstand des Cultus werden. Darum werden noch in manchen Kirchen solcherlei altgeheiligte Balken unter verschiedenen anekdotenhaften Angaben vorgewiesen; so der Balken des heil. Burkhard im Freienämter Dorfe Beinwil, und ähnliche in der Kapelle von solothurnisch Stüßlingen, in der Kapelle von Rollbach im Spessart, in der Münchener Frauenkirche. Hiebe man den Pfahl um, der im Städtchen Klingnau morsch und zwecklos unterhalb der Schloßruine steht, so käme dorten der Schwarze los, ebenso wie das Landvolk bei Au am Zürichsee noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen gewissen Holzblock daselbst nicht von der Stelle schaffen ließ, weil es ein großes Uebel für die ganze Umgegend damit anzurichten fürchtete. Das Ausführlichere hierüber ist bereits in den Aarg. Sag. 1, pag. 47 u. 75 erzählt und erklärt. Beim Orte Steeg in Tirol zeigt man einen Platz, auf dem ein durch einen Hausgeist beunruhigtes Wohnhaus abgebrochen wurde, um es an einer andern Stelle aufzubauen; nur die Thürschwelle wurde an Ort und Stelle zurückgelassen, damit das Gespenst auf dem alten Platze gebannt bleibe. Zingerle in Wolfs Ztschr. 2, 347. Gleiches über eine unter Letten und Ehsten lang nachdauernde götzendienerische Verehrung der Balken und Pfosten erzählt aus der Gegenwart Rußwurm: Eibofolke §. 353; die schwedischen Pastoren hatten noch im 17. Jahrhundert über die Verehrung eines Eichenbalkens am Strande des Peipus Klage zu führen, und einen Pfosten bei Klein-Lechtigal wagte man nicht von der Stelle zu nehmen.

In der vorsätzlichen Kürze dieser Einleitung war erst zu erweisen, daß und warum der Germane die Pfosten seines Wohnhauses, die drei Balken der Hausthüre, als Sinn- und Abbilder seiner Schutzgötter verehrte, damit wir mit diesen gerechtfertigten Vordersätzen nun zur Sache übergehen und die Hausthüre mit ihren religiösen und rechtlichen Bestimmungen schildern können. Das hiefür uns zu Gebote stehende Material ist solcher Art und Alters, daß die Ergebnisse noch eine ursprüngliche religiöse Anschauung an sich tragen und mit dieser erst auf die rechtsgeschichtliche überleiten.

Wenn das Recht der Stadt Ens vom J. 1212 die Heiligkeit des Hausfriedens mit dem Satze bezeichnet: unicuique civium domus sua sit pro munitione, so fühlt sich der Herausgeber Gaupp (Stadtrechte 2, 211) dabei an die berühmte englische Redensart erinnert: my house is my castle. Dies ist ganz zutreffend für die Fehde- und Faustrechtszeiten, wo das Gesetz dem Wehrlosen in seinem uneingefriedeten Hause die gleiche Sicherheit zusagt, die der Adelige hinter seinem wehrhaften Thurm sich selbst verschafft. Gleichwohl muß auch schon dieser Rechtssatzung ein früheres Glaubensmotiv vorausgegangen sein, durch welches jede Wohnung mit ihren idealen Grenzen der Dachtraufe, des Dachrafens, der Thüre und ihrer beiden Schwellen geheiligt und unzugänglich gemacht war. Denn darum erst, weil über einer jeden dieser einzelnen Grenzen auch eine einzelne Schutzgottheit waltend gedacht war, hat jede unbefugte Ueberschreitung hier für eine gegen diese mehrfachen Götter begangene gesteigerte Ruchlosigkeit gegolten und ist von den Rechtssatzungen unter dem Namen der böswilligen Heimsuchung mit einer um jeden weiter vordringenden Schritt des Unbefugten sich steigernden Buße belegt worden. Schwäbisch Epfendorf war einst ein zum Kloster Petershausen gehörender Freihof; der diesen Hof betretende, sagt die Öffnung, sollte damit gegen jeden fremden Verfolger ebenso gesichert sein, als ob er in eine Kirche getreten wäre, und will sein Gegner nicht ablassen, so ist dem Hofmeier das Recht ertheilt: „er mag im den kopf auf seiner hausschwellen abhawen, vnd sol im drei heller

vf das herz legen, hiemit hat er in gebüeßet vnd (ist) weiter darumb niemand nichts schuldig." Uhland in Pfeiffers Germania 4, 90 ff. Aehnlich sagt auch das Laufenburger Stadtrecht, gegeben 1315 von Graf Johannes Habsburg-Laufenburg: „Wer den andern in seinem haus benöten will, mag der gewinnen sein überhand: er soll in erlegen auf die schwellen, also daß der körper außerhalben der schwellen liege, vnd soll ime das haupt abschlahen, es sei pfaffen, layen, ritter oder knecht. Er soll dasselbe haupt nemen bei dem har, dem cörper nachwerfen vnd sein tür zuethun." Abschriftlich im Laufenburger Stadtarchiv, ungezeichnet, Fol. 95. Der Hausherr darf den bis über die Hausschwelle unbefugt Eingedrungenen erschlagen; die Schwelle des Hauses bleibt in den Bestimmungen über den Hausfriedensbruch das Bedeutungsvollste, so in den österreich. Weisthümern (Samml. von Kaltenbaeck) 1, 16: so bald er vnder dy dachtropfen khumt oder den ainen fueß über das drischybl setzt: LXXVIII, 10. Die Dachtraufe formirt den Ambitus des Hauses; wer über die Schwelle tritt, gelangt in das Haus selbst, daher ist an dieser letzteren Stelle der Wandel dessen, der „in gevar" über eines Anderen Schwelle läuft, doppelt so hoch als desjenigen, der ihm unter die Dachtropfen nachläuft. Osenbrüggen, der Hausfrieden, S. 12, Note 4. Wenn dabei dennoch von einer für den begangenen Todtschlag zu entrichtenden Buße die Rede ist, so ist dies eine in verächtlichem Sinne gemeinte Scheinbuße, in welcher das zu zahlende Wergeld in einem Minimalwerthe durchschimmert. So schreiben die von Osenbrüggen erörterten österreichischen Pantaidinge (Wien 1863, 42) vor, es seien drei Pfennige auf drei Wunden des Getödteten zu legen, eine Compositionsart, die wiederum eine Folge der verbreiteten Satzung ist, daß wenn mehrere Verletzungen vorgekommen sind, nur drei berechnet werden sollen. Das Meraner Stadtrecht bestraft die Verfolgung bis unter die Dachtraufe mit der Hälfte der Hochbuße, dagegen die Ueberschreitung der Schwelle mit der ganzen: kumpt aber der, der in da jagt, fürbaz vnz über daz drischûvel, so sol er ze ganzer buoze geben 50 pfunt. Haupt, Ztschr. 6, 429. Und in der 1509 geschriebe-

nen Dorfordnung des bei Meran gelegenen Ortes Schenna ist dem Dorfknechte auch bei seiner Amtsverrichtung nicht gestattet, die Schwelle des fremden Hauses zu überschreiten; trifft er beim Aufbieten zu Gemeindeversammlungen einen Gemeindegenossen nicht zu Hause, so soll er drei Steine auf die drischubel legen und damit jenen giltig geboten haben. Frommann, Mundarten 5, 370. Das Vorbild zu dieser Dorfsatzung liegt in der Lex Bajuwariorum (Pertz, Leg. III. 420): Nemo ingrediatur alienum domum per violentiam; et postquam intraverit et se cognoscerit reum, injuste quod intrasset: det wadium (ein Pfand) domini domus; et si ille defuerit, mittat ipsum wadium supra liminare, et non cogatur amplius solvere quam 3 solidos. Am genauesten aber unter den hier einschlägigen und dieser Arbeit zu Gebote stehenden Satzungen wird im Augsburger Stadtrecht, Art. 184, also unterschieden: Swer den andern jaget mit gewafneter hant in eines mannes hûs, wes daz ist, slehet er nach im in daz bîstal, oder in die tür, oder in daz driscufel (Lesart driuschiuvel), oder in daz übertür, so hat er den wirt vil sere geheimsuochet. Grimm, RA. 891. Hier wird die Thüre gradweise nach ihren drei Theilen als ein dreifacher Friedkreis, dessen letzte und heimlichste Grenze die Schwelle ist, angesetzt, und hier ist es nun am Platze, die alterthümliche Bauart der Thüre und ihrer Einzeltheile in Erklärung zu nehmen.

Die Thüre zerfällt nach obigen Benennungen erstens in das Bîstal, das im Berner Oberlande noch das Bîstel genannt ist, Stalder 1, 175; es ist die Doppelsäule der beiden aufrechten Thürpfosten. Zweitens wird dann die Thüre selbst genannt. Diese aber bestand, wie es die im Namen vorherrschenden Pluralformen erweisen (goth. daûrôns, ahd. turî, lat. fores), aus einer Zerlegung des Brettes in zwei wagerechte Hälften, aus einer Ober- und einer Unterthüre, so daß man die obere Hälfte ladenartig nach innen zurückschlagen und auf die geschlossene Unterthüre als auf eine Fensterbrüstung sich herauslehnen konnte. Richters bekannte Illustrationen zu Claus Groths Quickborn zeichnen so heute noch die Thüren norddeutscher Bauernhäuser.

Auch die Unterthüre bestand aus einem ähnlichen sich nach innen öffnenden Flügel, welcher offen stehend als Einschlupf für Geflügel und kleine Kinder diente; daher die Phrase der Demüthigung: er muß mir unten durch, oder der noch in Hessen und der Wetterau durch die Rechtssatzung erzeugte Aberglaube (in Wolfs Beitr. 1, 217): Wenn man durch eine Unterthüre kriecht, so hat man Unglück. Waren beide Flügel einer solchen Thüre icht geschlossen, sondern nur angelehnt, so kam der unversehens Hereinlaufende allerdings buchstäblich mit der Thüre in's Haus gefallen, und in derselben Art entstand die andere Formel, einen mit der Thüre vor den Kopf stoßen, wenn man gegen einen unbegehrten Besuch die Oberthüre von innen plötzlich zuschlug. Statt der älteren Oberthüre mit ihrem Abschlusse des nackten Jochbalkens hat der spätere Holzbau einen mit Schindeln gedeckten Wandvorsprung bekommen, Vorhäuslein, Für- und Schirmdächlein genannt, und ein gleiches Fürdächlein zieht sich zuweilen auch noch über der Fensterreihe des ersten Stockwerkes hin. Nun folgt der dritte Theil der Thüre, die Schwelle, Drischübel genannt. Bevor man aber an die Erklärung dieses Namens geht, ist das eben Dargestellte erst aus den Sprachdenkmälern nachzuweisen und zu erklären. Jener althochdeutsche Vocabularius, welcher dem heil. Gallus zugeschrieben wird, kann zwar nicht vom heil. Gallus († 640) selbst herrühren, weil in diesem gleichen Codizel auch Astrologica vom heil. Beda († 734) mit vorkommen. Jedenfalls aber gehört dieses St. Galler Schriftstück noch der Zeit des heil. Othmar an, somit der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts. Dasselbe benennt nun die eben geschilderte Beschaffenheit der Thüre in ihren einzelnen Theilen folgendermaßen: poste(s) turisuli, die Thürsäule; suplimitas ubarturi, Ueberthüre; ostium turi, die Gesammtthüre; sublimitare (statt superliminare) drisgufli, das Drischübel. Aehnlich wird dieselbe Reihenfolge der Begriffe in andern althochd. Glossen, z. B. in Hoffmanns Sumerlaten, pg. 51ª, aufgeführt: postis turstudil (Stud, Thürpfosten) superliminare vbertver, janua tver, limen driskuwil.

Es beginnt die Betrachtung dieser Theile im Einzelnen,

zuerst des Thürgerüstes. Sein ältester Name ist Seule und Stud; in den Schlettstädter Glossen (Haupts Ztschr. 5, 334ª) postes turistuodil, die Thürstud, der Standbalken. In diesem Namen begegnet zugleich jener der Hochstud, durch welche das Innere des Hauses den Götterschutz genoß, wie das Aeußere des Hauses durch die Thürstud den Rechtsschutz. Diese ist also erst eine Folge von jener, denn so lange schon ist der Innenbau des Hauses ein veränderter, daß die Hochstud nun unserer Anschauung ganz mangelt und auch in den Satzungen nicht mehr erwähnt wird. Nur ausnahmsweise kennt man in unsern Juradörfern irgend ein vereinzeltes ärmliches Strohhaus, in dem der auf der Baustelle gestandene Nußbaum mit seinem Astwerk zur Stud zugestutzt und als Stützbalken der First mit in's Haus eingebaut worden ist. Nach Reinbots von Durne mhd. Legende vom heil. Georg umfaßt dieser Heilige im Hause der armen Frau den Stützbalken, worauf dieser sofort sich in einen zwölf Ellen hohen, breitästigen Baum verwandelt, unter dessen Blüten, obwohl es Winter ist, Vögel singen und erquickende Früchte hängen. Statt dieses ragenden Hochbalkens der ursprünglichen Bauart gilt der Name Stud nun dem Mittelbalken des Einbaues, der senkrecht auf die Sellen oder Querbalken trifft. Dennoch ist auf diesen die seinem Vorgänger gewidmet gewesene Verehrung übergegangen und verräth sich in halb kirchlichen, halb abergläubischen Bräuchen. An ihm pflegt man den letztgeschnittenen Aehrenbüschel der Kornärnte, das sog. Glückskorn, aufzuhängen; hier haben die kirchlich eingesegneten Osterpalmen ihre Stelle, die für feuerabwehrend gelten; hier hängen besondere Fläschlein, mit Weihwasser gefüllt, zu geheimnißvollen Salubritäts- und Sicherheitszwecken. Neben der Wasserbesprengung mit dem heidnischen Heilawâc werden der Stud auch Frucht- und Blumenopfer, also gerade die Erstlinge dargebracht. Und so werden sich nachher bei Besprechung der Schwelle gleichfalls ähnliche Spuren von Opferung junger Thiere und Einmauerung kleiner Kinder verrathen. Die Stud dient ferner zur Schicksalserforschung; denn in derjenigen Richtung, in welcher bei einem Hausbrande die Hochstud stürzt, nach dieser hin wird

auch die nächste Brunst entstehen. Zugleich ist sie denjenigen Hausgeistern zum Wohnsitze angewiesen, die sich durch ruhelose Ungeberdigkeit lästig machen, jedoch ohne Gefahr für den Hausbestand nicht gänzlich aus der Wohnung hinweg gesegnet werden dürfen.

Erst wenn ein solches Haus abgebrannt ist, kann man des Hausgeistes los werden, insofern man das alte Gebälke unbenutzt auf der Brandstelle liegen läßt und nicht wiederum verbaut; darin muß der Kobold dann zurückbleiben: Aarg. Sag. Nro. 59—62. Die Lex Baiuwar. (Pertz Leg. 3, 308) zählt der Reihe nach das Gebälke der Wohnung und dessen gesetzlichen Werth im Einzelnen auf, nach dem es bei Hausbruch und Brandstiftung vergütet werden muß. Die Firstsäule (Firstsûl) wird mit 12 Solidis vergütet; die innere Angelsäule (winchilsûl) mit 6, und jeder Wandbalken (quos Spanga vocant, eo quod ordinem continent parietum) mit 3 solidis. Alle übrigen Balken des Gebäudes werden je mit einem solidus vergütet.

Es zeigt sich also klar, daß hier die Stud noch etwas vom Ansehen des ehemaligen Hochsitzes hat, an welchem die Bildnisse und Abzeichen der Hausgötter angebracht waren, wie denn der Name Stud jetzt noch allenthalben nicht bloß den obrigkeitlichen Pranger und Galgen, sondern auch den Feld-Bildstock und das Heiligenbild mitbezeichnet; daher z. B. jene Nikolausstud im Seehafen zu Zürich und zu Luzern, ebenso die nach dieser Stud des Schutzpatrons der Schiffer sich benennende oberrheinische Flößerzunft der Stüdler. Auch gezaubert wird an der Stud. In sie nagelt man unter Nennung der drei höchsten Namen und desjenigen Feindes, den man magisch in die Ferne hin zu tödten sucht, den obersten Schoß, die sogenannte Kerze eines Tännleins. Mit dem verdorrenden Zweig stirbt auch der Gegner ab.

Ein gar merkwürdiger alterthümlicher Zug solcher Art wird aus dem westfälischen Landleben durch Woeste in Wolfs Ztschr. f. Myth. 2, 98 gemeldet. Der dortige Bauer verleugnet unter dem Gebälke seines Holzhauses noch nicht jenes deutsche Gemüth, das für seine Erhebung zum Ewigen einst in die Eiche

des heil. Haines emporſchaute; er legt daher demjenigen Raum im Hauſe die meiſte Heiligkeit bei, welcher aufwärts und umwärts den größten freien Raum darbietet. Dies war urſprünglich der innere Dachſtuhl, zu welchem durch das noch hohle Haus Feuer und Rauch des Herdes emporſchlug, wie jetzt noch in den Alphütten. Daher heißt dieſer nun mit Bretterwerk unterſchlagene Raum oberdeutſch immer noch Fü'rbühne, Fü'rdieli, Rueßdieli, Himmel und Himmlezi; denn Himmel iſt zugleich coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und des Hauſes. Einen ſolchen Ueberblick vom Erdgeſchoſſe des Hauſes bis unter das Dach hinauf erlaubt jetzt nur noch die eine Stelle unter der Bodenluke auf der Tenne, in Weſtfalen Balkenhuol genannt. Auf dieſer Stelle wurden und werden die ländlichen Ehen geweiht, hier wurden die Eide geleiſtet, hier muß am Tage der Beerdigung der Sarg ſtehen, bevor er zum Gottesacker geführt wird; hier unter des Sterbhauſes Balkenhöhle, ſchreibt das Lüdenſcheider Recht vor, haben die Hinterlaſſenen zu ſtehen und zu beſchwören mit leiblichem Eide, daß ſie nichts von dem zu theilenden Erbe voraus ſich zugeeignet haben.

Jedoch wir haben uns von der Hochſtud im Hausinnern nun heraus zu wenden zu ihrem Abbilde, dem turistuodil und der turisûli. Unter den hier vorkommenden Rechtsbräuchen dürfen die altteſtamentlichen nicht übergangen werden. Die Sprache des Morgenländers pflegt den Namen Pforte ſtatt Wohnhaus und Palaſt zu brauchen; ſo redet die Bibel von den Pforten der Hölle, der Türke von der Hohen Pforte des Sultans.

Nach hebräiſchem Rechte wird an Thüre und Thürpfoſten derjenige körperlich behaftet, der nach ſechsjährigem Knechtsdienſte ſeine Freilaſſung ausſchlägt: So bringe ihn ſein Herr vor die Götter und halte ihn an die Thür und Pfoſten, und bohre ihm mit einem Pfriemen durch ſein Ohr, und er ſei ſein Knecht ewig. 2. Moſ. 21, 6.

Ein ähnliches Beiſpiel der Güterauflaſſung nach Bajuwariſchem Rechte enthalten die Tradit. Frising. I, Nro. 607.

Der Edle steht hier schwertgegürtet unter dem Dreigebälke seiner Hausthüre: viriliter circumcinctus gladio suo stetit in medio triclinio domus suae, und übergiebt seine Güter an die Freisinger Kirche mittels feierlicher Berührung der Thürbalken: per superliminarem domus suae. Schwindet der alte Rechtsbrauch, so setzt ihn wenigstens der zaubernde Aberglaube noch eine Weile fort; wie, dies ergeben nachfolgende Beispiele.

In einer hölzernen Säule vor dem Gemeindehause zu tirol. Fiß findet man hunderte von hölzernen Nägeln eingeschlagen, von denen manche auf ein mehrhundertjähriges Alter schließen lassen. Zieht man einen heraus, so findet sich im Bohrloche ein Büschel Thierhaare, die man zur Nachtzeit hier eingekeilt hat, damit man Glück habe mit der Heerde. Zingerle, Tirol. Sitt. Nro. 952. Wen die Nachtmahr besucht, bohre ein Loch unten in die Thür und lege soviel Schweineborsten hinein, bis es ausgefüllt ist. Wer Warzen hat, nehme eine große braune Schnecke und nagle sie mit einem hölzernen großen Hammer an die Thürpfosten. Myth. Abergl. Nro. 878, 975. Wenn ein Kind einen dicken Nabel hat, so nimmt man einen gefundenen Nagel und schlägt ihn unter drei Vaterunser in der Höhe von des Kindes Nabel in die Thüre. Wolf Beitr. 1, 208. Die Inselschweden auf Worms setzten zur Zeit der Pest ein angebohrtes Stück vom Vogelbeerbaum, der im Norden Thôrrshülfe heißt, in die Thürpfosten und verkeilten das Loch mit einem gleichen Holze; seitdem ist auf dieser Insel die Pest nicht mehr erschienen. Gegen Viehseuchen schnitt jene Inselbevölkerung einem Schafe den Kopf ab und nagelte ihn über die Stallthüre: eine Kuh begrub man stehend in die Grube vor der Pforte, mit dem Kopfe nach dem Stall gewendet; ein Hufeisen nagelte man zugleich auf die Schwelle, da Eisen gegen Zauber schützt. Nußwurm, Eibofolke Zweit. Th. Pag. 281, 283, 402.

Der Thürpfosten erklärt uns endlich auch die Art und Weise, wie man im Heidenthum jenes seit Karl d. Gr. so oft verbotene Nothfeuer angemacht hat. Wer mit aufmerksamem Blick manches ältere Bauernhaus im oberen Suren- und Winenthal betrachtet, wird an beiden Thorpfosten von Scheune

und Stall manchmal ein paar, oft sogar eine ganze Reihe sich gegenüber stehender alter Bohrlöcher bemerken, die theils ganz ausgerundet und ausgeglättet, theils aber ebenso tief ausgebrannt und verkohlt sind. Sie sind am häufigsten noch an solchen Wohnungen zu sehen, die auf einem besonders engen Platze, in geschlossener Dorfgasse oder sonst an einem Bächlein in der Schlucht gelegen sind, also thalauf und thalab nicht wohl umgangen werden können. Auf die Nachfrage über Ursprung und Zweck dieser Brandlöcher erhält der Fremde die sonderbar lautende Antwort, sie rührten her vom Ankenmilchbohren, einem einst unter der Dorfknabenschaft üblich gewesenen Spiele, das nun wegen Feuergefährlichkeit allgemein verboten sei. Ein glücklicher Zufall aber gibt uns genauesten Bericht über Bewerkstelligung und Absicht dieses vermeintlichen Knabenspieles, und Nachfolgendes stützt sich getreu auf die Schilderung, die ein katholischer Bauer aus dem Luzernischen Amte Münster nach seiner eigenen Jugenderinnerung hierüber gemacht hat.

Je zur Zeit der Sonnenwende (namentlich um Johannis, 24. Juni) hat sich die Knabenschaft des Ortes ein Haus ausgesucht, dessen Lage an einem Bächlein in der Thalenge zum Ankenmilchbohren eine passende und dessen Eigenthümer mit dem Spiele voraus einverstanden ist. Hat man die Wahl, so trifft sie auf ein wohlhabenderes Haus, das am Ende die ganze Genossenschaft zu beköstigen vermag. Mit anbrechendem Abend macht man hier in gleicher Höhe der beiden Thürpfosten ein doppeltes Bohrloch, spreizt der Quere nach eine starke widerhaltige Stange hinein und verstopft sie an beiden Enden mit harz- und ölgetränktem Werch. Hierauf wird ein klafterlanges Seil in einmaliger Schlinge darumgebunden, zwei Bursche, die Brüder sind oder gleichen Taufnamen und gleiches Altersjahr haben, fassen die beiden Seil-Enden, ziehen sie wechselweise an und beginnen so die Stange wie einen Wellbaum hin und her zu drehen. Durch das schnelle Umdrehen der Stange und das Reiben des Strickes an beiden Bohrlöchern bricht aus diesen allmählich Rauch und Glut hervor und wird mit bereit gehaltenem Zunder genährt und gemehrt. Endlich hat man das be-

gehrte neue und pure Feuer. Es wird mit einem allgemeinen Freudenruf begrüßt, eigene Sprüche und Reime werden dazu gesagt und gesungen. Nun greift man zu dem schon vorher im Dorfe zusammengebettelten und hier in der Nähe aufgeschichteten Brennmaterial. Die Haufen von Bohnenstroh, von Hanf- und Flachsabgang, von zerrissenen Körben und Zeinen werden in Brand gesteckt, lodern in doppelter Reihe durch die schmale Gasse hinunter und beleuchten die beiden Wände der Thalenge. Auch dem Bächlein werden seine Feuerbüschel auf Brettern und in Körben zugetragen, die es lustig thalab wirbelt, begleitet von der bekannten scherzhaften Reimfrage der Knabenschaft, wer heute den Rheinstrom verbrannt und wer ihn wieder gelöscht habe. Während der Abglanz der still hinschwimmenden Feuerbüschel das nächtliche Ufer umleuchtet, bemächtigt sich der staunenden Knabengemüther eine enthusiastische wilde Lustigkeit. Sie halten ihre Kienfackeln bereit, entzünden sie an der neu gewonnenen Flamme und rennen damit in langer Feuerzeile hinaus auf die Almend, um diese zu durchräuchern. Das ist die „Weidbräuki", die Beräucherung der Viehweide, damit vertreibt man alle die Frucht beschädigenden Feldgespenster, alle das Milchvieh behexenden Weiber. Sind die Fackeln auf einem Ziel der Hutung schließlich auf einen Haufen geworfen und zusammengebrannt, dieser Ort wird davon die Feuerbraschlete genannt, so streut man auf dem Rückwege die Asche in die Saatfelder und macht sie damit fruchtbar. Heimgekehrt, kann ein noch ernsteres Geschäft folgen, dasjenige der „Hûsbräuki." Nicht allein Wunn und Weid, sondern namentlich auch die Wohnstatt soll mit reinem Feuer neu geweiht werden. Hat der Bauer einen Neubau bezogen, hat der Mieths- und Lehenmann die Wohnung gewechselt, so beräuchert ihm die Knabenschaft das neue Quartier, und er beköstigt sie und seine Verwandtschaft dafür mit einer Abendmahlzeit. Jedoch hinter diesem ziemlich allgemeinen Brauche steht immer noch der weit ältere und drum längst zum Mißbrauch gewordene, und was an diesem nun unserem Geschmack mißfällig sein wird, das kann unserem ethnographischen Wissen gerade um so schätzbarer werden. Setze man den Fall, daß

dieses Haus mit einem kranken Gesinde, dieser Stall mit krankem Vieh geplagt ist und daß der Hausherr, ohne gerade abergläubisch zu sein, von jenem guten Bauernschlage ist, der sich noch auf Schimpf und Glimpf versteht, so läßt er vielleicht mit gutmüthigem Lächeln heute einen Scherz der Knabenschaft in seinem Hause weiter spielen, den einst sein altgläubiger Gutsvorfahr in tiefem Schrecken von der Kirche zu begehren und mit barem Gelde zu bezahlen pflegte. Alsdann besteht diese Hausbräuki in einer burlesken Nachahmung aller Beschwörungsmittel, deren sich exorcisirende Mönche bedienen. Haus- und Stallräume durchschreitet die Knabenschaft, vermummt als Mönche und Nonnen, Kerzen in der Hand, in alle Winkel hineinzündend; — und so manche Spinneweben sie aus Stall oder Stube herabzukehren verstehen, so manche Maß Wein werden sie dann aus des Hausherrn Keller und auf der Bewohner Gesundheit gratis trinken. Mitten durch diesen Scherz schaut noch der alte ernstgemeinte Zweck hervor; die mitgetragenen Kerzen deuten auf die Reinigung mittels Feuers, auf die heidnische Lustration zurück. Denn der kirchliche Brauch, der hier allein nachgeahmt scheint, ist ja selbst nur ein dem Heidenthum abgesehener und nachgemachter *). Und daß dieses gerade hier ganz besonders der Fall ist, dies erweist sich aus dem Namen des Spieles, das Ankenmilchbohren, und aus dem nachweisbaren Zwecke jener Holzhaufen, die dabei vor dem Hause die Gasse hinab in langer Zeile angezündet wurden. Denn Alles, was im Bauernhause war, Menschen und Vieh, krankes und gesundes, wurde früherhin zwischen diesen Feuern hindurch getrieben; die Enge des Ortes, die Lage zwischen dem Bache und den Bergen erlaubte keinen Ausweg; entsprang ein Thier etwa seitwärts, so war es mindestens durch eine der Feuerzeilen gegangen und schon

*) Der Benediktinermönch Frize in seinem Manuale Benedictionum, Kempten 1737. Pag. 273, 276 nennt diese Weid- und Hausbräuki Hexenrauch, er theilt den kirchlich vorgeschriebenen Exorcismustext mit, betitelt Fumigatio ad expellendum Diabolum, und verzeichnet auch die von der Kirche zur Beräucherung angewendeten Mittel: Sonnenwirbel, Raute, Storchenschnabel, Wachholderbeeren, Weihrauch, Schwefel und Teufelsdreck.

dadurch heil. Burschen und Mädchen sprangen vereint über die Flammen. So schloß aller Orten vormals dieser Abend bei der Feier der Sonnenwende.

Damit man aber einen älteren Gewährsmann dieser Thatsachen habe als der jetzt eben sie Besprechende ist, so lassen wir im Nachfolgenden ein gutes, nur wegen der Wahl seines Titels wenig gekanntes Buch an unserer Statt fortfahren. Dies ist Bartholomäus Carrichter, Der Teutschen Speißkammer. Straßburg 1614. Fol. pag. 17 und 18.

Es haben die Alten vermeynt wo Fewr sey, daselbst vermögen die bösen Geister nichts schaffen: Vmb deß willen haben sie bei jhren abgestorbenen Leichen, biß daß sie zur Erden bestattet wurden, Fewr vnd brennende Liechter wöllen haben. Vnd wiewol die Alten solches ohn grund der H. Schrifft angericht, sind doch der Christen viel (wie die Affen) nachgefahren, haben diesen brauch gelobt, vnd zuletzt für ein verdienstlich gut werck lassen außruffen. Vnd damit ich der närrischen superstition vnd mißbräuch einer gedencke, so haben etliche der Teutschen, sonderlich im Waßgaw, einen solchen glauben vnd zuversicht, so bald ein Viehsterben einher fellt, vermöge dasselbig durch kein ander mittel abgeschafft werden, es werde dann ein nothfewr angezogen: das bringen sie auß dürrem Eychen Holtz, mit großem nothgezwang einer stangen zu wegen, dieselbig muß man auff dem dürren Eychenholtz mit gewalt wie ein Schleiffstein herumber treiben, vnd ist solche stang auff beyden seiten der vntersten höltzer mit ketten angebunden, das sie keineswegs mag weichen, vnd so man gemelte gebundene stang eine zeitlang mit arbeit vmbtreibt, so kommt nach vieler Bewegung erstmals eine große hitz, nach der hitz folgt ein rauch, vnd nach dem rauch entzündet sich das Fewer, das empfähet man mit andacht und großer reverentz in zunder vnd anders. Auff solch gezwungen nothfewr sind etliche Jungfrawen bloßes Leibs mit etlichen Ceremonien ordiniert vnd bestellt, tragen bloße Schwerdter in ihren Händen, darzu sprechen sie ihre reymen vnd sprüch, alsbald darnach wird ein großes Fewr angezündet mit vielem Holtz, zu stund treibt man das Viehe mit ernst vnd andacht

durch das errungen nothfewr, guter hoffnung vnd zuversicht, der vnfall vnd Viehesterben soll dadurch gewendet werden, vnd wie diß Volk glaubt, also geschichts etwan. Man muß aber vorhin, ehe das nothfewr gemacht ist, alle andere Fewr im Dorff vnd Flecken, als vntüchtig vnd schädlich, mit Wasser außleschen, vnd so jemands diß Gebott vber führe, der wird hart gebüsset.

Die i. J. 1801 erschienenen „Darstellungen aus dem Gebiethe des Aberglaubens, Grätz bei J. A. Kienreich" berichten pag. 129, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts das oberösterreichische Landvolk die Schweine, unter denen die Bräune ausgebrochen war, ganz in der von uns geschilderten Weise durchs Feuer gejagt habe; zum Schlusse heißt es: „Durch diese neue Flamme, die nur auf einem engen Platze angemacht wird, jagt man die Heerde mit Gewalt hindurch; daher hat es den Namen Nothfeuer." Ueberraschend ist es, daß genau derselbe Vorgang und aus gleichem Grunde erst i. J. 1828 im hannöverschen Dorfe Eddesse stattgefunden hat und nach dem Berichte eines Augenzeugen nun zu lesen ist in Colshorns D. Mythologie 350.

Noch ist im Aargauer Kulmerthal ein Ueberrest dieses Brauches erkennbar. Wenn das Ankenmachen oder sonst eine landwirthschaftliche Verrichtung nicht gut von statten gehen will, nimmt man ein Füllen aus dem Stalle und läßt ihm eine Welle Stroh unter dem Leibe verbrennen. Aarg. Sag. 2. pag. 279. Ist ein Stück Vieh krank, wie man gewöhnlich denkt, verhext, so wird ein heißer Gluthstein aus dem Bügeleisen der Hausfrau mit feurigen Kohlen und Räucherwerk überlegt und dem Thiere unter den Leib gestellt. So that ein Bauer im Juradorfe Asp mit seiner kranken Geiß, als ein des Weges kommendes Weib laut lachend stehen blieb. „Ja, lach du numme," schrie der Bauer, „du Siebechätzere, die Geiß isch scho gsund."

Der Name Nothfeuer ist eine Umdeutschung des unverständlich gewordnen Niedfyr, das zuerst in Karlmans Capitulare genannt ist. Nieten ist stoßen, man stößt die zu butternde

Milch, und daher heißt denn der Butterrahm Nidel. Zu ahd. hnutten steht altnord. hnudla subigere, schweiz. notteln und nudeln, vibrare. Nidelstoßen, Ankenmilchbohren und Nothfeuermachen geht auf ein Bohren zurück, das Buttern und das Feuerreiben diente der Vorzeit als Sinnbild der Geschlechtsliebe. In Schwaben heißt die auf die drei Fasnachtsdonnerstage folgende Nacht die Nidelnacht und steht in übelm Rufe (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben); ebenso ist in Bünden der Luckmilchsonntag der auf den Aschermittwoch folgende. Auf diesen ladet die Bündnerin ihren gewesnen Fasnachtstänzer oder den erklärten Liebhaber in ihr elterliches Haus und setzt ihm hier geschwungnen Rahm vor, so dick, daß ein Eßmesser drauf liegen und der Löffel drinn stecken bleibt. Landwirthschaftlich angesehen, entspricht der Name Ankenmilchbohren allerdings dem Zwecke des geschilderten Knabenfestes. Denn er besagt, bei einer jeden Sonnenwende, mit der das Wirthschaftsjahr schließt oder beginnt, versichere sich die Familie oder Gemeinde ihres künftigen Milch- und Buttergewinnes im Voraus, indem man eine in die Bohrlöcher der Thürpfosten eingefügte Welle so rasch und bis zur Selbstentzündung umdreht, daß sie damit ein symbolisches Abbild des Sonnenkörpers wird, der sich an Umschwungskraft und Feuer so eben neu verjüngt hat, um Alles mit einander, Gras und Kraut, Butter und Milch, Fleisch und Blut neu wachsen zu lassen. Das ursprünglich schuldlose Symbol verdrehte sich in ein magisches Mittel der Zauberei, das naive Spiel in abscheulichen Aberglauben. Wie viele Hexen hat das christliche Mittelalter gefoltert und verbrannt, weil sie die Milch, die sie den Nachbarskühen zauberisch abgewonnen haben sollten, auf die vorbeschriebene Weise vor den Augen der Inquisitoren nicht wieder aus dem Hausbalken bohren, oder aus dem Ofenstänglein herausmelken konnten. Und wie viele andere glaubten dann erst diesen Zauber um so fester und ahmten ihn nach, eben weil sie schon so viele andere für denselben hatten auf dem Scheiterhaufen sterben sehen. Daher verzeichnet die Kloster-Handschrift von österreichisch St. Florian (Myth. Abgl. XLVIII.) den Fall, wornach das zaubernde Weib, um

die Milch der Nachbarskühe für sich zu gewinnen, in den Samstagsnächten nackt, auf allen Vieren und rückwärts zum Nachbarsthor kriecht, es rücklings ersteigt, mit der einen Hand sich anhält, mit der anderen drei Späne ausschneidet und spricht:

ich sneit den dritten span,
in aller milich wân.

Der Beraubte wendet begreiflich dann dasselbe Verfahren gegen den Räuber an. Von der Thüre, durch welche der Hausdieb gegangen, schneidet man in den drei höchsten Namen drei Spänlein, löst unbeschrieen ein Wagenrad vom Wagen und fügt es wieder an, nachdem man die Spänlein auf die Nabe gelegt hat. Hierauf dreht man das Rad unter Zauberformeln um, jedoch nicht allzu geschwind, weil der dadurch zur Umkehr genöthigte Dieb sonst sich zu todt stürzen müßte. Wolf Beitr. 1, 257. So wußte der Düri-Joggeli von Teufenthal die ihm entfliehende Hexe wieder bis zu seinem Hause zurück zu hetzen. Aargau. Sag. Nro. 382.

Zweierlei Satzungen sieht hier der Aberglaube vor sich, eine religiöse und eine rechtsübliche; keine richtig mehr fassend, vereinbart er die beiden durch folgenden grobsinnlichen Schluß. Soll und kann das an dem Thürpfosten vorgenommene Ankenmilchbohren den Milchertrag des dahinter stehenden Milchviehes erhöhen und sichern, so kann der Kuh durch ein Beschneiden der Thürpfosten der Nutzen gleichfalls abgeschnitten werden. Der gemachte Fehlschluß liegt in der Verkennung des Zweckes beider Ueblichkeiten. Beim Nothfeuer oder Ankenmilchbohren feiert und wiederholt man symbolisch den Umschwung des Sonnengestirnes als der Quelle aller unter dem Lichte wachsenden und auszeitigenden Nahrungsmittel; und eben die Art der dabei vorgenommenen Feuerreibung stellt uns noch dar, wie das älteste Feuerzeug beschaffen und die älteste Art der Butterung gewesen war. Hierüber hat bereits Ad. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers 1859, erschöpfend gehandelt. Das Beschlagen, Benageln oder Beschneiden der Thürpfosten dagegen stellt nichts anderes als das alte Rechtssymbol giltiger Zueignung und Besitzergreifung dar. Gerichtliche Uebergabe eines Hauses

wurde dadurch bewerkstelligt, daß der Fronbote einen Span aus dem Thürpfosten hieb und dem neuen Besitzer einhändigte. Das Solothurner Stadtrechten (=Buch), aufgesetzt 1615, gedruckt 1817, schreibt pag. 58 vor, daß bei Vergantung von Haus oder Feld eine Erdscholle oder ein Thürspan davon durch den Stadtknecht herbeigeholt und auf offener Straße beschrieen werde. Jenes Gebiet auf dem Kinderspielplatze, von und nach welchem ausgelaufen und zurückgesprungen wird, heißt Anschlagigs; wer unberührt vom Gegner dies Ziel erreicht, muß es mit der Hand anschlagen und ist damit außer Verfolgung; wer vorher schon erreicht wird, erhält zum Zeichen giltiger Gefangennahme vom Gegner einen Schlag. Vom Beschlaghammer, der symbolisch den beendigten Hausbau einweiht, wird nachher noch die Rede sein.

Von hier übergehend auf die Thüre, wird daran erinnert, daß diese quer durchgetheilt war in eine Ober= und Unterthüre und also zur Hälfte beliebig offen stehen konnte. Für den Gastempfang konnte es aber nichts ehrenhaftes sein, zur Unterthüre einzutreten, also unten durch zu müssen. Daher rührt auch der Aberglaubenssatz: Wenn ein Kind aus dem Hause getragen wird, darf die Oberthüre nicht zu sein, es wächst sonst nicht größer. Myth. Abgl. Nro. 345. Der vorliegende Oberbalken, unter dem man sich hinausdrückt, droht des Kindes Wachsthum zu erdrücken. Allein bei Sprichwort und Aberglaubenssatzung hat man stets auch auf das gerade Gegentheil ihrer eben aufgestellten Behauptung gefaßt zu sein; daher gilt auch folgender Brauch: Leute, denen früher schon Kinder gestorben sind, tragen das Neugeborne zur Taufe nicht durch die Thüre, sondern stecken es durch das Fenster. Ibid. Nro. 843. Trägt man den Täufling zur Kirche, so hebe man ihn zum Fenster hinaus, er wird desto länger und gesünder leben. Ibid. Nro. 265. Hier ist die ganze Thüre verhängnißvoll, durch welche hinaus die verstorbenen Kinder getragen worden, und man wählt nun das Fenster, das doch, wie man nachher noch sehen wird, ein vom Aberglauben nicht minder verschrieener Ausgangspunkt ist. Da die geöffnete Thüre im rings hohl gewesenen

Hause direkt nach dem Herd und den dorten stehenden Hausgöttern blicken ließ, so ist die Innenwand der Thüre ein den Hausgeistern beliebter Wohnsitz geworden. Die allgemeine Regel verbietet dem Hausfremden, den Kopf rasch zur Thüre hereinstreckend, eine Anfrage zu thun und ohne Verweilen ebenso rasch wieder davon zu gehen: weil man sonst die Hausruhe mit fortträgt. Was unter dieser letzteren gedacht wurde, zeigen folgende Meinungen. Man soll die Thüre nicht hart zuschlagen: es sitzt ein Geist dazwischen, dem es wehthut. Myth. Abgl. Nro. 995. Nach Schönwerths Sag. 1, 287 ist es allgemeiner Glaube bei der katholischen Bevölkerung der Oberpfalz, daß die armen Seelen besonders an Samstagen aus dem Fegefeuer in ihr Wohnhaus zurückkehren dürfen und da unter den Thürangeln zu sitzen pflegen. Die Mutter zankt daher mit den Kleinen, die gewöhnlich die Thür hart zuschlagen: Wart nur, dir kluppen die armen Seelen schon einmal den Kopf zwischen die Thüre ein! Auch sagt man, wer in der Zeit der Zwölften (von Weihnachten bis Dreikönige) die Thüre hart zuschlägt, der hat im Sommer den Blitz zu befürchten. Naturmyth. pag. 101. Häuser und Scheunen, in welchen die Vorder- und Hinterthüre in schnurgerader Linie sich gegenüber liegen, sind mit dem Durchzuge der Nachtgeister und des wilden Heeres heimgesucht. Ein Bauernhof am Battenberge bei aargauisch Brittnau kann nach dem Volksglauben kein Thor an der Scheune haben, weil der Geist des Schloßherrn von Witenbach jede Mitternacht in goldner, mit vier Schimmeln bespannter Kutsche hier hindurchfährt. Ein altes Strohhaus zu Merenschwanden, im Dorftheile Brühl gelegen, hat in der oberen Hälfte seiner Hausthüre vier in Form eines Malteserkreuzes eingeschnittene Windlöcher. Schloß man, bevor dieses Kreuz eingeschnitten war, des Nachts einmal unversehens die Thüre, so wurde sie unter Einsturz drohendem Krachen geöffnet, mit großem Geräusche zog das wilde Heer daraus hervor, um des Morgens vor der Frühglocke ebenso wieder einzuziehen. Naturmyth. pag. 74 und 99. An diesem Obertheile der Thüren von Haus und Scheune sind nun jene sehr verschiedenartigen symbolischen Zeichen eingehauen, eingebrannt,

eingerissen und angeröthelt, die man im Allgemeinen Hauszeichen und Reißmarken nennt. Es sind dies theils Runen, in Gestalt sich mehrfach kreuzender und schräg stützender Balken gezogen, das wirkliche Erbzeichen des Hauseigenthümers; sodann die Trutenfüße in Form eines breitgezogenen dreiblättrigen Kleeblattes; Schrättelifuß, Alpfuß und Fünfort, lauter Namen des zauberkräftigen Pentagon; die Zwifelstricke, die bald in kruzifixförmig gelegten Bandstreifen, bald in scharfkantigen Labyrinthlinien, bald in Form eines zimmermännischen Balkengitters (das Schrätteligatter genannt) angemalt oder eingerissen sind, letztere sämmtlich zur Abwehr von Zauber und Gespenst. Ob den Thüren der ältesten Dorfhäuser zu Münchwilen im Frickthaler Bezirk Laufenburg, sieht man einerlei Hausmarke angebracht: die oberste wagrechte Linie bezeichnet das Balkenhaupt der Figur, die darunter folgende senkrechte Linie den Oberleib, aus ihm reicht beiderseits ein Winkelhaken hervor, das sind die zum Empfang geöffneten, mit dem Vorderarm empor gehaltenen Arme, zwei weit in die Gabel gespreizte Langbeine schließen die Figur; sie hat demnach mit den bisher bekannt gewordenen Frô-Figürchen auffallende Aehnlichkeit. Manche in jenem Dorfe halten dieses Zeichen beinahe für heilig und behaupten, die Hexe, die drunter weg den Eingang ins Haus nehmen wolle, bleibe magisch gebannt und müsse, wenn man ihr nicht wegzugehen vergönne, zur Stelle sterben. Einen ähnlichen Zweck haben Eule und Geier, die man jetzt als Stellvertreter des früherhin ebenso aufgeopferten Jagdfalkens in ganzer Flügelbreite an's Scheunenthor angenagelt trifft.*) Ueberbleibsel der noch älteren Roß- und Rinderopfer, einst dargebracht zur Festigung des Neubaues, sind jene Roß- und Stierköpfe, die als Luftmumien außen unter dem Dachgiebel, auf dem Thürgesimse oder innen unter dem Firstbalken hängen; man hieb, erzählt uns das Volk mit derselben geschichtlichen Bestimmtheit, wie sie

*) Daher der Vintschgauer Kinderreim in Wolfs Zeitschr. 2, 364:

Rab, Rab-radl, Zwischen zwei Stangen
Zwischen zwei Stadel, Mußt du erhangen!

als ein heidnischer Alamannenbrauch schon von Agathias, † vor 582, gemeldet ist (Myth. 41), dem Rosse das Haupt ab, nicht um es zu verzehren, sondern dem Gotte es weihend am Altare aufzuhängen. An den Häusern der Seedörfer begegnen dann ferner noch jene größten Hechtköpfe, denen mit einem Stabe der Rachen aufgespreizt ist, damit sie den annahenden Feind mit magischem Grinsen zurückschrecken sollen. Ihnen allen unterlegt der jetzige Glaube das Vermögen, Blitzschlag und Viehseuche vom Hause fern zu halten; vgl. Aargau. Sag. 1, pag. 11 und 164.

Hier kann noch auf die beißende Ironie hingewiesen werden, mit der das altdeutsche Gesetz einen bis zur Unmenschlichkeit auf seinem positiven Rechte beharrenden Geizhals heimzusuchen pflegte. Ein des Todtschlags überführter Knecht muß getödtet werden, soferne sein Leibherr sich weigert, die ganze Mordbuße für ihn zu entrichten. Aber die altnord. Satzung verfügt, daß jener alsdann über seines Herrn Hausthüre gehangen werde und hangen bleibe, bis die faulende Leiche von selber abfällt; und würde der Herr den Leichnam eher herunternehmen, so wäre er damit schuldig, die vorher verweigerte Buße voll nachzuzahlen. Genau derselbe Fall ist im Alamannischen Rechte vorgesehen, Pertz Leg. III., 39 und 82. Der Herr, dessen Hund Ursache geworden ist am Tode eines Menschen, hat dem berechtigten Kläger die Hälfte des Wergeldes des Getödteten zu erlegen; besteht aber der Kläger auf dem vollen Betrage des Wergeldes, so wird ihm, zum Hohne seiner Härte und Ungenügsamkeit, an der Stelle der zweiten Hälfte des Wergeldes der Hund ausgeliefert, man verschließt ihm alle Thüren seines Hauses bis auf eine, an welcher der Hund neun Schuh über der Schwelle aufgehangen wird und so lange hängen bleibt, bis er faulend und stückweise abfällt. Ebenso lange darf der Hausbewohner durch eine andere Thüre weder ein- noch ausgehen und muß, wenn er dagegen handelt oder das faulende Thier entfernt, die Hälfte des empfangenen Wergeldes wieder zurückzahlen. „Gestank und widriger Anblick, die ihm das Haus verleidet haben würden, sollten den Betheiligten im

Voraus bewegen, seine Forderung bei der Hälfte bewenden zu lassen." Grimm. RA. 665. Beide Satzungen deuten zugleich darauf zurück, daß das Thürgestell einst als Galgen gebraucht worden ist; die Thüre ist ein verjüngter zweistöckiger Galgen, wie das Fenster eine verjüngte Thüre. In Lichtensteins Frauendienst wird gedroht, einen über das Fenster zu henken. Der Galgen selbst hieß in der Gaunersprache spöttisch Sauerbrunnen, weil auch der alterthümliche Schöpfbrunnen aus zwei aufrecht stehenden Seitenbalken mit darüber liegendem Querbalken bestand, woran die Rolle mit dem daran hängenden Eimer war.

Wir gehen nun zum letzten und bedeutsamsten Theile der Thüre über, zur Schwelle, dieser engsten Grenze der Hausgewalt und des Hausfriedens, deren Heiligung nur noch von Herd oder Ofen überboten wird. Gleichwie bekanntlich die Römer zwei schwellenbehütende Götter hatten, den Limentinus und die Lima (das Zeugniß für Beide steht bei Arnobius IV, 132), so erkennt Grimm, Myth. 97, einen hervorstechenden Zug unseres heimischen Heidenthums in der schon aus Zeugnissen des 7. Jahrh. nachweisbaren Verbindung drei oberster Gottheiten zu gemeinsamer Verehrung, und so müssen sie zu Dritt sich auch in die Hut des Hauses getheilt haben. Wuotan übersah vom Hochsitze des Himmels aus alle Welträume; sein Bildniß durfte also auch im Heidenhause am Hochsitze nicht mangeln, von dem aus man alle übrigen Wohnräume zusammen überschaut. Der zweite mit Wuotan stets verbündet genannte Gott ist sein eigener mit der Erdmutter erzeugter Sohn Donar, der Freund des Landmanns, des Ackerbaues und des Hausfriedens. Ihm blüht auf dem Hausdache die Haus- und Donnerwurz, ihm gehört das Hammerzeichen an Thüre und Gebälke an, das sich die Folgezeit dann in das nahverwandte Kreuzzeichen umgedeutet hat. Als dritter, dessen Bildniß in Skandinavien stets neben dem der eben genannten aufgerichtet war, begegnet der alles erfreuende Frô (nord. Freyr), der Liebes- und Ehegott. Wie sich noch unlängst Donars Donnerhammer und Donnerkeil theils angezeichnet, theils als Steinwaffe in ober- und niederdeutschen Bauernhäusern zu ungezählten Malen vor-

fand *), so ist auch Frô's Symbol, das vierspeichige Rad, aus ältester und neuester Zeit in seiner sich gleichbleibenden symbolischen Anwendung nachweisbar. In derselben Form, mit der es als steinernes Merkzeichen am Thurm der Abtei Hirschau zu sehen ist, hängt es künstlich gezimmert und bemalt unter den Giebeln der Luzerner Bauern- und Dorfwirthshäuser, und ist außerdem in Gestalt der Festbrode, jener radförmigen, innen zweiarmig geschlungenen Fastenbretzen allbekannt. Namens dieser drei vereinigten Götter geschah es, daß man den Neubau festigte, indem man die Schwelle mit drei symbolischen Hammerschlägen weihte. Ihnen zu dritt scheint die Schwelle selbst geheiligt und deshalb deren frevelhaft unternommenes Ueberschreiten auch mit einer dreifachen Buße belegt gewesen zu sein. Sie wird von jeher mit dem Drutenfuß bezeichnet, einem aufrechten und einem gestürzten Dreieck, beide in einander geschoben; das bekannte Schutzmittel gegen böse Einflüsse. Es kommt in den österreich. Weisthümern oft vor, daß der Verletzer des Hausfriedens so viel Mal zahlen soll, als er über die Thürschwelle gelaufen ist; Samml. v. Kaltenbaeck XXX, 47: nach jedem Drischüb'l ein Pfund; XLIX, 10: als oft er über ein Drischüb'l kumbt; L, 14; so oft er damit über ein Drischüb'l kumbt, ist er der Herrschaft 5 Pfd., und am Widerauslaufen auch nach jedem Drischüb'l 5 Pfund. — Verliert sich mit der alterthümlichen Bauart der dreifache Frieden der Hausschwelle, so wird derselbe vor das Haus hinaus verlegt; daher besagt das Stadtbuch von Baden vom Jahre 1384 (Argovia 1, pag. 54, Nr. 38): ist ouch daz ein burger den andern heimsuocht fræfenlich vnd schalklich dryer fuoz vor der schwell siner düer, der git ze einung zwey pfund ôn gnaud. Ebenso das Winterthurer Stadtrecht vom J. 1297 (bei Gaupp, Stadtrechte 1, 143, §. 4): swer der ist, der den andern frevenlich haime suochet inrunt drien fuessen vor siner tür si-

*) Thôrs Hammer, dessen Wurf zugleich die Marke abgrenzt, steht im Wappen der preuß. Stadt Hammerstein; zugleich sind nach ihm benannt die urk. Hamarisstadt, Hamestal ꝛc.

nes huses, der het verschuldet ein hainsuochi vnd sol die buessen mit drin pfunden dem cleger, vnd vnserm herren och mit drin pfunden.

Diese Bemerkungen vorausgesetzt, ist es nun an der Zeit, den alten, undeutlich gewordenen Urkundsnamen der Schwelle in Erklärung zu nehmen.

Dréischübel nennt man im Aargau 1) die hoch und hohl gelegte hölzerne Unterschwelle des hölzernen Bauernhauses. 2) den Querbalken, der über dem hölzernen Thür- und Fenstergestell zu liegen kommt. 3) den hölzernen Stützbalken, auch Wechsel und Unterzug genannt, welcher „eingeschoben" ist zwischen der Oberniſche von Haus- und Kellerfenster und dem darüber weitergeführten Mauerwerk. Damit erklärt sich die Aarg. Benennung als ein Compositum; das Grundwort benennt den in den Bau eingeschobenen Kurzbalken, welcher mundartlich Schübel heißt; Dreischübel ist aber wechselnden Geschlechtes, bald und vorwiegend männlichen, häufig auch sächlichen. Das Bestimmungswort drei wechselt mundartlich ebenfalls zwischen drî (mhd. masculin) und driu (mhd. neutrum). Man kann nun dieses Letztere theils für das Zahlwort drei halten, wie es auch im Volke also erklärt wird. Denn man legt, wird erklärt, den Schübel „gefleckt", indem man ihn auf beiden Enden mittels zweier andern Flecklinge (kleinere Balkenstücke) so keilt, daß er das Gewölbe nach drei Seiten zugleich trage, nach links und rechts und zugleich nach oben. Theils glaubt das Volk in dem drî das Adv. loci darein, mundartlich drî ie zu erblicken, weil der Schübel zwischen Fensterhöhe und Obermauer hineingeschoben wird. Indessen die giltigen Erklärungen hierüber sind erst vorzutragen, nachdem die weiteren wechselvollen Formen dieses Wortes angegeben sind, die ich großen Theils der ausführlichen Mittheilung entnehme, welche mir Hr. F. Staub-Rüegg in Zürich aus seinen Vorarbeiten zum Schweiz. Idiotikon gemacht hat. Man spricht Trischübel, Kt. Luzern; Trîschübel, Kt. Schwyz; Trischübel, Kt. Zürich; Trüschübel (Stalders Dialektol. 88), Trüschhübel, Sanenland. Daraus erhellt, daß hier das Bestimmungswort in seiner Quantität

überall schwankend geworden ist. Derselbe Name kommt etliche Male auch als Flurname vor. Eine Alpe im Berner Habkerenthal heißt Trüschschübel, und eine Berner Alpe im Tschangnau, gelegen am Uebergange vom Emmen- in's Eritzthal, heißt Trüschübel. Stalder, s. oben, und Idiotikon 1, 315. Letztgenannte Alpe bildet und bezeichnet eine ursprüngliche Grenze zwischen den eben erwähnten zwei Thalschaften und besitzt hiefür auch eine charakteristische Localsage von einer hier gewesenen Stadt, deren Thorschlüssel noch in einer (benachbarten) Tanne stecken soll. Dies meldet Alb. Jahn, Emmenthaler Alterth. u. Sagen 1865, 67. Mithin hat hier der Localname Trüschübel den unleugbaren Sinn 1) von Unterschwelle, 2) von Thalschaftsgrenze. In der ersten Wortbedeutung ist diese Alpe nur die einzelne Staffel, wie man die reihenweise höherbetriebenen Weideplätze in den Voralpen nennt; in der zweiten Bedeutung ist sie Schwelle und Riegel zweier Thalschaften und auch so wiederum mit der Glosse übereinstimmend: drischûvel, postis cum quo seratur janua (vergl. Grimms Wörtb.). Beiderseits ist der Name eins mit limes. Daher ist Alb. Gatschet (Ortsetymolog. Forschungen 1865, Heft 1, 25) wohlbefugt, dieses latein. limes auch in den mehrfachen Haslithaler Alpnamen Triftlimmi, Wetter-, Stein-, Mattenlimmi, Limmerenalp (Kt. Glarus) wieder zu erkennen. Ein Lümmertgraben liegt im Bann des Frickthaler Dorfes Kaisten.

Indem ich nun die Form desselben Wortes auch aus den übrigen deutschen Mundarten angebe, beginne ich mit den urkundlich frühesten Aufzeichnungen desselben. Drisgufli superliminare, Vocab. S. Galli. — driskuwil limen, Sumerlaten 51^{a}. — za drisguflim, ad limina. Diutisca 1, 156. — drischûvel postes, Benecke 1, 396^{b}. — druscheufel Schwelle, in Gerberts Glossar. — Diesen ahd. und mhd. Formen kommen folgende oberdeutsche zu: Kärntisch drischüw'l, trischaufel, drischp'l, trüschubel, limen, auch postes (Lexer 71). Schwäbisch drisufle (Schmid 141). Augsburgisch drischüfel, Schwelle; die wasser und die drischübel des Erdringes (Birlinger 124^{b}). Nürnberg: das drischäufel, Schemel (Schmel-

ler 1, 416. 3, 335), daher auch letzteren Begriff umdeutend in Trittschäufele. — Salzburg: drischib'l, Schwelle; Tirol: drischüb'l. Frommann 3, 344. 4, 346. Die österreich. Weisthümer (Sammlung von Kaltenbaeck) haben Drischybl, Drischübl, Druschybl, Drittschibl, Thüerschybl, und übersetzen es LXXXVII, 9 mit Türgeschwell. Im Naumburger Recht, §. 6 (bei Gengler) gilt Torschufele. Die Aehnlichkeit dieser Wortformen nach ihrem grammatischen Bau und ihrem Inhalte muß man hier nur deßhalb um so nachdrücklicher hervorheben, weil gerade J. Grimm, der Vater der deutschen Grammatik (daselbst 2, 332 und 3, 432), ihnen die Form des Dicompositums bestreitet, der in der zweiten Hälfte von ahd. driscuovili eine bloße, wenn auch noch nicht erkennbare Ableitungssylbe zu sehen glaubt und diese Angabe nun auch in sein Wörterbuch 2, 1420 mit hinüber genommen hat. Ueberdies trägt unser Wort auch in den Formen der nordsächsischen Dialekte dieselben Kennzeichen der Zusammensetzung, wenn dieselben inzwischen auch zu etwas andern Begriffen führen, als die alt- und neu-oberdeutschen. Sie lauten angelsächs. in Ettmüller's Lexikon: dhrëscvald, dheorsvold, dhärscolt; altnord. dhreskuldr, isländ. throskulldur. Altschwed. (nach Jamieson) trooskel, neuschwed. tröskel, dänisch tärskel. Altengl. threshwold, bei Chaucer dreschfold; schottisch treshwald. Neuengl. threshold; englische Mundart: throshel, threshfod, draskel (wo dreschen to drash lautet). Niederdeutsch dreschhalt (Frommann 1, 252), dreskelof, dreskolf (Grimm, Gramm. 3, 432). Ditmarsisch drüssel (Müllenhoff, Glossar. zu Kl. Groth's Quickborn 322). Noch weitere Formen und Quellenangaben finden sich hiefür in Grimms Wörtb. 2, 1420, welche daselbst verglichen werden mögen.

Erklären wir nun die scheinbar schwer übersichtliche Wortreihe nach dem Inhalte ihrer vorstehenden beiden Wortgruppen. In der ersten ist die Form Dreischübel und Drischhübel die vorherrschende. Die Aargauer Volks- und Zimmermanns-Etymologie begreift unter dem ersten Worte den aus drei Tragebalken zusammengeschobenen Schübelbalken, den Wechsel und

Unterzug; unter der andern Wortform denkt sie die am Eingang des Hauses oder des Tennenthores beweglich vorgezogene hohe Schwellenwand, einen Hübel von Balken, ahd. huovili, hinter dessen Schirm das Korn ausgedroschen wird. Einfacher ist es, beide Wortformen zu vereinbaren und in beiden ein Drisch-schübel und Dreisch-schübel zu erkennen, das seinen ersten Zischlaut mit dem darauf folgenden assimilirt. Die Form drisch (ahd. drisk) bezeichnet wie latein. triturare, ahd. driskan, das dreifache Dreschergeschäft der Sonderung von Korn, Stroh und Spreu, das hinter der beweglichen Schutzwand des Schübels bei offener Thüre vorgenommen wird. Das mhd. Adverb drîes (Gen.) heißt zu dreien Malen. Der Name Schübel befremdet hiebei nicht; es ist sowohl das Werkzeug zum Schieben als auch das in einander Geschobene; daher mhd. schiuvelin sowohl die kleine Schaufel als auch die Thürschwelle heißt, schoup die gebundene Garbe und das in einander gefügte Strohdach, schober, ahd. scopar, der geordnete Korn- und Heuhaufe, schübelinc die dickangeschoppte Rauchwurst, ahd. scopar, mhd. schopf, horreum minus, vestibulum, „quod Baiuvarii scof dicunt“. Pertz, Leg. III, 307. Schübel ist sogar aarg. Schelte, den Schwerhörigen, den mit verschopptem Gehöre bezeichnend. Die aus den übrigen oberdeutschen Mundarten mit angeführten Namensformen fügen ebenso ihr conformes schübel, schüfel, schäufel und geschwell an ihr Bestimmungswort dri an, ja sinnbildlich und verdeutlichend nennt ein schon vorhin aus Birlinger's Wörtb. citirtes Augsburger Dokument die Grundfesten des Erdkreises die drischübel des erdringes.

Die zweite Wörtergruppe aus dem sächsischen, d. h. niederdeutschen und skandinavischen Sprachkreise, gibt in ihren alterthümlichsten Beispielen unseres Wortes gleichfalls die Form des Dicompositums zu erkennen. Schon die älteren Lexikographen sehen darin eine Zusammensetzung aus „Dreschen“ und aus „Holz oder Wald“: Die Balken, auf denen man ausdrischt oder das Korn austritt. Aehnliches meint auch der Nürnberger mit seiner Wortumdeutung „Trittschäufele“, denn es ist noch

kein Jahrhundert vorüber, daß man in den Alpen, z. B. in Graubünden Hirse und andere Fruchtgattungen noch nicht drasch, sondern durch die versammelten Sippschaften austreten ließ. So beschreibt es der Sammler aus Bünden vom J. 1800.

Ein anderer Schwellennamen, nicht ursprünglich zum eben erklärten Wortstamme gehörend, aber in etlichen späteren Wortformen doch mit dessen Form und Sinn sich einigend, ist der in der Lex Salica (edd. Merkel, cap. LVIII) genannte „duropalus, hoc est limitare.“ Die Glosse dazu, ibid. pag. 103 fügt in ablativ. Form hinzu duropello, durbillo und neutral-Nomin. durbillum. Es ist die Schwelle, nemlich der unter dem Eingang der Thüre (duro) gezogene Balken (pilus). Wörtlich übersetzt ist es Thürpfahl, in Wirklichkeit war und ist es die Thürschwelle. Das Wort erscheint wieder im altfries. dreppelse (limen) und in dem dörpel und dürpel der Brandenburgisch-Rathenower Gegend, wo es gleichfalls die bewegliche, drei Fuß hohe Wand unter dem Scheunenthor bezeichnet, durch die das Korn auf der Dreschtenne bei offnem Thore geschützt wird. Firmenich, Völkerstimm. 1, 142. Ostfriesisch heißt es drümpel und drüppel (Frommann Mundart. 5, 238. 4, 128), alt- und neuniederl. dorpel und drempel; mhd. gilt dremel und drempel für Riegel und Balke, neudeutsch für Schwellengerüste in der Wasserbaukunst. Drempel hat gleiche Bedeutung wie Dürpfel (Schwelle und Ueberschwelle), leitet aber, wie nun ersichtlich, nicht wie dieses von duropalus, sondern von tram (trabs) und von trampeln ab, weil man mit den Füßen die Schwelle betritt. Grimm, Wb. 2, 1400. Trempeln, auftrempeln heißt im Brandenburgischen Pfähle in den Boden setzen. Riecke, Der Volksmund in Deutschland 1865, pag. 215.

Nunmehr Herr geworden der urkundlichen Namensformen der Hausschwelle, betrachten wir den Sinn der Satzungen, der Weiheopfer, der Sitten und Bräuche, welche mit ihr verbunden waren oder sind.

Unter der Hausthüre findet die gerichtliche Auflassung des Gutes statt; eines Hauses Besitz wird angetreten, indem der

Erwerbende seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte und mit der Rechten Pfosten, Angel oder Thürring faßte, die Thüre auf- und zuthat; dies hieß: traditio per ostium, per durpileam, per postem et superliminarem. Vergl. Grimm RA. 174, wo weitere Belege hiefür angegeben stehen. Die älteste Nachricht über diese besondere Form der Güter-Entschlagniß mittels des Thürpfostens bietet die Lex Salica cap. LVIII., unter dem bedeutsamen Satzungsnamen der Chrenecruda, deren Anwendung schon Childebert im J. 595 ausdrücklich als heidnische Sitte aufgehoben haben soll (Pertz 3, 10). Ein Todtschläger, heißt es da, der aus eigenem Gute dem Gesetze nicht volles Genügen thun kann, hat durch zwölf Eideshelfer zu erweisen, daß er weder auf noch unter der Erde die zur Mordbuße hinreichende Summe besitze. Hierauf hat er, in sein Haus eintretend, den Staub (chrenecruda, reines Kraut = Staub) aus den vier Winkeln aufzufassen und unter der Thüre auf der Schwelle stehend (in duropalo, hoc est limitare), zugleich in die Stube zurückschauend, ihn mit der Linken über seine Schulter nach demjenigen zu werfen, der sein erster Anverwandter ist in den drei nächsten Verwandtschaftsgraden Vaters- oder Mutterhalb. Nachdem dies geschehen, muß er im bloßen Hemde, barfuß, den Stab in der Hand, aus dem Hofe auswandern. Der Rechtsbrauch auch noch späterer Zeit verlangte hierauf, daß der Gläubiger zum Zeichen der Vindication seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte (Grimm RA. 142), wogegen der nackt abziehende Schuldner mit bitterem Hohne Schwellenhopper genannt wurde, ein Stichelname, welcher laut Birlinger's Schwäb. Sag. (1, pag 460), jedoch ohne Angabe des Grundes, noch den Städtern zu Tuttlingen verblieben ist.

Früherhin war es im Bezirke von Dünkirchen, namentlich zu Bourbourg, eine Rechtsüblichkeit, daß der Grundherr am Osterdienstag vor gewissen ihm zinspflichtigen Häusern in Begleitung zweier Schöffen und eines Knechtes erschien, welcher Hammer und Nägel mittrug. Die Hausbesitzer mußten in der Thüre stehend den Grundherrn erwarten, um ihm ihre Abgabe zu ent-

richten, deurgeld genannt. Thaten sie's nicht, so wurde ihnen die Thüre vernagelt. Wolfs Ztschr. nach den Annales du comité Flamand. Dunkerque 1854, 22.

Betrachten wir nun die mittels des heiligenden Hammers vorgenommene Schwellenweihung, so wird uns dieser priesterliche Brauch des Heidenthums auf den zaubernden Aberglauben der Neuzeit herüberführen.

Gleichwie man heute bei öffentlichen Bauten den Grundstein, nachdem man in dessen Höhlung Gedenkschriften und Münzen eingelassen hat, mit drei feierlichen Hammerschlägen unter kirchlichen Gebeten festiget, so hat die Vorzeit bei ihren kunstloseren Holzbauten erst eine geweihte Furche rings um die Wohnstatt gezogen, in den Grund des Herdes oder der Thüre Opfer eingegraben und die Hausschwellen im Namen der Götterdreiheit, besonders des hammmerbewehrten Haus- und Feldgottes Donar mit drei Schlägen eingeweiht. Daß dieser Brauch wirklich ein vorzeitlicher und nicht erst ein der willkürlich wechselnden Mode abgesehener ist, dies ergiebt sich schon aus der deutschen Form der Erbeinsetzung, die mittels dreier feierlicher Handlungen vollzogen werden muß. Wenn der Richter den dritten Zuschlag mit dem Hammer gethan hat, so ist der Güterverkauf abgeschlossen. So pflegt auch unser oberdeutscher Bauer bei der Aufrichtung des Neubaues den sog. Werksatzwein an die Werkleute nicht eher zu verabreichen, als bis sie nicht den neuen Dachstuhl zusammen erklettert und ihn zu dreien Malen mit allen Hämmern und Werkzeugen taktgemäß abgedroschen haben. Zu bestimmten hl. Zwecken wiederholt dann der Hauseigenthümer dieses die Schwellen und Wände schützende Pochen und Hämmern eigenhändig. Eine Sammlung ländlicher Bräuche aus dem Solothurnischen, Der Großätti aus dem Leberberg, von Schild, berichtet 126: Wenn me bym Ufrichte vo me Hus de erst Schwellenagel schlôt, und de Nagel rücht, unter dem Hiebe qualmt, so verbrönnt das Hus gly, bald. — Dieser nun nicht mehr angewendete Nagel diente an Holzbauten zur Verbindung der Grundschwelle und wurde unter Aus-

rufung der drei hl. Namen vom Meister oder Meistergesellen festgeschlagen.

Die drei Donnerstagsnächte vor Weihnachten nennt man Poster-, Pochsel- oder Klöpfelnächte. Die Jugend durchstreift da die Straßen des Ortes, klopft an jeder Thüre unter großem Lärmen und erhält dafür ein herkömmliches Geschenk herausgereicht. Die Kinder in Franken führen dazu eigne Holzhämmer, mit denen sie in den Adventnächten unter dem Rufe Gut Heil! an die fremden Thüren schlagen. Diese Sitte ist so alt, daß der Ausdruck klopfen schon seit Hans Folz und Rosenplüt unsern Dichtern zum stehenden Titel ihrer Neujahrswünsche geworden war; Oskar Schade hat in einem eignen Schriftchen hierüber gehandelt: Klopfan, ein Beitrag zur Geschichte der Neujahrsfeier. Hannover 1855. Mancherlei Hausgeister haben davon ihren Eigennamen, daß sie durch Pochen die gedeihliche Kornernte und Weinlese voraus anmelden, besonders zur Zeit der Sonnenwende unterirdisch klopfend sich hören lassen; Beispiele hierüber in den Aargau. Sag. 2, pag. 95. Daher in Meier's Schwäb. Sag: der Poppele auf Hohenkrähen, der Pompele in Rotenburg, der Klopferle in Großsachsenheim, der Poppele auf dem Heuberg. Der Mensch ahmt dieses so guten Erfolg verkündende Pochen der unruhigen Hausgeister nach oder überläßt die endlich verfallende Hausfitte wenigstens noch der Kinderwelt zum Spiele.

Am Charfreitag schlägt man in der Zofinger Landschaft drei Nägel in die Stallthüre, um damit das Vieh vor allem Uebel zu sichern. Alles Ungerade, Thiere und Menschen Schädliche hält man dadurch vom Hause ab, daß man durch einen Besegner ein Loch in die Hausschwelle bohren, Geheimnißvolles drein bergen und es in den hl. drei Namen wieder verzapfen läßt. Vgl. die hievon handelnde Erzählung Nro. 392 in den Aargau. Sagen. Die hier nachfolgenden Einzelheiten dienen dazu, die weite Verbreitung und Alterthümlichkeit des Brauches einleuchtender zu machen.

In Vintlers Blume der Tugend, einem i. J. 1411 geschrie-

benen Spruchgedichte (neu gedruckt bei Zingerle, Tiroler Sitten) heißt es Vers 190 und 193 von diesem Schlagen auf Hausschwelle oder Dreischübel:

ettleich segent den slag
mit ainer hacken auf dem drischubel.
etlich nement ire chind,
wanne sew ain wenig chrank sind,
und legens auf ain drischubel.

Grimm, der in seiner Myth. [1], LIII. und LV. diese Stellen aus einer andern Handschrift benützt, verzeichnet dabei den Namen der Schwelle mit dryschuffel, eine Form, auf deren Grund unsere Erklärung bereits eingegangen ist. Auch vergräbt man unter der Stallthüre Kohlen von der am Charsamstag üblichen kirchlichen Feuerweihe, damit die Kühe keine blutige Milch geben. Zingerle, Tiroler Sitten, Nro. 737. In der Oberpfalz, so berichten Schönwerth's Sagen 1, 311, verkeilt man die Schwelle des Stalles mit Holz vom Elsenbaum, den die Hexen scheuen, legt einen geweihten Benedictuspfennig drunter, zeichnet einen Drudenfuß (Pentagon) an die Thüre und steckt vor die Fenster Stachelbeer- und Hagedornzweige. Nach dem Gastmahl, das die Ehsten am Tage Allerseelen für die Abgeschiedenen abhalten, zerschlägt der Hausvater den langen Lichtspan, mit dem man zu Tische geleuchtet, auf der Thürschwelle und gebietet damit den Geistern, sich wieder aus dem Hause weg zu begeben. Myth. Anh. CXXII., Nro. 42. In manchem Hause pflegt man nach und nach so viele Nägel in die Thürschwelle zu schlagen, als hier Leute aus dem Hause gestorben sind. Ibid. Nro. 38.

Gegen Abwendung der Zauberei schneidet man Sonntags vor Sonnenaufgang einen Haselstecken, nimmt den Kehricht aus den vier Haus- und Stallecken in einen Sack und schlägt ihn auf der Thürschwelle zusammen. Auf Petri Stuhlfeier, 22. Februar, ist es im westfälischen Stifte Münster Bauernbrauch, daß jeder Nachbar dem andern vor Sonnenaufgang mit einer Axt auf die Hausschwelle schlägt, um ihn damit ein ferneres Jahr lang gegen den Schwellenvogel zu sichern, unter dem sie

alles böse Gewürm verstehen, das hier seinen Sitz hat. Prätorius, Blockesberg, Leipzig 1668, 115—117. Dieser Brauch besteht im heutigen Westfalen noch, den üblichen Segensspruch gegen diesen nach dem Sünte-Peter nun genannten Sünte-vuegel theilt Wöste mit, Volksüberlief. aus der Grafschaft Mark 1848, 24. Was man dem Schwellenvogel Böses beimaß, dies erzählt bereits der Hexenhammer vom J. 1489 und, diesem Werke nach, Philo's Magiologia 1675, pag. 734 also: Im Städtlein Boltingen war es einem Ehemann angethan, daß sein Weib und all sein Vieh nur todte Frucht zur Welt brachte. Inzwischen nahm das Ketzergericht den berühmten Zauberer Stadelin gefangen, welcher bekannte, unter jenes Mannes Thüre nebst andern Zaubermitteln eine Eidechse vergraben zu haben. Beim Nachsuchen fand sich zwar nichts mehr davon zur Stelle, als man indeß den Unrath unter der Schwelle entfernt hatte, warfen alsbald die Thiere wieder lebende Junge und das Weib erfreute sich lebensfähiger Kinder. Im Tractatus vom Beschreyen und Verzaubern, von Eberhardus Gockelius, Med. Dr. 1717, 65 wird als ein Erlebniß des Autors mitgetheilt, wie derselbe während seines Physikates zu Giengen lange Zeit sammt seiner Familie im Siechthum lag, und daß sogar seine Kühe und Geißen krumm und hinkend geworden seien; daß aber dies Uebel von Menschen und Vieh gewichen, als die Hausmagd unter der Thürschwelle ein Geschirr entdeckte, worin ein Ei lag, in ein Leinentüchlein gewickelt und auf besondere Weise mit Faden umwunden. Der Physikus hielt dieses Bündelein für eine Fascination und deren Wirkung für mächtiger als seine eigne ärztliche Kunst. Der Berner Chronist Valer. Anshelm IV, 109 behandelt z. J. 1521 den Prozeß der wegen Zauberei verbrannten Bernerin Katharine Tüfers von Thunstetten. Sie habe, gestand sie in ihrer Vergicht, unter dem Galgen Todtengebein aufgelesen, es mit Menschenhaar gebürstet und gebunden und es unter die Thürschwellen vergraben. Damit habe sie des Müllers Tochter von Lyß unbärhaft, den Krattiger von Bargen unvermögend und die sechs Hengste des Lienhart Dick so stätig gemacht, daß er mit ihnen keinen Schritt von der

Stelle fahren konnte. Man weiß, daß sich die Kirche damals nicht weniger abergläubisch verhielt, und mit ihrer Beihülfe sind denn die eben erwähnten Zaubermittel auch auf die Neuzeit vererbt worden.

Die „Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen auf d. J. 1722" dritter Beitrag, Nro. IX. pag. 440—444 enthält den wörtlichen Abdruck und die gestochene Abbildung eines sog. päpstlichen Conceptionszettels, wie er damals von der niederen Geistlichkeit den Gläubigen als Amulet verkauft worden ist. Derselbe wird in ein Blech verlöthet und unter die Haus- und Stallschwelle, in die Futterkrippen und das Butterfaß eingespundet. Dem trächtigen Vieh wird er eingegeben, gebärende Frauen verschlingen ihn u. s. w. Die vorgeschriebene Gebetsformel und Gebrauchsanweisung hiezu ist zu lesen bei Schindler, Aberglaube des Mittelalters 1858, 129. Aus dem lateinischen Benedictionale hat Pater F. Ammann „Die Teufelsbeschwörungen und Weihungen" ꝛc. herausgegeben (Bern bei Jenni 1841), deren sich die Kapuzinermönche noch bedienen. Auch in dieser Schrift pag. 19 wird der Zettel seinem Wortlaute nach mitgetheilt, mittels dessen die Kirche fortfährt die Häuser und Ställe geister- und teufelsfest zu machen. In diesem Exorcismus heißt es: „Gleichwie der Engel, der die Aegyptier schlug, bei den Häusern vorüber gieng, wo die Thürschwellen mit dem Blute des Lammes bestrichen waren, so wage es der Teufel nicht dem Menschen zu schaden, der durch diese Thüre geht, die durch Anheftung des Namens Jesu geheiligt ist." Dazu werden auch noch die sog. Agatha-Zettel an Haus- und Stallthüre geheftet gegen Zauber, Blitz und Feuer.

Noch vor Kurzem wurde in den Dörfern des Frickthales am Ostertage, nachdem das Weihwasser für das neue Kirchenjahr frisch eingesegnet war, durch den Sigrist die Schwelle der Häuser mit diesem sog. Ostertauf bespritzt, wofür der Kirchendiener von jeder Haushaltung einen Laib Brod und zwei Eier zu erhalten hatte. Jetzt geschieht dies nur noch privatim. Diese dem Sigrist gezinsten Ostereier sind an die Stelle jener Opfereier getreten, die man ursprünglich in den Neubau selbst

vergrub, um dessen Dauer dadurch zu sichern. Noch kommt es vor, daß man in ein vom Strom bedrohtes Ufer Eier vergräbt. Als man ein Loch in das Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iserlohn brach, fand sich ein eingemauertes Ei, beim Abbrechen eines Adelshauses zu Altenhagen fanden sich im Fundament des Schornsteins Eierschalen. Wöste in Wolf's Ztschr. f. Myth. 3, 51. Und so sehr im Volke eingewurzelt ist dieser Glaube, daß man bei dem vor ein paar Jahrzehent zu Halle vollendeten Brückenbau noch wähnte, die Baumeister bedürften dazu eines Kindes zum Einmauern. Wolf, Götterlehre 1852, 136. Gegen Feuersgefahr vergräbt man unter der Schwelle ein schwarzes Huhn mit abgeschnittenem Kopfe, dazu ein Gründonnerstagsei und Katamenienblut eines Mädchens: „so lange als ein Stecken am Haus währt, wenn es schon vor und hinter deiner Behausung brennt, kann das Feuer dir und deinen Kindern nichts schaden." Wolf Beitr. 1, Nro. 236. Wird das Vieh zum erstenmale im Jahre ausgetrieben, so graben die Ehsten Eier unter die Schwelle, über die es zuerst treten muß. Bei einer eingerissenen Seuche entdeckte man, daß sie ein Stück der Heerde unter die Stallthüre vergruben, um dem Tod ein Opfer zu bringen. Myth. Anhang CXXIII., 69. Soll eine Kuh nicht mehr als einmal mit dem Bullen laufen, so muß ein lebendiger blinder Hund inwendig vor die Stallthüre vergraben werden. Ibid. Nr. 755. Sinniger erscheint das zum Zweck des Eheglückes und Hausfriedens dargebrachte Opfer. Die schwedische Braut auf der nun russischen Insel Worms muß beim Betreten ihres neuen Wohnhauses alle Gelasse und Stallungen durchschreiten und auf jede Schwelle eine Kupfermünze legen. Rußwurm, Eibofolke 2, pag. 83. Aehnlich in der Chemnitzer Rockenphilosophie (Myth. Abgl. Nro. 391): Die Braut, die nach der Herrschaft im Hause strebt, läßt nach der Trauung ihren Gürtel und Trauring in die Thürschwelle legen, daß der Bräutigam darüber schreitet.

Auch die Gabe der Weissagung scheint man der Schwelle beigelegt zu haben, darauf deuten folgende Sätze: Wer im Ausgehen begriffen, an der Schwelle stolpert, der kehre unverrich-

teter Dinge wieder um. Wer etwas sagen will und es vergessen hat, schreite über die Schwelle hinaus und wieder herein, so fällt es ihm bei.

Hielt man die einzelnen Umstände, unter denen man ein Haus betrat oder verließ, für so folgenschwer, daß man jeden ersten Schritt des neuen Bewohners, des Bauherrn, der Brautleute, der Kinder, des Gastes und sogar der Thiere unter so behutsam ausgedachte Sittengesetze stellte, so konnte auch die Art, wie man eine Leiche über die Hausschwelle zu Grabe brachte, keineswegs als etwas dem Belieben überlassenes angesehen, sie mußte für die Ueberlebenden und den Todten nicht minder wichtig sein. Besagt doch jener Wandspruch ebendasselbe, den man noch am häufigsten über Bauernhäusern liest: Segne meinen Ausgang und Eingang! Wir betrachten daher zum Schlusse dieser Arbeit das Eigenthümliche von Leichenbräuchen, die in einem auffallenden Zusammenhange mit der Hausschwelle stehen.

Bei den Römern galt folgender von Plutarch Quaest. Rom. V. gemeldeter Reisebrauch. Wenn Jemand von der Reise heimkehrte, den man in Folge falscher Nachrichten bereits für todt gesagt hatte, so durfte er nicht durch die Thüre in's Haus eingehen, sondern mußte zum Dachfenster (per impluvium) einsteigen. Denn nicht weit von der Thüre standen die Hausgötter, von welchen der Verreisende allemal Abschied nahm mit der Bitte, sie möchten ihm eine glückliche Rückkehr verleihen. In jenem Falle aber wären die Laren gleichsam belogen gewesen, daher sollte der für todt Gehaltene nun nicht unentsühnt ihnen wieder vor die Augen treten. In der deutschen Vorzeit findet sich ein verwandter, gleichfalls auf diese Verehrung der Hausgötter gegründeter Brauch. Eine nicht nach heidnischem Ritus geweihte und eingekleidete Leiche durfte nicht durch die Hausthüre heraus zur Beerdigung getragen, sondern mußte unter der Schwelle hinweg, oder durch ein niedergelegtes Stück der Hauswand, etwa auch durch's Fenster, an einem Seile herausgeschafft werden. Denn die an der Hausthüre stehenden Götterbilder wären durch den ihnen gebotenen Anblick einer wie eines Missethäters oder Verwünschten ungepflegt gebliebenen

Leiche beleidigt und entheiligt worden. Nicht zwar direkte Meldungen erzählen und erklären dies in der eben vorgetragenen Weise, aber die übereinstimmenden Vorschriften, die hierüber in den nieder- und oberdeutschen Landrechten und Ortssatzungen enthalten sind, machen unsere Erklärung zur unzweifelhaften. Es ist Vorschrift, alle Leichen von Missethätern, Selbstmördern nicht über die Schwelle zu Grabe zu bringen, denn auch an solche hat keine geweihte oder liebende Hand gerührt. Gleichmäßig lautet im Dietmarsen- und Nordfriesischen Landrechte, in der Goslarer Satzung und in oberdeutschen Rechtstraditionen (vgl. Grimm RA. 726) das Gebot: dat men maiken sal een gat in den want des huis ende slêpen hem dær door. Das Benker Heiderecht (Westfalen) und das Wendhagener Bauernrecht (Schaumburg) stellen den beim Einbruch betretenen Nachtdieb in des Hausherrn Gewalt, der ihn todtschlagen mag und unter dem sülle (Schwelle) ein loch graben und ziehen den thäter darunter durch (ibid. 679). Bruder Berthold von Regensburg, der im 13. Jahrhundert wiederholt am Oberrhein und in den angrenzenden Schweizerkantonen predigte, prägt es in der 25. seiner Predigten (edd. Fr. Pfeiffer 1, pag. 394) den Zuhörern ein, den Wucherern und Ketzern keine christliche Bestattung zu gönnen, und stellt sich darüber die Gegenfrage: „Bruoder Berhtolt, wie sulnwir in danne tuon?“ Dâ sult ir nemen ein seil unde machet einen stric dran unde leget im den stric an den fuoz mit einem hâken und ziehet in zer tûr ûz.

„Bruoder Berhtolt, ob diu swelle danne hôch ist: wie sullen wir im danne tuon?“ Dâ sullet ir durch diu swelle graben unde sult in derdurch ûz ziehen, daz eht niemer getouftiu hant an in kome, unde bindet in einem rosse an den zagel unde füeret in ûz an das gewicke, dâ die erhangenen unde die erslagenen dâ ligent. Füeret in eht gegen dem galgen unde gegen des galgen gesinde. Des ist er dannoch kûme wert.

Genau nach dieser Vorschrift begruben die Appenzeller die Leiche eines ihnen verhaßten St. Galler Abtes; den Vorfall er-

zählen die Casus monast. St. Galli, und ihnen nach J. v. Arx, Bd. 1 und 3, 251 seiner St. Galler Geschichte. Und jetzt noch lebt es in der Volkssage fort, daß man auf den Bilgerenhöfen im Aarauer Jura Zigeuner, die im Streite sich erstochen, also aus der Hofstatt schleppte. Aargau. Sag. Nr. 426. Während einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den schwedischen Inseln herrschenden Pest schlug man die Fenster des Sterbehauses ein, riß die Zwischenwand heraus und zog die Leiche mit Bootshaken hindurch in die bereit gehaltene Grube. Rußwurm Eibofolke §. 394. Der Luzerner Kapuziner beschwört den Hausgeist damit aus der Wohnung, daß er mit dem Stocke ein Loch unter der Thürschwelle durchstößt und durch dieses das Gespenst hinaus jagt. Auf ähnliche Weise schaffte man im Luzerner Lande Leichen von Missethätern hinweg. Lütolf, Fünfortische Sagen pag. 341, 398. Daher gilt bei der Schwelle unversehens aufgeworfne Erde als Anzeichen, daß die Mäuse bald Jemand aus diesem Hause ins Grab stoßen werden. Illustr. Schweiz, Ztschr. v. 1863, 27. Daher stammen nun die nachfolgenden Sätze und Bräuche des Volksglaubens. Ein Erhängter muß durch's Fenster aus dem Hause geschafft werden, sonst kommt er wieder. Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg 1858, pag. 152. Wenn einer stirbt, sind die Fenster im Hause aufzumachen, damit die Seele hinausfahren kann. Myth., Abgl. Nro. 191. Will ein Kranker sterben, so öffne man die Fenster und stopfe Alles, was hohl im Hause ist, und kehre es um, damit die Seele freie Ausfahrt habe und sich nirgend aufhalte. Ibid. Nro. 664. Dieses schnelle Oeffnen des Fensters während oder nach dem Verscheiden, damit die Seele sogleich hinauskomme, ist Brauch durch die ganze Oberpfalz. Schönwerth, Sag. 1, 243.

Ist nemlich dieses gebotene Durchgraben der Schwelle und Niederlegen der Hauswand an dem späteren Steinbau nicht leicht mehr ausführbar, so wirft sich der Brauch um so nachdrücklicher auf das Fenster, und darum steht dieses nun beim Aberglauben gleichfalls in Verruf. Denn das Fenster ist nach seinem altd. Namen ougatorâ, sowie nach seiner Gestalt nur

eine Thüre verjüngten Maßes und wiederholt deren einzelne Theile: den Pfeiler oder Kreuzstock mit den Doppelflügeln, an denen der Riegel oder Reiber sitzt, oben den Fenstersturz mit dem Dreischübel, unten die Brüstung. Ein Kind unter drei Jahren schiebt man es zu einem Guckfenster ein, so wächst es nicht mehr. Grimm, Myth. Abergl. Nro. 675. Wolf Beitr. 1, 208. Eine Wöchnerin soll nicht aus dem Fenster schauen, sonst nimmt jedes vorbeigehende Fuhrwerk ein Glück mit (Myth. Abergl. Nro. 782). Da die Mäuse für Todesboten gelten, so sind es diejenigen nun doppelt, die vor dem Fenstersims hin- und herlaufend gesehen werden. Es ist Herkommen, die Leiche mit den Füßen vorne aus dem Bette zu heben und mit dem Gesichte gegen die Stubenthüre gewendet in den Sarg zu legen. Daher ist es auch landläufige Vorschrift, nicht also im Bette zu schlafen, wie die Leiche liegen muß, und die Regel sagt: Wenn man das Bett so stellt, daß die Beine nach dem Fenster gehen, so werden die Beine bald zu Grabe getragen. Des Patroklos Leiche liegt im Zelte, „gegen die Thüre gewendet", Il. 19, 212; sogar der südamerikanische Stamm der Pehuenchen schafft den Verstorbenen zuerst mit den Füßen aus der Hütte, damit sein irrendes Gespenst nicht mehr dahin zurück kehre. Wolf Beitr. 1, 214. Die aus dem Hause zu tragende Leiche setzt man in oberdeutschen kathol. Gegenden über jeder Thürschwelle dreimal in Kreuzesform und im Namen der Dreieinigkeit nieder, damit der Verstorbene keine dieser Schwellen mehr überschreite. Hinter ihr wird Thür und Fenster sogleich wieder geschlossen und dreimal an jede Thüre rings im Hause geklopft, um dem Abgeschiedenen die Lust zur Rückkehr zu benehmen. Schönwerth, Sag. 1, 251. Nicht um Alles soll man ihn mit dem Haupte voran forttragen, nicht ihm mit demselben Licht fortzünden, das neben dem Sarge gebrannt hat, sonst möchte der Geist leicht umkehren. Am badischen Oberrhein im Schwarzwalde werden nur Priesterleichen also aufgebahrt, ihr Haupt dem Grabe und ihre Füße dem Leichengefolge zugekehrt; alle Laien bringt man in umgekehrter Lage zu Grabe. Früherhin war es sogar Herkommen, Leichen der Hingerichteten verkehrt

in's Grab zu legen, das Haupt dahin wo Christenleichen die Füße haben. Sie sollten damit der gänzlichen Vernichtung übergeben sein.

Die Ahnung einer Idee des Sittlichen und Wahren beginnt in den Völkern überall mit dem Versuche, ein der Natur abgesehenes Sinnbild in kindlicher Unbeholfenheit äußerlich nachzubilden, es mit schwankenden Vorstellungen religiös aufzufassen, umzudeuten und zu verehren. So kunstlos oder selbst kunstwidrig solch ein Symbol immerhin sein mag, um so bestimmter dient es zur Bezeichnung des erst noch zu suchenden Begriffs, und dieser, wenn er sich von dem mechanisch gemachten, widerspruchsvollen Bildwerk zuletzt abgelöst hat, verbleibt trotz seiner nun aufgeklärteren Erkenntniß dennoch bei demselben als einem durch Alter und Herkommen ehrwürdig und allverständlich gewordenen. Die dem Sinnbilde beigelegten Attribute des Hausgottes, des Beschützers des Eigenthums, der Gastfreundschaft und Familientreue erkennt der Mensch zuletzt als das in ihm selbst entsprungene Bedürfniß nach Gerechtigkeit. So gelangt er zu den nationalen Rechtssatzungen von der Heiligkeit des Wohnhauses, innerhalb dessen vier nackten Pfählen jeder im Volke demokratisch gleichgeschützt, gleichberechtigt, auch der Aermste sein eigener Herr ist; ein Satz, hinter welchem, wenn auch in noch so ferner Erfüllungszeit, doch schon die Lehre von der allgemeinen Rechtsgleichheit geborgen liegt.

9. Die Hausmarke.

Alte Häuser werden renovirt, die Sprüche an der Wand übertüncht, die Marken an den Gesimssteinen glattgehauen, mit der alterthümlichen Hausform verschwinden selbst die Hausnamen; die Neustadt wird nach Quartier-Vierteln, die Häuserreihe nach Nummern gezählt. Hausspräche und Marken finden sich noch in entlegenen Bergdörfern, doch da bedroht sie jeder Föhnsturm und die mit losbrechende Feuersbrunst gleichfalls mit dem

Untergang. So ist im Waatländer Bergdorfe Rossinieres, im Kreise Rougemont, jüngsthin das sog. Große Haus abgebrannt, von dessen Größe, Umfang und Eigenthümlichkeit schon die früheste schweizerische Reiseliteratur mit der stabilgewordenen Phrase berichtete: Dieser Holzbau habe 113 Fenster, und um die Sprüche von seinen Außenwänden alle abzulesen, brauche es eine gute Stunde. Wer von den heute noch vorhandenen Haussprüchen eine Sammlung machen wollte, dürfte wenig Eigenthümliches mehr vorfinden, zu seinem Verdrusse aber immer noch genug des Erborgten und Erheuchelten. Steht z. B. an einem Hause der bekannte Spruch: Der Herr behüte meinen Ausgang und Eingang, so ist dies viel zu ausschließend und zu eigensüchtig, als daß es uns das Vorhandensein einer natürlichen Frömmigkeit zum Beweise bringen könnte. Anderwärts erscheint ein Bauernwappen angemalt, es hat die Pflugschaar zur Helmzier, ist armirt mit Dreschflegel und Heugabel und führt die Devise:

Das beste Wappen in der Welt
ist der Pflug im Ackerfeld.

Hier schielt der Plebejerneid zu deutlich auf den Nachbar Edelmann hinüber. Wer im Berner Oberlande vom Wirthshaus auf der Scheideck eine halbe Stunde weiter gegen Meiringen zugeht, wird an der Sennhütte auf Scheideck folgende vier Zeilen in lauter großen Lateinbuchstaben erblicken:

Wirst mit Unrecht hart unterdrickt,
Wie mancher Frome wird gebickt,
Bicke dich, Häselein, und wart der Zeit,
Bis daß dem Hund sein Bellen leid.
Im 1852. Jahr. Christen Häsler im Graben.

Ein offnes Geständniß, daß das bürgerliche Rechtsgefühl bei diesem Oberländer Republikaner noch nicht höher steht als bei einem irgend halbwilden Nomaden aus der passiven Race. Eine ganz andere naive Aufrichtigkeit dagegen ist es, wenn der Senne oder Aelpler statt der schlauen Unterwürfigkeit und der zwecklosen Selbstüberhebung sich mit seinem Loose vollständig zufrieden erklärt und es darum Gott allein anheimstellt. So

ehrlich ist ein Hausspruch in Solothurnisch Kammersrohr, bei Günsberg am Weißenstein:

Gott bewahr dies Haus, Feld, Vieh und Säu,
Jakob Baumann und Barbara Frey.

Die Hausmarke ist das rechtliche Eigenthums- und Besitzzeichen, von dem es im Sprichwort heißt, Alte Zeichen lügen nicht. Sie bleibt bei allem Wechsel der Besitzer oder des beweglichen Zubehörs eines Gutes für dieses stets dieselbe und ist also erblich und käuflich. Das Hauszeichen gewährleistet im Kanton Graubünden in allen Fällen die Besitzergreifung; es darf daselbst Niemand mehr als Eine Hausmarke besitzen, er kann daher eine zweite ihm durch Erbschaft zufallende veräußern und zwar auch ohne das neue Erbhaus. Sie geht vom Vater über auf den die Hinterlassenschaft übernehmenden Sohn, hier auf den jüngsten. Das Landbuch des Bündner Hochgerichtes Kloster besagt: „Vor den übrigen Erben soll der jüngste Sohn seines Vaters Zeichen führen und haben, es sei am Vieh, Brennzeichen, oder auf Siegel und Pitschier." Daraus ergiebt sich, daß die Marke dem beweglichen und unbeweglichen Zubehör zum Wahrzeichen dient und dem zeitlichen Besitzer zur Beglaubigung seiner Willenserklärung. So hat Michelsen ihre Anwendung beschrieben. (Die Hausmarke, Jena 1853.) Sie wird daher auf allen in die Augen fallenden Theilen des Hauses und Hofes eingebrannt und eingehauen: Am Gebälke der Hausthüre, der Stubendiele und der First; auf den Flügeln des Hofthores, auf Schrank und Truhe, auf Kirchenstuhl und Leichenstein, selbst auf der Holzkugel des alten Schlüsselbundes und auf dem Boden der Milchnäpfe. Wie heute die Müller ihr Zeichen auf den Kornsack setzen, die Hafner aufs Geschirr, die Bäcker auf den Brodlaib; so steht des Bauern Hausmarke auch auf dem Sack, den er zur Mühle führt, auf dem Eisenwerkzeug, das er zum Umbessern in die Schmiede bringt, auf dem Horn oder Ohr des Thieres, das er zum Austreiben auf die Gemeinweide giebt. Daß die Marke im deutschen Norden seit dem dreizehnten Jahrhundert mit der heidnischen Rune zusammentrifft, und wirkliche Runenzeichen enthält, ist durch zahlreiche

und gewissenhafte Untersuchungen bestätiget. So hat Rußwurm in seinem die Inselschweden schildernden Werke Eibofolke gezeigt, wie der schwedische Bauer auf Schiff und Geschirr die Hausmarke brennt und wie er zugleich in seinem bretternen Hauskalender die mit ihr verwandten einzelnen Runenzeichen anwendet. Sie vertritt ihm bei Unterschriften zugleich die Stelle des Siegels. Er nennt sie bômerke, Merkzeichen der Baustatt; nordisch bolsmerke (der Wohnstatt), dänisch bûnafn, das Namenszeichen des Hauses.

Betrachten wir zuerst die Art, wie der Senne die Marke anwendet. Das Roß wird am Schenkel, das Rind am Horn, Schaf und Ziege am Ohr gezeichnet, die beiden ersteren mit einem Brandmal, die letzteren mit einem Schnitt. Auf den Flächen der Ohrmuschel macht man entweder eine gerade Linie, die der Bündner Fürggli (Furka, Gabel) nennt, oder einen Querschnitt, Wichel genannt, oder man schlägt ein Loch durch. Aus der Combination dieser Linien und ihrer Vertheilung auf beiden Ohren ist eine Zeichenschrift von größter Mannigfaltigkeit entstanden, welche für die Hirtenknaben eine nicht uninteressante Gedächtnißübung ausmacht. Es ergeben sich dabei folgende einfache Grundformen:

—, I, V, L, C, D, C|.

Alle die Völker des Alterthums, die wir bis auf ihr Hirtenleben hinab zu betrachten vermögen, Inder, Juden, Griechen, Römer und Germanen, haben solcherlei Malzeichen den Thieren gegeben. Das hiefür belangreichste Zeugniß steht da, wo man es am wenigsten sucht, in der Offenbarung Johannis, Kap. 7 und 13. Bevor da die drei Reiter des Verderbens in die Welt ausziehen, werden die Auserwählten Gottes zusammenberufen und, um sie vor dem losbrechenden Verderben zu schirmen, alle an der Stirne gezeichnet. Aber auch die Kinder der Verdammniß erhalten die Malzeichen des Thieres, das sie anbeten, an die Stirne und die rechte Hand eingedrückt, und beigefügt wird die besondere Satzung: daß Niemand kaufen oder verkaufen könne, er habe denn das Malzeichen. Wir er-

fahren durch diese Stelle, daß das Alterthum die Leibeignen und Sklaven gleich den Thieren brandmarkte an Hand und Stirne, wie dies bis auf die Neuzeit bei Galeerensträflingen geschah. Daß übrigens im deutschen Hochnorden Aehnliches, obschon als Strafmittel gegolten habe, lehrt ein kleiner Zug aus Maurers Isländischen Volkssagen der Gegenwart, S. 185. Ein Schafdieb verzehrt da das Lendenstück eines gestohlnen Schafes und ruft dem Mond, der eben aus den Wolken tritt, übermüthig zu: Willst du, Mond, in deinen Mund diesen fetten Bissen? Darauf antwortet eine Stimme aus dem Himmel: Willst du Mauser auf deine Wange diesen heißen Schlüssel? und zugleich fällt ein glühend heißer Schlüssel herab und brennt dem Dieb ein Mal ins Gesicht.

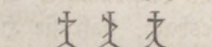
In gleicher Weise dient die Hausmarke den Wald- und Holzbauern; sie kennzeichnen die von ihnen gefällten Stämme durch Einschlagen und Einbrennen der Hausmarke, über welche in den Sägemühlen oder den Landungsplätzen, denen der Flößbaum zuschwimmt, besondere Listen geführt werden. Aehnliche Verhältnisse der Landesbeschaffenheit und der durch das Produkt bedingten gleichen Arbeit sind die Ursache, daß sich derselbe Brauch wieder findet in den Kjölen Skandinaviens, im Böhmerwald und Schwarzwald, in Steiermark, in den Tessiner- und Bündner-Alpen. Alle Baustämme, die der Emmenthaler Holzhändler aus der Aare in den Rhein flößt, tragen seine oder seines Spediteurs Marke. Sie heißt Rilse, Reißmarke, weil sie mit einem Spitzeisen eingerissen wird neben den andern eingebrannten. Sie ist gleichfalls gerichtlich anerkannt. Die Pforzheimer Flößerordnung, erneuert im J. 1555, bestimmt in ihrem Artikel 11: Keiner darf dem Andern sein Holzzeichen abhauen oder sich zueignen, sonst wird ihm die Wasserstraße verboten. Vetter, Oberrhein. Schiffart 1864, 27. Die Flößermarken bestehen aus Punkt, Dreieck, gleichschenkligem Kreuz, Andreaskreuz, Quadrat, Pfeil, Schwert, Sichel mit Oeffnung nach rechts oder links, Drutenfuß (Pentagon), welcher bei den Aelplern gegen die blutige Milch der Kühe an die Stallthüre gezeichnet und daher Blutstrich genannt wird. Vier Punkte

in ein schiefes Quadrat gestellt, heißen der Hasensprung. Das Graubündner Geschlecht Sprecher, zum ältesten Adel des Landes gehörend, führt als Hauszeichen zwei diagonal gekreuzte Pfeile mit den Spitzen nach oben. Die Fischer an Flüssen und Seen führen ihr Zeichen auf Kahn und Ruder, die Sennen das ihrige auf der Meßbrente, dem Kerbholz, der Ankenballen und dem Käslaib. Einigt sich die Gemeinde mit ihrem Besitz an Milchvieh in ein gemeinsam zu bewirthschaftendes Sennthum, so hat jeder Kuhbesitzer sein mit seinem Hauszeichen markirtes Kerbholz, im Bündner Oberlande Pritsche, im Prättigäu Alpscheit genannt. Auf ihr wird am Tage der Ausmessung von Molken und Käse Jedem sein Antheil in Gewichtstheilen verzeichnet. Die Pritschen werden an einen Ring gereiht und sind das Protokoll des Milchfußes, d. h. der Vertheilungsnorm für die Molken. Das eingegangne Milchquantum wird nach Bennen berechnet und auf den zollbreiten Tannenscheiten mit einer Kerbe notirt; die verkaufte Milch mit einem Stich („Tupf"), die dazu gekaufte mit einem Ritz („Kritz"). Die Rückseite des Alpscheites dient dem Sennen zu seiner Privatbuchhaltung. Auf ihr notirt er die dem einzelnen Alpgenossen à Conto gegebenen Molken (deren keiner nach Verhältniß mehr erhält als ein anderer), er summirt das Verabreichte in sogenannten Bauernfünfern und sieht was jede Scheite an Alplohn schuldig ist. Er legt sie an einer Schnur gereiht am Ende der Weidezeit den Alpmeistern vor. Wird hierauf im März Gesammtabrechnung gehalten, so bezahlt jeder Alpgenosse dem Sennen seinen Antheil am Lohn und dieser quittirt ihn, indem er ihm seine Alpscheite zurückgiebt. Nach dem Namen dieser Kerbhölzer benennt der Bündner auch alle übrige Berechnung im Steuerwesen und im Wahlgeschäfte. Wuhrschnitz ist ihm diejenige Jahres-Umlage auf die Güter, womit man die nöthigen Wuhrungen der Gewässer im Stande hält; denn schnitzen heißt durchgängig bezahlen, der Schnitz ist die Besoldung. Da die Landschaft Davos ihr Steuerquantum nach der Zahl der von ihr zu stellenden Repräsentanten (Großräthe), bezahlte, so nannte sie ihre Gesammtsteuer „Repräsentantenschnitz". Bei der jährlichen Verloosung des Brennholzes

unter den Gemeindegenossen machen sich Hausmarke, Kerbholz und Schnitz zusammen geltend. Jeder Loostheil wird mittels eines zollgroßen Holztäfelchens gezogen, auf dem die Marke des zugetheilten Baumstammes verzeichnet steht. Diese ausgelooften Marken schneidet alsdann der Cavig (Dorfmeier, caput vici) zu den betreffenden, schon auf seinem Kerbholze stehenden Hausmarken und controllirt damit wieder auf Jahresdauer den Gesammtbezug an Brenn- und Bauholz.

Hält man diese Marken und Schnitze des Kerbholzes zusammen mit den altnordischen Runenzeichen, so gleichen sich beide auffallend und sogar bis auf den Namen; denn auch im Gothischen hieß vrits (Riß) der Buchstab, weil man das Schriftzeichen in Gestalt senkrecht- und quergezogner Striche oder Stäbe auf Stein und Holz einritzte. Ihre auf Buchenzweige eingeschnittne Stabform hat ihnen bekanntlich den Namen Buchstab (stabs, stafr) gegeben und da solche Buchstaben nur eine bildliche oder symbolische Bedeutung haben konnten, so nannte man sie rûna, was ursprünglich Geheimniß bedeutet. Die senkrecht- und quergezogene Form des Runenzeichens erlitt erst dann willkürliche Abänderungen, als man sie zu paaren anfieng mit dem Anlaut des geschriebnen Eigennamens. Damit mußte der geradgezogne Runenstab die gekrümmte Linie oder die Rundform des Buchstaben annehmen, die auf Holz oder Stein schwer einzuzeichnen ist, und kam eben dadurch außer Gebrauch. Echte Runen und Hausmarken sind alle geradlinig und einfach; geschweifte und überladene Linien gehören stets einer späteren Zeit an und gehen über in die verschlungne Namensschiffer der Kanzleien, Handelsfirmen, Notariatsmonogramme. Hierher gehören das Berg- und Markzeichen in den Metallschmelzen und Eisenhämmern, das Münzmeister- und Steinmetzzeichen, das Malermonogramm, der Namensstempel der Fabriken, Formschneider, Buchdrucker, Kupferstecher und Zimmerleute. Das Abzeichen häuft und verschnörkelt sich mit der zunehmenden Trennung der Stände und mit dem Selbständigwerden der einzelnen Innungen und Gewerke; nach Ablauf dieser Zeit verallgemeinert es sich wieder und geht zurück bis auf das Abbild

des bloßen Handwerksgeräthes. Darum findet sich dann als späte Hausmarke und als Bauernwappen: Anker, Axt, Spaten, Pflugschaar, Egge, Rechen, Hammer, Zange, Winkeleisen, Henkelkrug, Melkstuhl, Tannenbaum ꝛc. Als mit dem fünfzehnten Jahrhundert in allen Zweigen der Arbeit und Technik eine erhöhte Concurrenz begonnen hatte, sahen sich selbst ausgezeichnete Künstler gezwungen, ganz sinnlose Marken auf ihre Produkte zu setzen, bald als Unterscheidungsmittel, bald zum Deckmantel ihrer Anonymität. Wie dabei Marke und Buchstab noch zuweilen in Eins zusammenfließen, dies zeigt sich an einem Beispiele in Naglers Monogrammisten 1, Abth. 1, no. 24. Der niederdeutsche Maler Jeremias von Agnen, zubenannt von Bosche, bezeichnet auf seinen Kupferstichen die Initialen seines Namens I. A. v. also, daß er das I zum Mittelbalken der Figur macht, als deren Fuß sich das A unten hinspreizt und ein liegendes v sich quer durch den Mittelbalken schlingt. Dadurch ergeben sich folgende dreierlei Monogramme, welche zugleich sehr oft als Hausmarken begegnen:



Ein ähnliches noch auffallenderes Beispiel bietet die Geschichte der Gauner dar, welche sich in der Blüthezeit des Zunft- und Innungswesens gleichfalls in eine Corporation mit eignen Abzeichen vereinigt und es dabei vorübergehend bis zur obrigkeitlichen Anerkennung gebracht hatten. Sie hielten alljährlich in Basel auf dem Kohlenberge unter dem Schutze des dortigen Stadtrathes ihren Landtag. Eine Urkunde v. J. 1540 aus der Kanzlei der Tagsatzung von Frauenfelden beauftragt die Kantone mit der Untersuchung gegen Mordbrennerbanden, welche es besonders auf die reformirte Schweiz abgesehen haben sollten, und theilt den schweizerischen Ständen die Schriftzeichen „Zinken" mit, durch die sich das Gesindel an Brücken und Straßenpfählen gegenseitig benachrichtige. Diese Zinken bestehen aus dem einfachen Balken der Hausmarke; stehend drückt er aus, daß der Mordbrenner eben auf dem Marsche oder in Action ist; liegend, daß er sein Werk bereits abgemacht, nem-

lich Feuer eingelegt hat. Der Fuß des Balkens ist theils einfach, theils zweifach gespalten und erscheint entweder einfach als ein sogen. C-Strich der deutschen Currentschrift, oder zweifach als ein doppelter; d. h. er zieht den Haarstrich zweimal, den Schattenstrich einmal in gleiche Höhe und Tiefe. Dieses Zeichen sagt, daß der Mordbrenner sich hinweg und in welcher Richtung er sich fortgeschlichen habe. Desselben Zeichens als einer Marke bedienen sich die steierischen Holzbauern und nennen es den Wurm; es besagt an dem umgehauenen Baume, daß derselbe zum Triften bereit liege und vom Platze zu bringen sei. Letzteres meldet Ilwof in den Steiermärkischen Histor. Mittheill. 1863, Heft 12, 199.

Unterschieden von dem Zweck der Hausmarke sind die Steinmetzzeichen, die bald vom Grundherrn des Ortes, bald von dessen Baumeister, bald allein von der Bauhütte ausgehen und auf die öffentlichen Bauten älterer Zeit übertragen sind: Auf Thüren, Thore, Kirchen, Kapellen, Kreuzgänge, Siechenhäuser, Stadtbrunnen, Sust- und Lagerhäuser, Schaffnereien, Brückenjoche. Man darf sie deshalb, daß sie Handwerkszeichen sind, nicht geringschätzig beurtheilen, da sie sehr häufig sogar bis in die antike Zeit zurückreichen und dieser abentlehnt sind. Nachfolgende Beispiele erweisen dies. An einem alten Wehrthurm hinter dem Dom zu Regensburg, stehen an den Eckquadern auf römischer Substruction kleine geradlinige Zeichen, nicht öfter als drei- bis vierfach gegliedert, in Menge eingehauen. Sie entsprechen ziemlich genau denjenigen, die auf den Buckelsteinen des Römerthurmes zu Badisch-Steinsberg eingehauen sind, deren Abbildung zu sehen ist in Mone's Badischer Urgeschichte 1, 258, 259. Und abermals mit diesen Steinmetzzeichen nächstverwandt sind die auf zwei Wandpfeilern des Basler Realgymnasiums eingehauenen. Diese zu Basel mögen also als späte Nachahmungen anzusehen sein jener altrömischen, welche durch die Steinmetzen der alten Bauhütte zu Regensburg an den Oberrhein gebracht wurden. Noch schlagender ist folgende Thatsache. Ein aufrechtstehender Balken mit zweiseitig geneigtem Giebel, also das Zeichen des Pfeiles ↑, begegnet uns auf manchen

Frontquadern alter Gebäude und ist namentlich das Innungszeichen der Messerschmiede geworden. Dieses Runen-Zeichen liest Hrabanus Maurus, der älteste Gelehrte des Stiftes Fulda, als den Buchstaben T mit dem Begriffe tac, im Norden aber bezeichnet dieselbe Rune den Schwertgott Tyr, beidemale aus demselben Grunde, weil der Tag Lichtpfeile schießt und der Sonnengott mit dem Schwerte das Nachtdunkel spaltet. Sie begegnet aber auch auf einem antiken Steincylinder, der vor etlichen Jahren bei Erweiterung eines Kellers zu Reutlingen ausgegraben und von Theophil Rupp photographisch veröffentlicht worden ist: Aus der Vorzeit Reutlingens 1864. Auf der einen Seite dieses 50 Pfund schweren Cylinders ist das Sonnenhaupt mit vierzehn Flammen, auf der entgegengesetzten das Haupt eines todten römischen Kriegers erhaben eingehauen. Vom Auge des Kriegers bis zu dessen Mund herab erkennt man in der durch einen Kreisabschnitt eingeschlossnen Bildfläche drei Runenzeichen eingehauen, deren oberste unsere Rune tac und tyr ist. Der Herausgeber erblickt in diesem Denkmale ein Bild des Lichtgottes Mithras, angefertigt von einem römischen Steinmetzen in Alemannien ungefähr ums Jahr 200 n. Chr. und im Auftrage eines Alemannen oder Sueven übertragen auf den deutschen Lichtgott Tyr, der als oberdeutscher Ziü unserm Ziüstag = Dienstag den Namen gegeben hat.

Ein Gebiet noch von größerem Umfange nimmt dasjenige Markenzeichen ein, das man mit seinen rechtwinklig gebrochnen Balken Hakenkreuz, crux ansata nennt:

Als man im Wäldchen des aargauer Klosters Wettingen an der Limmat i. J. 1633 zahlreiche goldne Geschirre ausgrub, in denen nachmals mit Recht der Tempelschatz des bei Wettingen gestandnen Isistempels erkannt worden ist, fand sich darunter eine flache Goldschale, in deren innerem Runde obiges Kreuz erhaben geprägt war. Sie wurde, bevor sie verkauft worden, von dem eben anwesenden Zürcher Tagsatzungs-Gesandten abgezeichnet und steht darnach abgebildet in Joh. Müllers „Al-

ter-Thümmeren der Eydtgnosschafft 1777", achter Theil, pag. 12. Dieses Hakenkreuz ist wie der römische Isisdienst orientalischer Abkunft, kommt in den buddhistischen Höhlen des westlichen Indiens vor und heißt daselbst heute noch das Zeichen des Segens und guter Vorbedeutung. Mit der buddhistischen Lehre verbreitete es sich bis zu den asiatischen Polarnomaden und heißt bei den Lappischen Stämmen Horagalles. So findet es sich auf einer Zaubertrommel lappischer Schamanen, welche in den Dresdner Sammlungen verwahrt und in Klemm's Kulturgesch. 3, S. 92, Figur 9 abgebildet ist. Die Lappen, zu denen skandinavischer Einfluß und Glaube seit der deutsch-nordischen Einwanderung vorgedrungen ist, wissen, daß die Germanen dasselbe geheiligte Zeichen unter dem Namen von Thörrs Hammerzeichen verehrt haben; sie sagen daher, Gott Horagalles sei der Sohn des Gottes Torden (Thörr), der als Luftgott das Lappenvolk und die Rennthiere mit seinem Blitze schützt. Ueber das häufigere Vorkommen dieses Zeichens im deutschen Norden geben die Meklenburger Jahrbücher von Lisch (Bd. 13, 383. 24, 286. 26, 177. 27, 179) reichliche Aufschlüsse. Es findet sich auf schwedischen Grabsteinen in der Provinz Upland; auf nordischen Goldbracteaten; auf einer zu Hamburg bewahrten heidnischen Graburne aus den Vierlanden; dreimal auf der Graburne eines zu Kothendorf bei Schwerin abgedeckten heidnischen Grabhügels. Es erscheint eingravirt auf dem Broncesteigbügel aus einem schwedischen Heidengrabe; ferner auf der Nadelscheide einer Bronceheftel, die 1838 aus einer mit Menschenknochen gefüllten Graburne entnommen wurde, ausgegraben im Felde zu Mahnkenberg bei Bützow. Endlich begegnet es auf einer hetrurischen Vase in den Vereinigten Sammlungen zu München.

Bei Münchenberg in der Mark Brandenburg wurde neben mehrfachen heidnischen Alterthümern eine eiserne Speerspitze ausgegraben, deren Beschreibung und Abbildung im Anzeiger für Kunde der D. Vorzeit 1867, no. 2 sich findet; sie trägt neben der deutschen Runeninschrift Angnau das Zeichen des Henkel-

kreuzes eingegraben, das Symbol göttlicher Kraft, gedacht als ein nach vier Seiten flackernder, alle vier Weltgegenden beleuchtender Blitzstriemen.

Mit diesen Beispielen wäre das hohe Alterthum der Marke als eines Personenzeichens und ihre Uebereinstimmung bei verschiednen Völkern und Zeiten erwiesen. In der vorliegenden Darstellung war es darum zu thun, ihre rechtliche Geltung und Anwendung hervor zu heben. In Folge dieser ihrer juridischen Natur gieng die Marke einerseits ins Kaufmannszeichen über, welches das Eigenthum und die Echtheit der von dem Handelshause versendeten Waaren ausdrückt; anderseits ins Wappen der Städte, der Schlösser und Landschaften. Eben weil die Marke ein älteres Eigenthumszeichen ist, das Wappen aber ein späteres Familienzeichen, so findet sich die Hausmarke auch mit ins Schildbild des Adelswappens hineingesetzt. Auch dies läßt sich in aller Kürze nachweisen. Ein senkrechter Balken oben und unten mit gleichförmig kurz abgestumpften Winkelhaken erscheint als Hausmarke, als Adelswappen und als Steinmetzzeichen in folgenden Denkmälern:

1) Als Schildmarke des Hauptmanns Konrad Zurlauben v. J. 1624. In no. 18 der Glasgemälde des Klosters Muri.
2) Als Wappenmarke der Freiherren von Gagern. Michelsen, Die Hausmarke, pag. 53.
3) Als Familienwappen des Joh. Bachmann, Monachus Murensis. Wappenbuch der Abtei Muri, im Aargauer Staatsarchiv.
4) Als Steinmetzzeichen von Meister Lorenz, der i. J. 1444 die Stiftskirche zu Bruchsal gebaut. Mone, Badisch. Urgesch. 1, 261.
5) Steinmetzzeichen am Thurm des Nordthores des Heidelberger Schlosses, innerer Hof.
6) Als Hausmarke in Meklenburgisch Börgerende, Strandorf bei Doberan an der Ostsee. — Lisch, Meklenburg. Jahrb. Bd. 20, 134.

7) Büchsenschmiedzeichen am Gewehrkolben der im Zeughause Munoth zu Schaffhausen aufbewahrten „Schießprügel".

Hier schließen diese mit ausdauernder Liebe gesammelten und in geordnete Uebersichtlichkeit gebrachten Alterthümer aus dem oberdeutschen Bauernleben. Nicht Alles, was bereits in unsern Mappen aufgesammelt vorlag, hat sich hier schon mit einfügen und verwerthen lassen; eben so wenig Alles schon faßbar sich auffinden lassen, was noch weiter wissens- und darstellungswerth sein mag. Gleichwohl wird man den Titel berechtigt finden, den sich diese Abschnitte beilegen: Sittengeschichtliche Studien; von einem scheinbar kleinsten Punkte ausgehend, finden sie ein ergebnißreiches Ziel. „Enge Kreise, sagte Pestalozzi im Jahre 1781 (Preisschrift über Aufwandsgesetze), sind und bleiben ewig das Band der Sitten; im beruhigten Hausglücke, im engeren, nicht anmaßlichen Berufskreise keimt der Vaterlandsgeist." Dies ist denn auch der Sinn jenes Göthe'schen Wortes im Faust:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Denn wo ihr's packt, da ist's interessant.

Nach diesem Interessanten im Volksleben strecken freilich auch alle die zahllosen Schriften die Hand aus, die man Dorfgeschichten, culturhistorische und vaterländische Bilder ꝛc. nennt; aber es fragt sich sehr, ob ihnen die Folgezeit einmal denselben pragmatischen Werth beilegen wird können, in welchem sie zum Theil bei unserer Lesewelt gelten. Alles aus dem Volke und über dasselbe Erzählte muß vor Allem wahr sein; schön aber und interessant wird das Erzählte allein durch die richtige und sinnvolle Verwendung des specifisch Wahren. Dies setzt eine künstlerische Thätigkeit voraus, bei welcher die vereinte Kraft des Sprachforschers und des Geschichtsforschers die natürlichen Bedingungen der Weiterentwicklung eines Volksstammes auskundschaftet und in den geheimsten Winkeln des geistigen Lebens nachwirkend wieder entdeckt. Alsdann gestaltet sich dieses Gehaltvolle und Bezeichnende des inneren Menschen, zum Begriffe der Nationalität und reicht hinan bis zur Ableitung von wie-

derkehrenden Gesetzen der allgemeinen Menschenentwicklung. Dies sollte der eigentliche Gehalt des Namens Cultur sein, angewendet auf die zahlreichen ethnographischen Schriften unsrer Gegenwart. Dies allein giebt einer mit geschichtlichem Sinne aufgefaßten Erzählung den milden unnachahmlichen Reiz des Volksthümlichen und Wahrhaften, und gerade in diesem Sinne durfte Platen unsrer Lesewelt ins Gesicht hinein behaupten, daß kein Roman so romantisch ist, als die Geschichte selbst.

Roth und Blau, die deutſchen Leibfarben.

Wo ſich einer neuen Unterſuchung vielfacher Anhalt darbietet, darf ſie weder unergiebig noch überflüſſig zu ſein fürchten.

J. Grimm, Berlin. Akad. Jahrb. 1849, 198.

Einleitung.

Die physischen Wirkungen der Farben, in welche die Natur ihre nackten Formen hüllt, berühren die Empfindungsweise des Menschen in allen Zonen auf gleichmäßige Art; daher erkennen die Völker übereinstimmend in Weiß die Quelle aller Farbe, das glänzende Licht, den Abglanz des Himmlischen und Edeln; unter Schwarz dagegen, als dem Mangel aller Farbe, denkt man die stockende Finsterniß, das Böse, Tod und Verdammniß. Aus diesem Urbeginn der Farbensymbolik entspringt in vorhistorischer Zeit das farbige Rechtssymbol, nach welchem das Volk sich selbst in verschiedne Stände ordnet. Den Begriff Kaste, ein aus dem Portugiesischen stammendes Wort, bezeichnen die Inder selbst mit dem Worte Varna, d. h. Farbe; denn je höher die Kaste, um so bemerkenswerther ist die Reinheit der Hautfarbe. Neben den vier reinen Kasten Indiens stehen die der vermischten und unterjochten Racen; die unterste, die der Tschandalas und Parias, ist ein nichtarischer, negerartiger Stamm, englisch Nigger genannt. Sanskrit bhavat, Herr, leitet ab von bhâ, Glanz, gebildet mit dem possessiven Suffix vat, und bezeichnet also den Glanzbegabten, wie wir nun sagen, die Excellenz; sanskr. râǵa, goth. reiks, lat. rex, leitet sich von der Wurzel râg, glänzen. Die Betitelung Herr, ahd. hêrro, hêriro, führt auf hêr, erhaben, licht und erleuchtet, also auf unser Durchlaucht. So drückt der echte Titel ursprünglich den vom Angesichte des Edeln ausgehenden Strahl und Glanz aus. J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 249. Entsprechend den drei Grund-

farben, welche die Edda in der Regenbogenbrücke annimmt (Gylfaginning 13), gründet Gott Heimdallr die drei Stände des Germanenvolkes, die sich nach den drei Farben der Unfreien, Freien und Edeln gliedern. Der Knecht ist nach dieser dem Rigsmal angehörenden Classification ein schwarzhaariges rauhhäutiges Wesen. Der Freie ist hellroth von Haar und Wange. Der Edle hat blondes Haar, glänzende Wangen, Hals und Nacken seines Weibes leuchten wie reiner Schnee. Die ethnologischen Studien und der neuzeitlich gemachte Fund in den Gräbern der nordischen Urzeit bekräftigen das hier geschilderte Aussehen der untersten dieser drei schon von Tacitus Germ. c. 25, genannten Bevölkerungsklassen Deutschlands. Ursprünglich hatte eine körperlich kleine, dunkelfarbige Race die nordischen Striche innegehabt und wurde von den rothhaarigen germanischen Ankömmlingen theils geknechtet, theils in den Hochnorden zurückgedrängt, worauf ein blonder und weißhäutiger Stamm sich in den Rang der herrschenden Geschlechter emporschwang. Darum wird uns von Sprache, Mythe und Geschichte die schwarze Farbe als das Unreine und Böswillige genannt, das seinen Schatten neidisch auf das harmlose Licht wirft, die weiße Farbe aber als die vorzugsweise geheiligte. Der Lichtgott Odhin trägt einen weißen Schild (Saxo II, 51), sein Roß Sleipnir ist ein Schimmel. Odhinns christliche Ersatzmänner, die hl. Michael, Martin, Ritter Georg, sowie auch der Knecht Ruprecht sind sämmtlich Schimmelreiter.

Skinfaxi, die Glanzmähne, heißt das eddische Roß, mit welchem der Tag angeritten kommt. Ueber die altreligiöse Heiligung weißer Rosse ist ausführlich gehandelt in den Aargau. Sagen 2, Vorrede XXXIX. Auf die Frage des Tragemundliedes, was ist weißer denn der Schnee, erfolgt die Antwort, die Sonne, der Tag. Auf Parzivals Frage um Gott sagt ihm die Mutter: er ist noch liehter denne der tac. Von Baldurs Antlitz geht ein Schein aus, die lichteste Wiesenblume ist im scandinavischen Norden nach dieses Gottes sonniger Augenbraue genannt Baldrsbrâ. Als Parzival, das Glückskind, im kerzenhellen Sale auf der Gralsburg übernachtet, bilden die

Kerzen und seine eigne Gesichtsfrische einen Widerschein, als ob der Tag abermals anbrechen sollte; der Held heißt deshalb auch der liehtgevar, der Strahlende. So sind auch die Schwanenjungfrauen die geflügelten, lichtglänzenden Boten des Tages, ihrer eine heißt Swanhwîta; denn der Schwan, sagt Uhland, Gesch. der Dichtung 1, 153, schwingt sich zum Himmel auf und erscheint in der Luft wie ein lichtes Gewölk, und niedertauchend in die Fluth, die den Himmel abspiegelt, gleicht er einem glänzenden Schaume. Im Mainzer Bisthum bediente sich die Kirche seit dem 13. Jahrhundert der weißen Farbe ausschließlich an den Marienfesten (Marzohl-Schneller, Liturgia). Bis zur Stunde wandelt durch die Schlösser des Hohenzollern Geschlechtes der Geist der Ahnfrau als Weiße Frau. Die Verklärung der Ueberirdischen, die Reinheit der Jungfrau, die Heiligkeit der Priesterschaft, der parteilose Frieden selbst erscheint in weißen Gewändern. Dagegen sind die Wesen des Mittelreiches scheckig, die der Unterwelt schwarz. Dreierlei Geisterhähne kennt die Edda, den goldkammigen Fialarr und den Gullinkambi in Walhall, welchen das altdän. Volkslied den weißen nennt, und den dunkelfarbigen, der bei Hel in der Unterwelt kräht. Schwarz ist Hel selbst, die Göttin der Siechtodten, gleichwie nach Hesiod's Theog. 726 um den Tartaros her dreifache Nacht liegt. Von unentschiedener wechselnder Farbe erscheinen die dämonischen Wesen, die halb göttlicher, halb verwünschter Art sind, wie die Elbe, welche schon in der Edda in Lichtelbe, Dunkelelbe und Schwarzelbe unterschieden sind und in Kuhn's Nordd. Sag. 443 als weiße, rothe und schwarze auftreten.

Schon stehen dieser uralten, aber nur von der Mythe gemeldeten Farbensymbolik antiquarische Belege von nicht geringerem Alterthume bekräftigend zur Seite. Die Grabtöpfe und Aschenurnen aus den Heidengräbern deutschen Bodens tragen, wenn sie buntes Ornament haben, keine andern Farben als weiß und gelb, roth und gelb, weiß und schwarz, roth und schwarz, d. h. die vertiefte Linie der über den einfarbigen Grund der Urne gezognen Verzierung ist mit Kreide oder mit Röthel ꝛc.

ausgefüllt. Auch in einzelnen Grabkammern scheint dieselbe Farbenzusammenstellung ausgedrückt. Die Steinkammern im Innern der Hünengräber zu Alt-Samnit, von Lisch in den Meklenburg. Jahrbüchern 26, 115 beschrieben, sind mit gespaltnen Platten aus jungem rothen Sandstein und rothem Granit eingefaßt, während der Fußboden aus einer dünnen Schichte Lehm besteht, überdeckt mit zerschlagnen Feuersteinen, die durch Feuer ausgeglüht und weißgebrannt sind. Diese weiße Bodenpflasterung, umgeben von einem hellrothen Steinsockel ist innerhalb der grauen Granitmauern der Grabkammern von freundlicher Wirkung.

Roth, die Hausfarbe der Germanen.

Der Wappenschild des Germanen war, wie die Untersuchung ergeben wird, vorzugsweise Weiß-Roth; von gleicher Farbe war auch der Hausschild gewesen. Für letzteres hat man des Tacitus sicheres Zeugniß, welcher von den Germanen sagt: Gewisse Stellen des Hauses bestreichen sie mit Erde, die so rein und glänzend ist, daß sie wie Malerei und Farbenzüge aussieht *). Dieser Brauch, der bis heute dem deutschen Landvolke eigen geblieben, entspringt aus der Beschaffenheit des Landes selbst, das je nördlicher gelegen, um so mehr das Rothbraun als Naturfarbe über das Grün vortreten läßt. Ein landwirthschaftliches Sprichwort in unserm Aarthale heißt: Grüen mueß Roth ha; d. h. Bleiben die Matten im Spätherbste lange grün, so werden sie im Frühling drauf eben so lange erfroren (fuchsroth) stehen. Im Skandinavischen Norden durchdringt der Eisenreichthum des Bodens mit seinen rothen Erzen die ganze Landschaft; braunroth ist die Farbe des nordischen Sommers,

*) Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur. Germ. c. 16.

braungelb färbt sich das Laub der Birke nach dem kurzen nordischen Frühling. Braunroth schimmern die nackten Gneuß- und Granitblöcke, braune Moore lagern sich dazwischen, braunfarbig stürzen die Wasserfälle zur Ostsee, unter den letzten Sträuchern des Hochnordens erscheint noch der Ebereschenbaum mit seinem rothen Beerenschmuck. In diese Lieblingsfarbe der Natur kleidet sich der Nordländer. Mit grellem Roth leuchten weithin die Balkenhäuser, so in Lappmarken, so an den Schonischen Küsten; die hölzernen Kirchen der Finnen sind braunroth angestrichen. Roth läßt sich der Schwede sogar seine Bücher binden, wie wir den unsrigen mindestens rothen Schnitt geben. Roßmäßler in der Zeitschrift Die Natur 1860, 382. Osenbrüggen, Nord. Bilder 74. Die Mittel, mit denen der einsame und bildungslose Nordländer von jeher gewußt hat, dieses Roth als Wasser- und als Oelfarbe technisch herzustellen, sind die allereinfachsten, wir kennen sie aus neuen und alten Zeugnissen, wie sie hier folgen. Araktscheew, Minister unter Alexander I. von Rußland, hatte von seinem kaiserlichen Gönner die Herrschaft Grusino zum Geschenk erhalten und legte dorten eine streng militairisch zugeschnittne Kolonie an. Nach Vorschrift hatte jeder Bauer alle drei Jahre Dach und Wände der Behausung mit rother Farbe anzustreichen. Dazu ist nach Araktscheew's eigenhändig geschriebnen Befehlen nöthig 15 Pfd. Farbe und 1 Pfd. Oel. Ebenso oft hat er auch alle Hofgebäude anzustreichen und empfängt dazu 1 Pud 20 Pfd. rothen Lehms, 16 Pfd. Oel, 16 Pfd. Vitriol, 16 Pfd. Salz und 30 Pfd. Mehl. Allg. Augsb. Zeitg. 1862, no. 120, Beilage.

Der Presbyter Theophilus, dessen Werk von der Malerei durch Lessing 9, 443 zuerst bekannt gemacht worden, handelt cap. 18 de rubicandis ostiis et oleo lini. Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem et infundens modicum aquæ, sic calefacies fortiter. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello

linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Zu dieser Stelle fügt Fr. Chr. Jonath. Fischer, Geschichte des teutschen Handels (1, 80) die hübsche Bemerkung: Die grobe rothe Oelfarbe, deren rohe Masse dem von Tacitus beschriebenen Thone ziemlich gleich kommt, heißt noch jetzo im Würtembergischen Hausfarbe, weil damit die Thüren und Fensterbekleidungen gewöhnlich angestrichen werden. Beim Wickel- und Riegelbau läßt der Landmann das Gerippe der Trag- und Stützbalken frei, aber mit ebenso viel rothen Geripplinien, aus der weißen Hauswand hervortreten. Man nennt dieses auf dem steinernen Unterbau der Stockmauern stehende obere Balkenstockwerk das Gewätte. Dieses wird im Nürnberger und Ansbacher Lande rothbraun, der dazwischen liegende Wandtheil blaßroth angestrichen; das ganze Dorf leuchtet durch seine Wiesen und Fruchtbäume in frischer Röthe hervor. Einem den Röthel herabthun, heißt davon sprichwörtlich, ihm die Kraft benehmen. Schmeller, Wörtb. 3, 167. Herrscht der Holzbau besonders vor, wie im Schwarzwald und in der Schweiz, so werden entweder die obern Stockwerke gänzlich rothbraun angestrichen; oder es sind die Laden der vielfachen, hart an einander liegenden Fenster des Erdgeschosses rothflammig oder roth- und weißstriemig bemalt. Im bair. Oberlande sind die Fensterladen alter Bergschlösser, z. B. vom Schloß Hohenaschau, und älterer Bauernhöfe ziegelroth, die oberen Stockwerke der Dorfhäuser, z. B. in Rupolding, rothbraun. Steub, Bair. Hochland 328. 341. Im Aaargau sind solcherlei Gebäude ältester Zeit, die keiner entstellenden oder abändernden Renovirung unterworfen wurden, stets rothe. Die eine Hälfte des Spitalthurmes der Stadt Bremgarten, das Probsteigebäude zu Klingnau, die Stiftskirche in Zurzach sind roth angestrichen. Die älteste Kapelle des aargau. Sulzthales zeigt rothangestrichne Kreuzstöcke, Gesimse und Eckquader, nunmehr freilich sehr verwaschen. Darnach nun haben die ältesten Kirchen, Thürme, Thore, Vogtshäuser und Herbergen ihren stehenden Hausnamen erhalten.

Beginnen wir bei den geschichtlichen Herbergsgebäuden.

Das älteste Vogthaus der Stadt Zürich, vor dessen Freiung der abwesende Verbrecher verschrieen wurde, besteht urkundlich seit 1272 (Vögelin, Altes Zürich 262. 264), heißt das Rothe Haus und ist nunmehr das Café litteraire; sein gewesner Wirth fiel als Pannermeister sammt Zwingli 1531 in der Schlacht bei Kappel. Basels ältestes Grenzwirthshaus ist das in der Hardwaldung am linken Rheinufer gelegne Rothe Haus, vormals ein Paulinerkloster. Die ehemalige böhmische Grafschaft Rothenhaus machte zugleich die Grenze gegen Sachsenland. Zedler, Lexikon 32, 1176. Uli Stapfer, Wirth zum Rothen Haus in der Stadt Brugg, steht verzeichnet im Bürgerregister des hds. Rothen Buches, Band 5, dieser Stadt. Das R. Haus zu aargau. Nider-Siggingen ist laut Urkunde v. 21. Nov. 1428 das Meierhaus für das dortige Meieramt, welch letzteres für das Siggenthal 1719 aufgehoben wurde; no. 21 der 146 Urkunden aus dem Alteidgenöss. Archiv, die jetzt im Aargau. Staatsarchiv verwahrt liegen. Ein alter Bauernhof bei Prez und Corjolens im Kt. Freiburg heißt maison rouge; ein anderes daselbst, gleichfalls rothangestrichen, uralt und jetzt unbewohnt, liegt im hohen Greyerz, Pays d'enhaut roman, und heißt das Donnerhaus, maison du Tonnerre, im dortigen Patois Tenneiro casa (Mittheil. von Stud. Chaperon von Chatel St. Denys). Es wird sich erweisen, daß derlei Häuser dem Grenzgotte Donar wirklich geweiht gewesen waren und daher seine Leibfarbe trugen. Vom Ober-Elsaß bis nach Straßburg sind auf dem flachen Lande und auch in den Städten, z. B. in Kolmar, die Wirthshäuser älteren Schlages zum Rothen Männlein geschildet, wie dasselbe auch das Wahrzeichen des Straßburger Münsters ist. Stöber, Elsäss. Sag. no. 325, S. 475. So hieß auch das Haus zu Zürich, in welchem Bürgermeister Waldmann wohnte, zum Rothenmann. Vögeli, Altes Zürich 265.

Thürme des Namens Rothe finden sich zu Meißen an der Elbe, zu Halle, bei Magdeburg, zu Hannover, Mainz, Friedberg, Speier, Wien, Prag, Utrecht und Gent. Sie bezeichnen Gerichtsstätten und Landesgrenzen. Der R. Thurm zu Halle, vor dem der Roland mit dem Schwerte steht, war einst das

Amthaus, wo die Hinrichtungen vollzogen wurden, und ist jetzt ein Cafehaus. Den Hallenser Reim über diesen Thurm wiederholt Zöpfl RA. 3, 240. Die Siebenbürgisch-walachische Grenze am Flüßchen Alt bei Hermannstadt bezeichnet das dortige rothangetünchte Felscastell Rotherthurm. Der gleichnamige im Kant. Schwyz ist ein Ueberbleibsel der alten Landwehre, die von hier bis Arth zwei Stunden weit über das Gebirg gebaut ist; hier wurden seit ältester Zeit bis zur Verfassungsänderung 1850 die Landesgemeinden abgehalten. Das Thor zum Rothenthurm in Wien ist 1859 abgetragen worden. Das Basler Dienstmannenrecht, ed. W. Wackernagel, sagt in §. 12, daß derjenige, der des dortigen Bischofs Huld verloren hat, sich für gefangen antworten soll in den rothen Thurm daselbst zu St. Ulrich, und soll dann der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs vor die Thüre spannen. Der R. Thurm zu Solothurn gilt für den ältesten Punkt dortiger Stadt, war Sammelplatz des öffentlichen Gerichtes und ist seit jeher ein Gasthaus.

Auch Kirchen und Klöster trugen zum Zeichen ihrer Rechtsbefugnisse rothen Anstrich. Das Frauenkloster Rothenmünster in Schwaben nennt sich urkundlich monasterium rubrum. Heinrich Bullinger in seiner hds. Tiguriner Chronik fol. 1, Bl. 257^{b}. bezieht sich auf ein hierüber herschend gewesenes Sprichwort: Wann die Alten woltend sagen, es gange alles letz, wider fug, on alle ordnung zu, habend sie mit einem alten sprichwort gesagt, es gange nach der rothen kirchen vnd durch die rothe kirchen. Als die preußischen Executionstruppen i. J. 1849 das insurgirte Badische Oberland besetzten, erschien eine Strafeinquartirung im Dorfe Hochsol, das im Schwarzwalde auf der Hochebene gegen den Rhein bei Laufenburg gelegen ist. Sobald der Kommandirende den uralten Kirchthurm daselbst mit seinem kupferrothen Anstrich erblickte, hielt er dies für ein Parteizeichen der rothen Republikaner und befahl, Kirche und Thurm auf Gemeindekosten zu überweißen. Man mußte dem Fremdling erst aus der Farbe dortiger Nachbarkirchen und gewöhnlicher Feldkreuze zeigen, daß hier ein altkatholischer Brauch

vorliege zugleich mit einem örtlichen Rechte. Dieß Dorf war eine der acht Einungen, aus denen die Waldvogtei der Schwarzwälder Herschaft Hauenstein bestand, und hier hielten die Freileute des Niedern Albgaues ihr jährliches Maienthing ab. Dieß wird bereits durch das Habsburg-österreichische Urbarbuch, ed. Franz Pfeiffer 46, 12 bestimmt: Hôchsol ûffen dem walde, der herzogen von Ôsterrîche dinghof; die vrîen liute ze Rôtsol (48, 24). Letzteres ist Rothsell, Hochsols Filialdorf. Mone, Oberrhein. Ztschr. 9, 360.

Eine ähnliche Rolle spielt die rothe Thüre; daß an derjenigen zu Frankfurt, Magdeburg, Würzburg, Metz u. A. Gericht gehalten wurde, beweist Fr. Böhmer mit einer Reihe geschichtlicher Zeugnisse im Frankf. Archiv I, Heft 3, 114. Der Stadt Altenburg Recht §. 30 schreibt den dortigen Bürgern vor: sententias extra civitatem requirendas Goslarie in rufo ostio requiretis. Gaupp, Stadtrechte 1, 213. Die sog. sieben rothen Mantelträger zu Beromünster, Kt. Luzern, waren die Justizbeamten des dortigen Chorherrenstiftes und bildeten das Rothe-Thürengericht, indem sie vor der Stiftskirche auf der Freiung sitzend, über die Stiftshörigen im Sachenrechte entschieden. Rothe Thüre wird daselbst das Portal der Stiftskirche oder das Vorzeichen genannt; das Gericht wurde also daselbst vor der Kirche unter freiem Himmel abgehalten, wie zu Luzern das Staffelgericht. Jakob von Rinach, Ritter, urkundet 1299 „ze Münsteren in ergöw vor dem münster, vor der Rotun tür vnder dem vorzeichen." Geschichtsfreund 19, 258. In der Öffnung von Beromünster heißt es ferner: „ist daz ein probst dieselben vrteil in denselben höfen nit vsrichtet, so sol man ziehen für die rote tür, vnd sol sie da ein probst vsrichten". Segesser, Luzern. Rechtsgesch. 1, 724. Noch im J. 1518 fordert das dortige Stift den Rath zu Bern auf, er möge seine Leute daselbst zur Verpflichtung anhalten, die Gotteshausgüter vor der rothen Thüre zu Münster berechtigen zu lassen, dessen sich nun die von Hallwil und die ihrigen widern. Aargau. Staatsarchiv „Lenzburg H", pag. 797. Im Grundgemäuer des aargau. Bergschlosses Bruneck, einst der Sitz der

Familie Geßler, nennt man eine Spalte des Schloßfelsens das Teufelsloch. Diese Schlucht, die sich nach innen rasch verengt, ist, wie die dortige Sage angiebt, innen durch eine rothe Thüre verschlossen. Aargau. Histor. Taschenb. 1860, 100.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert begannen die deutschen Städte das ungeschriebne Herkommen und Gewohnheitsrecht schriftlich abfassen zu lassen. Aus diesen ersten Versuchen, die örtlichen Einungen zu codificieren, bildeten sich die Stadtrechte. Diese handschriftlichen Satzungen sind in rothes Leder, oder in roth überzogene Holzdeckel gebunden und heißen Rothes Buch. Das Rothe Buch im Berner Staatsarchiv enthält dieser Stadt Satzungen v. J. 1283 bis 1487; dasjenige der Stadt Basel umfaßt die Satzungen von 1360—1427. J. Schnell, Uebersicht der Rechtsquellen 1860, 12. Ersteres war bis ins dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts allen Bern. Verfassungsrevisionen zu Grunde gelegt worden. Das gleichnamige im Luzerner Archiv enthält das Habsburg-österreichische Urbarbuch, dessen Text nun den 19. Band der Bibliothek des Stuttgarter Vereins ausmacht. Im Jahr 1345 läßt die Stadt Ulm ihr rothes Buch beginnen; ein Jahrhundert später die Stadt Brugg ihr gleichnamiges in fünf Foliobänden. Aehnliche Sammlungen desselben Namens sind in Gelnhausen, in Oldenburg u. s. w. Ein berühmtes Zauberbuch auf Island heißt in gleichem Sinne Raudhskinna, das Rothfell. Maurer, Isländ. Sag. der Gegenwart, 102. Bis in die neueste Literatur ist jener Name in Anwendung gewesen. Gleim schrieb sein Gedicht Halladat unter dem Ergänzungstitel das rothe Buch, ebenso ließ hernach J. Görres seine teutonisch-liberale Flugschrift das Rothe Blatt 1797 erscheinen.

Die Bänke der Schöffen waren mit rothem Tuch gedeckt; daher die Redensart über einen Criminalisirten: er ist einmal vor der rothen Bank gewesen. Noch jetzt, erzählt Fr. Böhmer in seinem vorerwähnten Aufsatze, wird zu Frankfurt Jedem, der vor Gericht einen Eid zu schwören hat, ein rother Mantel umgehängt, es sei denn, daß der Schwörende in ganz schwarzer Kleidung erscheine. Roth ist der Mantel des Blutrichters und

der Amtstalar der Juristenfacultäten, mit rothem Wachse siegeln galt als Zeichen eigner Herrschaftlichkeit *). Immer mehr verliert mit der Zeit die Farbe ihre altreligiöse Bedeutung gegenüber der criminalistischen. Doch diese erstere läßt sich noch vollkommen nachweisen.

Wenn nemlich Gott Thôrr im Norden vorzugsweise der Landgott hieß, landâs, patrium numen, so mußten Landesmarke und Landesweg unter seinem Schutze stehen. Die Isländischen Ansiedler nannten Thôrsmörk jenen Bezirk, welchen sie diesem Gotte heiligten, und die Norwegische Sage weiß von der Straße Thors-vej (=Weg). Myth. 169. Ebenso heißt nach der Sprache der westfälischen Vehmgerichte der ganze Gerichtsbezirk, in welchem die einheitliche Satzung gilt, Rothe Erde. Wo sich den Sagen vom Umzuge des W. Heeres die Gottheit Donars beigemischt hat, da tragen die Landschaften, Berge, Flüsse und Marken, durch welche die wilde Jagd zieht, immer noch in ihren Namen etwas von dieses Gottes Leibfarbe an sich. Es lohnt sich, hierbei etwas zu verweilen. Der Rothenburger, der mit der W. Jagd aus dem Kyffhäuser, der Rodensteiner, der in Hessen aus dem Schnellerts auszieht, ist in der Schweiz der Rothenburger geheißen, nach dem Namen eines seit dem Hohenstaufer Friedrich II. hier blühend gewesenen Dynastengeschlechtes, in das der Minnesänger Rudolf gehört. Es gab dem alten Luzerner Städtlein Rothenburg sein Entstehen. Hier bildet zwischen dem alemannischen Altaargau und dem burgundischen Bernerlande der Rothbach die Grenze, und in dem nach dem Bache benannten Orte Roth, zur Linken des Flüßchens, wurde am Schlusse des 12. Jahrh. das Cisterzerstift St. Urban gegründet. Obschon dieser Rothenburger Dynast, der Landessage zu Folge, in die Gletscheröden des Rothales im Berner Oberlande verwünscht ist, so hält er in dem vorgenannten Revier doch noch seine Jagden ab. Beim Rothen Häuschen der Stadt Zofingen läßt er sich aus den Lüf-

*) In Altbaiern wird gegen Rothlauf eine Stange Siegellack auf dem Leibe getragen. Bavaria 1, 462. Bei uns gilt eben dasselbe gegen Zahnweh.

ten nieder, zieht hin am Rothenrain im Röthlerwalde und durch das dortige Rothwasser. Sein Weib ist die Rothenburgerin. Sein Hut, Federbusch, Mantel und Kinnbart sind zündroth. Jagdhunde mit rothen Halsbändern und feurigen Zungen begleiten ihn rudelweise; brennende Männer in Gestalt lodernder Irrlichter, die statt der Augen glühende Pflugräder und statt der Köpfe Fruchtwannen und Kornmetzen tragen, folgen nach; wo sie sich einem Wohnhause nähern, bringen sie demselben Glück. Aus diesen längst ins Satanische gewendeten Sagen vom Donnergotte erhellt, warum der Ortsname Roth so oft mit Teufelsgeschichten gepaart wird. In Schwaben heißt es, bei jeder Hexenversammlung müsse eine Rottenburgerin dabei sein. Als der Teufel dem Herrn alle Reiche der Welt anerbot, behielt er sich nur einen Ort zum Ausgedinge vor, das Lausitzer Dorf Rothwasser, das noch durch seine Roßtäuscher berüchtigt sein soll. Haupt, Lausitz. Sagenb. 1, 104. Die Bäche des Namens Rothwasser im aargau. Freienamte gelten für Wohnsitze verfluchter Geister. Beim Rothwasser im Walde von Bünzen im Freienamt hat der berüchtigte Landschaftsgeist Stiefelireiter seine Rennbahn. Solcherlei Bäche bezeichnen alte Grenzen, an denen zugleich die Untergerichte abgehalten wurden. Zu Zeitz hieß der Platz, wo das Land- und Halsgericht stattfand und die Verurtheilten hingerichtet wurden, der Rothe Graben. Der Wasserhauptmann und die Mitglieder des Wassergerichtes in der Wetterau trugen rothe Binden und gaben beim Einschlagen von neuen Pfählen den zuschauenden Knaben rothe Riemchen zum Gedächtnisse. Uebereinstimmend damit erzählt die Emmenthaler Sage vom Rothen Brandisser, dessen Geschäft es ist, die Wuhrungen und Dammpfähle der Emme im Frühjahre wieder festzurammen, die der wilde Strom den Winter hindurch unterwühlt hat. Die ganze obere Emme entlang hört man den Geist von Fels zu Fels pochen. Nach dem durch die Chroniken umgestalteten Volksglauben sieht man jetzt in ihm einen geschichtlichen Landesbaron von Brandis, von welchem die Herrschaft Brandis sammt den Gerichten Lützelflüh und Rüegsau kaufsweise an Bern gekommen ist. Am

Thuner See heißt dieselbe Erscheinung der Brünnis und Bruni. Er ist das Stadtgespenst zu Thun, das im dortigen Gasthause Zu Oberherren seinen Wohnsitz hat; so oft er es Nachts verläßt und die Gassen durchbrüllt, tritt unfehlbar Regenwetter ein. Ein ähnlicher Geist Bruno befährt jene rothe Straße, die von Brüssel seit uralter Zeit nach dem Hofe Duivekot geht, in einem Wagen ohne Pferde und wird in belgischen Kinderliedchen besungen. Wolf, Ndländ. Sag. no. 547. Unter dem Namen Bruno hat Odhin in der Bravallaschlacht mitgekämpft, wie Saxo Grammaticus erzählt; zugleich aber ist man an Brun den Bären gemahnt, Donars Thier. Stadt und Schloß Brünis liegt untergegangen bei Wohlen im Freienamte. Aargau. Sag. no. 462a. Der See auf dem Pilatusberge bildete noch im ehevorigen Jahrhundert die rätisch-alemannische Sprachgrenze. Alljährlich steigt am Charfreitag aus diesem Gewässer der Berggeist empor, den man für den Landpfleger Pilatus hält, und sitzt mit der rothen Kleidung seines Richteramtes angethan auf dem Gerichtsstuhl. Diesem Geiste schrieb man die mächtigen Ueberschwemmungen zu, mit denen der Kriensbach mehrfach die Stadt Luzern aufs äußerste bedroht hat. Zürich. Antiq. Mittheill. 23, 5. Ueberall in diesen Sagenzügen blickt die Gestalt Thôrrs durch, der die Eisströme durchwatet und der dem Olof-Tryggwason einst selbst offenbarte, daß er die Reifriesen mit seinem Hammer erschlagen habe, sobald die Landesbewohner einmal angefangen hätten, den rothen Bart anzurufen. Und als er hierauf nach diesem Geständnisse vor Olofs Augen ins Meer hinein gieng und versank, rief dieser als ein Christ: Seht, wie dreist der Teufel war! Olof-Tryggwasonsaga. So zeigt sich Thôrr als ein die Bergseen und Wildwasser bändigender, die Marken bestimmender Flur- und Grenzgott. Sein Bildniß war an die Spitze der nordischen Schiffe geschnitzt; darum haust er zu Luzern am Vierwaldstätter und zu Thun am alten Wendelsee, d. i. Grenzsee. Selbst der Riesenfisch im Egelsee am Heitersberg trägt eine rothe Schnur um den Hals. Aarg. Sag. 1, S. 8. An Thôrr erinnert ferner die rothe Tonne, die als Schifferzeichen verankert in der offnen See liegt und die rechte

oder linke Seite des Fahrwassers zu erkennen giebt. Die Hamburger haben die Grenze ihrer Stromschiffahrt durch eine blutroth angestrichne eisengeschmiedete Tonne bezeichnet; den in die Themse einlaufenden Schiffen markirt ein am Nore aufgestelltes rothes Wachtschiff nautisch die Mündungsstelle. Ebenso ist die vorhin erwähnte rothe Herberge der Punkt gewesen, wo das städtische Weichbild begann. So ist sowohl die nasse Grenze, die den Namen der rothen trägt, als auch die feste Marke, welche neben vielen örtlichen Donnersbergen den schlesischen Grafennamen Henkel von Donnersmark in sich schließt, ein Hinweis auf den rothbartigen Donar, dessen Hammerwurf die Landgrenze bestimmt, gleichwie Jupiter seine Blitze mit rother Hand schleudert, dextera rubente.

Der rothe Faden.

Betrachten wir zuerst das berühmte Rechtssymbol der Limitation, den dem Grenzgotte geheiligten rothen Faden. Er zieht sich durch alles Tau- und Segelwerk der Brittischen Flotte hindurch und ist seit jenem aus den Wahlverwandtschaften stammenden Gleichnisse Göthe's zu einer durch unsre moderne Prosa hindurchgehenden Phrase geworden. Der rechtlich mit dem Faden Umschlungene ist nach dem Salischen Rechte (edd. Merkel, S. VII) adfathimirt, d. h. angefädmet, copulirt und vindiciert, vertragsmäßig erworben, in Schutz und Pflicht gebracht und an die fragliche Sache gebunden; oder er ist, wie man sich ausdrückt bei Geburts- und Hochzeitstagen, eingebunden, ans Tischbein gebunden, angewettet, eingestrickt, gehelset; Helsling ist der Spannstrick. Das Alemann. Kinderlied S. 147, und die Aargau. Sag. 2, S. 276 führen bereits diesen Satz in einer Reihe sitten- und sprachgeschichtlicher Belege durch, als deren Nachlese die hier folgenden Beispiele zu betrachten sind.

Die sichtbare Grenzscheide zwischen Dorf- und Ackerge-

markung heißt oberdeutsch Efaden, ductus legitimus. Von einer festgekuppelten Ehe sagt die ländliche Ausdrucksweise, sie sei gut eingefädmet. Sîdefade um das Hûs! d. h. Hausfrieden, rufen die Kinder im Frickthale und anderwärts vor jenem Hause, wo sie sich das Hochzeits- oder das Fasnachtsküchlein zu ersingen wünschen. Dies führt auf die im Kindermärchen sogenannte rothe Brautseide, ein Ehesymbol, das bei den Indern die rothwollene Hochzeitsschnur Kautuka, der Scharlachfaden der chinesischen Braut, altrömisch der feuerfarbne Hochzeitsschleier, das flammeum der Römerin, das filum flammeum im Kölner Hofrechte und der rothe Hosennestel unsrer Bauern in den Waldstätten und in Tirol ist; vgl. Kuhn Nordd. Sag. S. 522, und Westf. Sag. 2, S. 41. Jeder Zillerthaler Hochzeitsgast muß Nesteln aus rothen Lederriemen tragen, damit dem Brautbette nichts Böses geschehe. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 47. Aus gleichem Grunde sind die Ohren, Mähnen und Schweife der Rosse des Brautwagens in der Schweiz rothbefranset und rothgezöpft. Von Kindern bevorzugter Geschlechter heißt es, sie seien mit einem rothen Striemchen um den Hals zur Welt gekommen, die Weihschnur sei also ihnen angeboren. Dem Wendischen Taufkinde umwickelt man den Pathenbrief mit rother Seide, man bindet ihn dem Kind eine Zeit lang ums Händchen. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, S. 250. Den Kindern der Inselschweden setzt man gleich nach der Geburt ein Linnenhäubchen auf mit zweierlei Bindbändchen, einem rothen und einem gelben. Stricker's Germania 3, 300. Als Thamar Zwillinge gebärt (1 Mos. 38, 28), kam erst eine Hand hervor, um welche die Wehemutter einen rothen Faden band, indem sie sprach, der wird der erste herauskommen. Beim Wildenmannsspiele, wie dasselbe an der Fasnacht im Etsch- und Vintschgau sonst gefeiert wurde, giengen alle Schulmädchen weißgekleidet in den Wald, um den W. Mann zu suchen. Der Aufgefundene war in Baumrinde und Moos gekleidet, trug Ketten von laut rasselnden Schneckenhäuschen und statt des Stabes einen jungen Baum. Er mit seinen zwei Jungen wurde von den Mädchen mit rothen Seidenbändern gebunden,

ins Dorf geführt und gastfrei bewirthet. Wolf, Ztschr. f. Myth. 3, 200. Ebenso kommt auf dem Berner Lande am Hirsmontag der Mieschmâ in die Stadt gezogen, ein in Moos (Miesch) gekleideter W. Mann, in rothbebänderten Hemdärmeln, eine junge Tanne hinter sich dreinschleppend. Auf der Thurgauer Burg Liebenfels befindet sich ein Wandgemälde älterer Zeit, von Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 207 beschrieben. Zwischen dem Gewinde einer Weinlaube führt ein schöngeschmücktes Weib einen wilden, ganz behaarten Mann an einem rothen Faden. Der Mann spricht:

ich bin haarig vnd wild
vnd fuert mich ain wiplich bild.

Das Weib, auf ein schwebendes Herz hinweisend, antwortet:

ich zaig dir min anmuot,
wie min herz fliegen tuot.

Folgenden Rechtsbrauch der Gemeinde Beffendorf vom J. 1543 verzeichnet Uhland (Pfeiffers Germania 4, 92) aus der Zimmerischen Chronik:

Ob ain paur umb ain frevel gestraft wird und wolt sich den zu geben sperren, mag des abts anwalt demselben pauren ain seidin faden umb sein waichi spannen, den sol er nit brechen, auch weder under oder über den faden heraußgeen, biß er bezalt. Wa er sollichs aber verachtet, darüber oder darunder herauß gieng, oder den faden brech, so ist dem gotshaus (zu Gengenbach) sein hof aigentlichen haimgefallen. Hiebei ist zu merken, seither disе gerechtigkait dem spital zu Rotweil zugestanden, so hat die alt gewohnhait ain ende und lassens die Karschhansen (Philister) hingeen, die solche sachen nit hoch achten.

Im voranstehenden Abschnitte schon ist aus dem Basler Dienstmannenrechte die Satzung erwähnt, wornach der freiwillig zur Haft sich Stellende in dem Rothen Thurm der Stadt gefangen sitzt, vor dessen Thüre der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs spannt. Ein Heinrich Sidenfaden ist 1295 urk. Zeuge zu Schwyz. Kopp, Eidgenöss. Bünde 3, 120.

Dieses heilige Band, altn. vébond, wurde auf jenem Platze,

den man zum Tempel- oder Gerichtsplatz einfriedete, um Haselstäbe geschlungen; dasselbe entspricht der römischen vitta, die ein Flehender auf den Händen überbrachte oder um den Altar schlang; dem Purpurfaden im Hoh. Liede 4, 3: sicut vitta coccinea labia tua; dem eleusinischen Wollenfaden, den der Eingeweihte um den Arm trug; und dem Wollenfaden, mit dem der Eingang des Poseidonstempels zu Mantinea gesperrt war, Pausanias VIII. 10, 2; citiert in Kuhn's Westfäl. Sag. 2, S. 42. Vielleicht ist Tacitus Angabe vom hl. Hain der Semnonen ebenso zu verstehen, welchen man nur gefesselt betreten durfte. Im Heldenbuch sind die Kampfplätze Rosengärten Kriemhildens genannt und mit Seidenfäden umhegt; das gleichnamige Gedicht Rosengarten V. 167 sagt von ihnen:

darumme gêt ein mûre, daz ist ein borte fîn:
trutz sî allen fürsten, daz ir einer kume drîn.

Dorten sollen nur Geweihte, hier nur Helden Zutritt haben, der Unberufne, der die Schnüre bricht, büßt es mit der rechten Hand und dem linken Fuß. — König Blâkman steht im Zweikampf gegen Held Vidrich und hat sich gegen dessen Zauberschwert Mimmering durch ein entsprechendes Zaubermittel zu schützen:

So legt er um seinen güldnen Helm
den Seidenfaden so roth:
Da hau nun, Vidrich, Verlands Sohn,
ich hoff, es fließt kein Blut!
Grimm, Altdän. Helden-L. 61.

Allmählich werden uns nun mittelalterliche Bilder und Legenden deutlich, in denen dieses Symbol seine besondere Rolle spielt. Als i. J. 1279 Markgraf Albrecht von Brandenburg gegen die Braunschweiger Veste Helmstädt mehrere Stürme versuchte, kam die hl. Jungfrau vom Kloster Marienberg aus über die Stadtmauer auf einem Seidenfaden zum Stephansthurm gefahren und vertrieb mit ihrer Glorie den Feind. Steinau, Volkssag. S. 191. Die Kirche Unser L. Frauen zu Lebbeke bei Dendermonde sollte auf dem Felde einer Wittwe erbaut werden, auf welchem eben noch ausreifender Flachs stand. Schonend

umspannte Maria Nachts die Baustelle mit einem Seidenfaden und reifte den Flachs vollständig. Davon trägt ihr Bildniß daselbst noch immer den Seidenfaden am Scepter. Die Wallfahrer opfern dorten Flachsbündelchen, die in kleineren Büschelchen oft gegen hohe Angebote an begüterte Leute wieder abgegeben werden. Wolf, Ndländ. Sag. S. 685. Als Kaiser Heinrich II. und die hl. Kunigunde das Bisthum Bamberg stifteten, war Pabst Benedikt III. keineswegs damit zufrieden, weil er dadurch einen Eintrag für das Nachbar-Bisthum Würzburg befürchtete. Doch der Kaiser besänftigte ihn und versprach ihm jährlich aus Bamberg einen wohlgeschirrten Schimmel nebst 100 Mark Silbers abzuliefern. Benedikt weihte hierauf das neue Bisthum selbst ein, die Kaiserin aber stellte die Bamberger Bischöfe frei von aller höheren geistlichen Jurisdiktion mittels einer besondern Urkunde, welche der hl. Kunigunde Seidenfaden, sericum S. Cunegundis filum, genannt wird. Daraus entsprang das Sprichwort: Würzburg ist durch Wallmauern, Bamberg durch einen Seidenfaden befestigt. Diebolt, Histor. Welt, Zürich 1715, 708. Einen solchen Faden, außen um den Tempel gezogen, zeigen die seit 1855 in der Kirche zu Schwarzrheindorf aufgedeckten alten Fresken. Simrock, Myth. 1855, 524. Die Geschichte von der Stiftung des Züricher Frauenmünsters und von dem Seil, das zum dortigen Bau vom Himmel fiel, hat der Wettinger Abt Silberysen in seiner schweiz. Bilderchronik, hds. auf der Aargau. Bibliothek, i. J. 1576 gemalt und erzählt. Er berichtet folgendes. König Ludwig der Deutsche weiß seinen beiden Töchtern, die ins Kloster zu gehen wünschen, rings um den Albis keine dazu passende Stätte zu finden. Da zeigten sie ihm einen zur Hofstatt dienlichen Platz: „da die Aa uß dem See rünnt. Und vff ihr gebett sandte Gott ein grün Seyl vom himmel herab, das lag ringswyß vff der hofstatt, daby der künnig sach, wie wyt vnd ferr er buwen söllt. Diß seyl niemant kont wüssen, von was materi eß gemacht was, und wird noch hüt by tag jnn einem Sarch ob dem Fronaltar behalten.“ In der zu dieser Stelle gehörenden colorirten Federzeichnung der Handschrift ist die Seegegend

bei der Stadt Zürich dargestellt, die Ufer noch unbewohnt; im Vordergrunde steht das Frauenmünster neugebaut, drüber in den Lüften schweben zwei Engel, die in einem der Größe des Baues entsprechenden Umkreis ein ausgespanntes grünes Seil halten. Des Abtes Silberysen protestantischer Zeitgenosse ist der Zürcher Antistes und Chronist H. Bullinger, der über dieses Seil in seinem hds. Chron. Tigurin. lib. IV. cap. 13 also schreibt: „Viel Fabelwerk ist hie erdichtet, nit weißt man von wem, von den zweyen Töchtern des Königs, Hildegarden und Bertha, welche vff Baldern dem Schloß am Albis gesäßen, durch Vorgehen eines Hirtzen, der Kertzen getragen an das ort, wo die kirchen gebauwen, auch ein Seil von himmeln da habendt vberkommen, damit des münsters wyte, wie weit es vmb sich solte gebauwen werdten, anzeigt worden. Welches seil doch ich, der das schreibe, in Händen gehept, vndt gar keines ansächens gewäßen, und vber vier oder fünff claffter lang, vnd in einem Sarch nebendt anderm narrenwerk behalten worden ist; jn der Reformation aber in Herrn Diethelm Röusten Burgermeisters hauß zum Glockenseil gemacht; dann es wenig größer was, da die glockenseiler sindt."

Uebergabe einer Kirche an ein Kloster geschah neben andern symbolischen Formen mittels des Glockenseils: per funis signo. Mon. Boic. VIII. no. 1, 363. — cum corda, unde signum tangitur. Meichelbeck 1, no. 368, p. 194. per funiculum signi ecclesiae, no. 510, p. 269. pro fune signi, no. 550, p. 289. Rettberg, Kirch. Gesch. 2, 617. Daß sich diese Sitte auf Deuteron. 32, 9 beziehen mag, geht aus folgenden ahd. Schriftstellen hervor, die in Haupt's Ztschr. 2, 545 gesammelt stehen: den so gelônôt wirt, die mugen sprechin : funes ceciderunt mihi in praeclaris (ps. 16, 6). die gebruodere teilent ir erbe hie in dirre werlte ettewenne mit seilen : dâ denne daz seil hine gevellit, ez sî ubel oder guot, dâ muoz ez der nemin, der denne wellen sol. Zu dieser Stelle aus Graff's Diut. 2, 279 füge ich eine andere daselbst 3, 132, wo der Vers Mose V. 32, 9: des Herrn Theil ist sein Volk, Jakob ist die Schnur seines Erbes, überseţt wird: iacob ist seil

sinis erbis. Noch ist an Rahab zu erinnern, die ein rothes Seil aus dem Fenster herabhangen läßt, um nebst den ihrigen am Leben geschont zu bleiben. Jos. 2, 18. Allein daß nur diese althebräische Sitte unserem Brauche zu Grunde liegen solle, dies widerlegt sich schon aus der in Grimm's RA. 479 urkundlich beglaubigten Stelle, wornach der Vandalenkönig Geiserich die eroberte Landschaft Zeugitana seinem Heere vertheilt mittels des funiculus hereditatis, mittels des Loßstrickes; und bei Homer (Il. 17, 389. 13, 385. 18, 502) ist das Strecken der Thierhaut sowohl wie das wirkliche Seilziehen eine Rechtsgewohnheit; beide Parteien treten vor den Richter und streben das Ende des maßbestimmenden Seiles gegenseitig an sich zu reißen.

Zu einer dem Deutschen eigenthümlich gewesenen Sitte wird nun dieser Rechtsbrauch durch die Helgakvidha gemacht. Bei Helgis Geburt erscheinen die drei Schicksalsschwestern, um dem künftigen Helden das Eingebinde der Königsmacht und des Reichsbesitzes zu überbringen. Sie überschnüren zaubergewaltig einen weiten Landstrich mit dem Loßseile: „Sie schnürten mit Kraft die Schicksalsfäden . . . . goldene Fäden fügten sie weit; westlich und östlich bargen sie die Enden, in der Mitte lag des Königs Land. Neris Schwester warf einen Faden nordwärts und hieß dies Band ewig halten. Nun schien dem Volke sein Fürst geboren und das goldne Zeitalter angebrochen." Dieses Band nennt Notker, Psalm 77 das mâzseil und setzt bei, nun messe man nicht mehr damit, sondern nur noch mit Ruthen. Darin irrt er sich. Eine Glosse aus dem 8ten Jahrh. Diut. 1, 225 übersetzt: territorium raiffa und reifa. Der Ehekaufspreis einer Wittwe ist bei den Franken reipus genannt, vinculum, funis, und beträgt drei Solidi und einen Denar (Grimm RA. 425), denn Bräute werden symbolisch gebunden und zwar mit der schon besprochenen Brautseide; dies besagt der Ausdruck Reif, der vor und nach Notker in diesem Sinne seine Geltung hatte. Die obrigkeitlichen Leinwandmesser in Appenzell bedienten sich zu der Zeit, da Zellweger seine Appenzell. Geschichte schrieb und in ihr (1, 262) den eben genannten Brauch meldet, noch im-

mer dieses Reifes. Es war ein in Leder eingenähtes Seil von 10 Ellen Länge; um dem Verlängern und Verkürzen desselben zuvor zu kommen, befindet sich im Thurme zu Trogen ein Haken, woran das Seil gehängt wird, und tiefer ein Strich, bis zu dem es reichen soll, wenn man es sanft streckt. Hier ist also das Maßseil bis auf unsre Tage in gesetzlicher Geltung geblieben, und in Panzer's bair. Sag. ist außerdem eine ganze Reihe von Ortschaften zu lesen, die ihren Ursprung und Besitz demselben verdanken: zu Sillaching, Freisingen, Igling haben „die drei Schwestern, die drei Heilräthinnen, die drei Fräulein" ein Seil von Berg zu Berg gespannt und alles an Wald und Weide darunter liegende Land an die Gemeinde und Dorfkirche gestiftet. Dafür werden dieselben nun als die drei hl. Jungfrauen von dem tiroler Brixen an durch zahllose Kirchen und Kapellen bis hinab in den Dom zu Worms bildlich dargestellt und kirchlich verehrt. Fast bis auf unsere Zeit knüpfte sich das Zeichen der anerkannten Oberherrschaft an das Glockenseil und dieses selbst gehörte mit unter die Huldigungssymbole. Wenn der neugewählte Berner Landvogt in der Waatländer Vogtei Orbe und Tscherliz auf fünf Amtsjahre aufritt, so hatte er in seiner ersten Amtsrechnung 60 Fl. der Stadt Orbe zur Unterhaltung der dortigen Glockenseile anzusetzen. Noch i. J. 1729 geschah dies, doch der Landvogt verwendete diese Summe zur Anschaffung wirklicher Glockenseile. Eidgenöss. Abschiede Bd. 7, Abthl. 1, S. 1197.

Unter den drei Ketten, mit denen der Höllenwolf Fenrir von den Göttern angefesselt wird, ist die stärkste das schlichte, weiche Seidenband Gleipnir. Dieses wird von Simrock Myth. 121 auf die Macht des Gesetzes gedeutet, die unauflöslicher bindet als Stricke und Fußschellen; eine Meinung, welche sich nun schon aus den österreichischen Pantaidingen (Wien 1863, S. 9) und aus Grimm's Weisth. 1, 837. 2, 183. 3, 767, 679 bestätigen läßt: „Ein jeder Mann mit Fried soll sein in seinem Haus, als wär er mit einem Faden umfangen oder umhangen." Darum geht auch dieses Symbol über auf die Einzelheiten der zu erlegenden Buße und lebt in der Volksmedicin

als sympathisches Mittel fort. Mit rothem Bande war der Sack Haber gebunden, den lästersüchtige Weiber ziehen mußten, wenn sie sich von der Strafe der Prangerstellung loskaufen wollten. Schäfer, Städtewahrzeichen 1, 54. Hand- und Fußgeschwulst pflegt man mit rothem Faden zu umbinden. Hängt man dem Kinde Salz, Kümmel und Dill in einem mit Rothfaden zugebundenen Säckchen um den Hals, so ist es gegen die Hexen gesichert. Bauernphilosophie 2, 77. Die rothe Waldschnecke, an einem Seidenfaden vierzig Tage um den Hals getragen, schützt gegen Zahnweh. Hds. Brugger-Receptierbüchlein. Jungen Kätzchen bindet man einen rothen Bändel um, damit sie sich nicht verlieren. Aus dem Munde einer Bojarin erzählt Derblich, Land und Leute in Moldau und Walachei 1859, 164 folgende Ueblichkeit, mit der sich der Rumäne seine Gesundheit auf ein weiteres Jahr assecurirt. Am 1. März bindet man eine roth und weiße Seidenschnur, an der eine Silbermünze hängt, um den linken Arm. Erst am letzten März legt man sie ab, kauft für das Silberstück etwas Käse und Rothwein, begiebt sich zu einem Rosenstock, genießt hier beides und hängt schließlich die Schnur um den Stock. Vergl. Bd. I. S. 253 vorliegenden Werkes.

Schild- und Pannerfarbe.

Der Name Schild führt auf Schilderei, Gemälde; sowie ahd. wâfan, Waffe überhaupt, auf Wappen und Wappenschild. Waffengenoß hieß der zu einem Wappen berechtigte, das Wappen des Herrn als Zeichen übernommner Dienstmannschaft tragen, hieß seine Waffen tragen. Schild und Bild sind also altvereint. Die Bemalung der Germanenschilde mit auserlesenen Farben, lectissimis coloribus, hebt bereits Tacitus Germ. c. 6 hervor, sie werden als militairische Unterscheidungszeichen der Stämme und Geschlechter gedient haben; dagegen von den Schilden der Arier, c. 43 sagt er, daß sie schreckhaft schwarz bemalt waren.

Die bevorzugten Schild-Farben waren weiß oder roth, je nachdem sie dem Frieden oder dem Kriege zu dienen hatten. Nach Angabe der Sagaen ist der altnordische Friedensschild weiß und wurde von den Seefahrern jeden Abend, wenn man stille lag, am Mastbaum in die Höhe gezogen. Wurde er aber am Morgen unter Hörnerschall durch einen rothen ersetzt, so war damit der Beginn des Unfriedens zu erkennen gegeben. Denn Rothgelb oder Gelbroth sind Farben von der Plusseite, sie stimmen lebhaft, regsam strebend. Göthe, Farbenlehre, Th. 3, 311. Das Eddische Lied von Brynhildens Todesfahrt giebt Str. 9 und 10 an, Odhin habe diese Walküre mit weißen und rothen Schilden umschlossen. Krieg war häufiger als Frieden, der rothe Schild also gebräuchlicher als der weiße. Roth ist also hier gleich Blut. Die Röth heißt weidmännisch das Blut, Gamsröt ist Gemsenblut. Schmeller, Wörtb. 3, 167. Das Roth ist aargau. die Blutruhr, unter Rothwurst versteht man die Blutwurst. Die Tormentillwurz, mit der man die Ruhr heilt, heißt davon Rothwurz. Ein Schwertsegen sagt gegen die wundenschlagende Waffe: Das Weiße soll nicht beißen, das Rothe soll nicht schweißen. Der gelbe Eisenocher, der sich durch's Feuer zu einer sehr hohen Röthe steigert, sowie der zu gleichem Zwecke verwendbare Rothstein gaben dem damit bemalten Schilde den bleibenden Namen. Malen heißt altnord. steina, der diese Steinfarbe tragende Schlachtschild heißt daher im Hildebrandsliede staimbort. Roth oder braun ist nach friesischer Rechtsformel und nach Saxos Angabe (3, 56; 5, 132) der Schild. Der Lorscher Wildbann v. 1423 ertheilt dem Nachen des Hübners auf dem See der dortigen Wildhube soweit freien Lauf, „als man einen rothen Schild gesehen mag." RA. 74. Soweit der Schild blinkt, soll die Sühne gelten, die mit dem gefriedeten Mörder eingegangen ist; so bestimmt die Graugans, das älteste Rechtsbuch Island's. In Ecken Ausfahrt heißt es von des Gothenkönigs Dietrich Schildzeichen:

der vuort an sînem schilde
ein lewen, was von golde rôt.
ein liehter schild von golde. Nib. 182.

Im Waltharius: parmam deponito pictam! 798. rutilo umbonem complebo metallo. 1263. Gold, im Epos ständig das rothe genannt, tritt also später an die Stelle des heraldischen Roth, gleichwie Weiß in der Wappenfarbe durch Silber, und im Siegel durch einen leeren Raum repräsentirt wird. Roth ist dem Gesagten zu Folge die vorherschende Wappenfarbe gewesen, man hat ihr die Bedeutung der Kühnheit, Großmuth und Liebe beigelegt. Seitdem der Schild aufgehört hat, geführt zu werden und die Ordenszeichen entstanden sind, macht sich unter diesen der rothe Bändel (Ehrenlegionsband, rother Adlerorden) nicht minder geltend, so daß nun selbst unsre Kinder für ihre Schmetterlingssammlung ein sog. rothes Ordensband, die phalæna noctua fangen.

Gehen wir über auf die älteren Pannerfarben. Hier ist Roth nicht bloß Kriegs- sondern Hoheitszeichen und wird später häufig durch Gold ersetzt. Schon von Sigfrids Schwert heißt es in diesem Sinne Nib. 1722, diu scheide was ein borte rôt. Von Volkers Pannerfarbe, ebenda 1535: er bant ouch zeime schafte ein zeichen daz was rôt. In den Altnord. Liedern heißt es von Widga's Erster Ausfahrt: Widga hatte ein rothes Banner und darauf Hammer und Zange mit weißer Farbe gezeichnet. Thidrek hatte ein weißes Banner mit einem rothen goldbesäumten Löwen. Kaiser Heinrich IV. belehnt 6. Juni 1195 die Stadt Cremona mit einem rothen Banner, in dem ein weißes Kreuz: Confanonus cum quo eos investivit, erat rubeus, habens crucem albam intus. Im Wigalois 159, 7:

an ein sper man im dô bant
einen samît der was rôt.
daz bezeichent, daz er in den tôt
des tages rîten solde.

Bei Beschreibung der 1495 auf dem Reichstag zu Worms vorgekommenen Belehnungen heißt es: Item, so hat Herr Johann Graf zu Isenburg und Büdingen getragen das ganz rot Fenlin, das beduten ist die Regalien, genant die Blutfanen. Böhmer im Frankfurt. Archiv 1, Heft 3, 114. Englands Pannerfarbe ist roth; seine drei Contre-Admirale stu-

fen sich im Range nach den drei Flaggen der weißen ab, als der höchsten, indem diese die königliche Hausfarbe ist, sodann der rothen und der blauen. Roth ist der Rock der englischen Armee, das Rothe Buch des Ministeriums enthält dessen diplomatische Correspondenz. Im deutschen Reiche und in dessen Reichsstädten begegnet aus gleichen Gründen dieselbe Farbenwahl. Das Ehrenpanier, das die Augsburger Weberzunft für ihre in der Schlacht am Lechfelde bewiesne Tapferkeit 955 aus Otto I Hand empfieng und noch auf dortigem Zunfthause verwahrt, ist roth und schwarz. Drei schräglaufende rothe Bänder in weißem Schilde waren einst Nürnbergs Stadtwappen. Das rothe Wimpel mit dem Kreuz am Stadtpanner Zürichs ist als Abzeichen oberster Gerichtsbarkeit dieser Stadt durch Rudolf v. Habsburg i. J. 1274 ertheilt worden. Vögeli, Alt. Zürich 218. Als sich die Stadt im J. 1444 allen übrigen eidgenössisch Verbündeten entgegensetzte und mit König Friedrich in ein Waffenbündniß trat, schwur die Bürgerschaft dem kaiserlichen Feldhauptmann vnd ward das mer, dafs si sich zaichnen söltint mit ainem roten crütz, als si vor allweg das wîfs crütz getragen hatten. Klingenberger Chronik S. 295. So wechselt weiß und roth in einer und derselben Grundfarbe des Panners. König Rudolf's Heer im Marchfelde trug weiße Kreuze, Ottokar's grüne. Böhmer 2, 61. Im Schwabenkriege war es List der Schweizer, rothe Kreuze auf der Brust zu tragen, aber zugleich weiße auf dem Rücken. Pirckheimer 2, S. 23. 24. Die gegen die Schweizer damals aufgebotnen Nürnberger Truppen waren roth uniformirt; ebenda S. 18—26. Theils also blickt in diesen Abänderungen die Grundfarbe des Reichspanners durch, theils bezieht sie sich auf das in Oberdeutschland maßgebend gewesne Kaiserwappen Oesterreichs, dessen Mittelschild auf der Brust des Adlers die Länge herab getheilt und wobei das rothe Feld mit silbernem Querbalken der Erzherzoge Hauswappen ist. Darnach bestimmte sich der Ursprung der Farben mehrerer Schweizerkantone und oberdeutschen Stifte. Das Konstanzer Stift führt ein silbernes Kreuz im rothen Feld. Die Seidenschnüre, mit denen Schwyz,

Unterwalden, Solothurn und Wallis ihr Landessiegel an die Urkunden befestigen, sind weiß und roth. Der Schild von Schwyz ist ursprünglich roth ohne jegliches Bild. Vom weißen Kreuzlein in der rechten Oberecke des jetzigen Schwyzer Kantonalwappens schreibt erst seit 1478 Albrecht von Bonstetten, dasselbe rühre von König Rudolf her *). Noch Stumpfens Chronik zeigt den Schwyzerschild ohne dies Kreuzlein, es fehlt auch noch auf den Landesmünzen von 1673. Grenser, die Wappen der Schweizer Kantone. Unter den Ehrenversen auf die Schweizer Kantone, die Heinr. Ludw. Muoß zu Zug auf die von ihm 1698 gestochne Landkarte der Schweiz gesetzt hat, lautet die Strophe auf das Wappen des Kant. Schwyz also:

Blutrot thut den Garten zieren,
blutrot sind ich allerhand,
blutrot billig Schweiz thut ghören,
blutrot führt das Schweizerland,
ihre Thaten, ihres Leben
thut blutrot' Benignen geben.

Vom weißen Kreuz im rothen Felde ist also auch hier noch nicht die Rede. Der Glarner Schild ist roth, die schwarze Figur des Landespatrons Fridolin ist erst später hineingesetzt, wahrscheinlich durch Pabst Julius II., der seit 1512 fast alle schweiz. Landeswappen eigenmächtig ausschmückte und abänderte. So ist auch das noch vorhandene Schlachtfähnlein von Näfels, das vor 400 Jahren gegen den österreichischen Adel das Feld behauptete, rothseiden.

Als durch Beschluß der Frankfurter Bundesversammlung die deutschen Bundesfarben Schwarz-roth-gold ins Reichspanier gesetzt wurden, reihte sich daran eine kleine Literatur von Bro-

*) Clipeum ferunt totum rubrum et aliis figuris immaculatum; in vanno autem eorum, quod in hostes gestare solent, in summitate a parte crucifixum interpictum, et sic a Rudolpho Romanorum rege, olim specialibus meritis condonati sunt. Zürch. Antiq. Mittheill. — Im 30jähr. Kriege war die kaiserliche Feldfarbe roth; Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden Roth zu tragen. G. Freytag, Bilder 2, 33.

ſchüren, von denen die einen die Unrichtigkeit dieſer Annahme, die andern, obwohl mit unzulänglichen Gründen, die Berechtigung derſelben darzuthun verſuchten. Das Ergebniß dieſes Streites liegt nun in der Schrift vor: Die deutſchen Farben ꝛc. von Fr. Karl, Fürſten zu Hohenlohe-Waldenburg, Stuttgart 1866. Darnach geht der bis jetzt nachweisbare Urſprung der rothen Farbe im Reichsbanner bis ins 14te Jahrhundert zurück, wo deren Vorkommen in Schrift und Bild bezeugt iſt, während ihr Beſtand ſelbſt ohne Zweifel viel älter iſt. Schwarz und Gold erſcheinen urſprünglich für Schwarz und Gelb. Schwarz wird in der Schildmalerei mit Beinſchwarz wiedergegeben, im Siegel mit gekreuzten Strichen heraldiſch ausgedrückt. Roth hat Zinnober und Mennig zur Farbe, und im Siegel den ſenkrechten Strich. Gold wird theils mit Dukatengold, theils mit Chromgelb und Gummigutt ausgedrückt, im Siegel punktirt. Mithin iſt Schwarzgelb heraldiſch gleich Schwarzgold, da Gelb nicht unter die ſechs geltenden Wappenfarben gehört. Aber auch Roth wird zugleich durch Gold vertreten. Das rothe Aſenroß des Gottes Heimdall heißt Gullintopp, Goldzopf; das weiße Roß Odhinns Sleipnir; jenes ein Fuchs, dieſes ein Schimmel, jenes golden, dieſes ſilbern. Bei Gemälden des Mittelalters, an denen noch kein Goldgrund vorkommt, erſcheint der Hintergrund Mennigroth und bedeutet Gold, wie ſich dies an den Bildern der niederrheiniſchen Schule, namentlich an der Sammlung des Kölner Stadtbaumeiſters P. Weyer erweiſt. Ebenſo oft hat ſich neuzeitlich die rothe Schildfarbe in die prunkendere goldne umgewandelt. Der Aarauer Gaſthof zum Goldnen Löwen ſteht im Jahrzeitbuch dieſer Stadt, das mit dem Jahre 1300 beginnt, fol. 40^{b} unter dem Jahre 1491 eingeſchrieben als hospitium ad Rubrum leonem. Wir ſetzen nun immer einen Goldnen an, wo es ſonſt hieß Au cheval rouge, Pontepaard, Zum rothen Hahn.

Manche Pannerfarben, die eines neuzeitlichen Ruhmes genießen, ſind gleichwohl nur Geſchöpfe der allerletzten Vergangenheit, ſo z. B. die franzöſiſche Tricolore. Roth und Blau, die Farben der Stadt Paris, wurden bei Errichtung der Nationalgar-

den, mit Hinzufügung des königlichen Weiß zur Nationalfarbe erhoben. Pommerisch Blau-Weiß als Staatsfarbe stammt aus einer vom 16. Nov. 1802 datirenden Kabinetsordre über Kragen und Aufschlag landständischer Uniformen. Sächsisch Weiß-Grün ist gar erst im J. 1815 entstanden. Altenburger Correspondenz Bl. der Deutsch. Gesch. u. Alterth. Vereine 1865, 69.

Rothhaar.

Wenn i numme die Roth' het,
Und wenn i scho keis Brod het!

beginnt eines unsrer landschaftlichen Liebeslieder. Rothi Farb, schöni Farb; schwarzi Farb, Tüfelsfarb! pflegt der wegen seines rothen Haares Geneckte zu erwiedern. Roth läßt immer auf vorhandene Kraft, Entschiedenheit, Jugendfrische und Reife schließen. Man zieht den Rothwein dem weißen vor, das Rothkorn dem Weißkorn, die rothe Kartoffel der gelblichen, den rothen Rinderschlag dem scheckigen, die rothe Rose der weißen. Rothe Nessel und rother Kornmohn vertreiben das Halsweh, rother Saft des Hahnenfußes ätzt die Warzen weg. Die rothen Früchte schätzt man wegen ihres säuerlichen Geschmackes: Rothkirsche, Johannisbeere, Himbeere, Erdbeere. Rother Wein muß es sein, mit dem man zu Ravensburg am 24. Juli alljährlich die Johannisminne trinkt. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 110. In den Bildern der Handschrift der Weltchronik von Rudolph von Hohenems sind die Haare aller jungen Leute gelb (blond), die aller alten blau (schwarz) gemalt. Scherer, St. Galler Handschriften 1859, 4b. Goldroth ist die Haarfarbe der Götter und Herrscher. An altgriech. Statuen, Werken der Polychromie, sind goldig schimmernde Haare keine Seltenheit. Gott Wischnu, den Riesenkönig Kasipu erschlagend, erscheint in dessen Palaste in Gestalt eines Löwen: Wie zwei lohe Fackeln funkelten seine Augen, durch das eingestürzte Dach ragte sein Haupt zum Himmel, dicht umwogt von goldnem Mähnenhaar. Schack,

Stimmen vom Ganges, 32. Ein altegyptisches Märchen, das Emil de Rougé aus einem Papyrus ins Französische übersetzt hat, nun mitgetheilt in Wolfs Ztschr. f. Myth. 4, 237, erzählt, wie die Frau des Satu, eine von den Göttern in aller Schönheit erschaffne Jungfrau, vom Nilstrom zum Weibe begehrt wird. Er gewinnt ihr aber nichts als eine ihrer Haarflechten ab, und als er diese hinabträgt nach Egypten, so erklären die Weisen Pharao's, diese Flechte gehöre zum Kopfschmuck einer Tochter des Sonnengottes. Nisus, ein megarischer König, hatte unter seinem Haupthaar eine goldene, nach Andern eine purpurne Locke, an welcher einem Orakel gemäß sein und seines Reiches Schicksal hieng. Doch seine Tochter Skylla schaute von der Burg hinab auf das Heer des Kreterkönigs Minos, der zur Belagerung heranzog, erblickte den schönen Helden und fühlte sich von glühender Liebe zu ihm ergriffen. So schnitt sie dem Vater die verhängnißvolle Locke ab und bewirkte dadurch die Eroberung der Stadt. Auch Midas Haar war golden. Dieser König, der Alles, was er berührte, mithin auch die Speisen, die er genießen wollte, in Gold verwandelte, erhielt auf sein Flehen, der Gott möge diese Gabe wieder zurücknehmen, die Weisung, den Fluß Paktolus stromauf zu gehen und in dessen Quelle das Haupt zu tauchen. So gieng aus Midas Haar der Zauber auf den Fluß über, der von nun an Gold mit sich führte. Den Jupiter Capitolinus zierte ein goldner Bart, einen solchen trug auch Caligula, um jenen dadurch zu imitiren; Sueton. c. 52. Das gepriesene Attribut germanischer Schönheit war das goldene Haar, rutilae comae bei Tacitus, Germ. c. 4. Daher pflegten römische Imperatoren deutsche Haartouren zu tragen, deren Schimmer man durch den Puder darauf gestreuten Goldstaubes noch erhöhte, und vornehme Römerinnen färbten mit der germanischen Pomade ihr Haar blond. Sie hieß spuma batava, wurde aus einer mit Asche und Ziegenfett versetzten Mischung bereitet, war bei den deutschen Männern noch mehr als bei den Frauen im Gebrauche, und wurde als besonderer Handelsartikel in trockner und in flüssiger Form ausgeführt. Plinius H. N. 28, 12. 21. Das Wort Seife heißt Salbe

und erklärt sich aus mittelndl. sipen, sêp, triefen; ahd. seifa, spuma; nhd. Seifer, der Geifer, mhd. sîfe, das sachtfließende Bächlein. J. Grimm in Haupt's Ztschr. 7, 460. Nicht mit diesem Wortstamme zusammen fällt der Name Sif, des rothhaarigen Thôrr Gemahlin, sondern bezeichnet die Gesippte, die Ehegöttin. Jedoch auch ihr Beiname ist die Schönhaarige, das Gold selbst heißt der Mantel Sifs, theils weil sie sich in ihres Haupthaars Länge einhüllen kann, theils weil Loki ihr dasselbe abschnitt und dafür ein neues aus Gold schaffen mußte. Ihres Eheherrn Haar und Bart ist ursprünglich gleichfalls golden, verkehrte sich aber in ein zündrothes, weil in der Persönlichkeit dieses Gottes, dessen Blitz das Winterland zu frischer Besäung aufpflügt, die Vorstellung des Wilden Feuers überwog. Hilfsbedürftige riefen seinen rothen Bart an; der grollende Donner selbst hieß des Gottes Bartruf. Noch jetzt gilt bei den Nordfriesen die Verwünschungsformel: dies ruadhüret donner regiir, der rothhaarige Donner walt es! Indeß wie man Dukaten und Rothhaarige Füchse nennt, so erzählen noch spätere Thôrrssagen vom Golde seines Haupthaars. Wie er nemlich zu den Riesen nach Utgardh zieht, um sich mit ihnen in Wettkämpfen zu messen, so macht Held Thorkill, ein verjüngter Thôrr, ebenfalls die Reise dahin zu dem außerweltlichen Loki, welcher bei Saxo 8, 253 Uthgarthilocus genannt ist. Und gleichwie diesem eines seiner großen speerähnlichen Haare von Thorkill ausgezogen wird, so läßt im Märchen der Teufel, schlummernd auf dem Schoße seiner Großmutter, sich drei Goldhaare ausziehen, jedes von der Stärke eines Lanzenschaftes. Englands und Schwedens Nationalheiliger, St. Oluf, ist rothbärtig. „Sankt Oluf mit dem rothen Bart, durch meine Kellerwand geht deine Fahrt!" so ruft ihm bei seiner Seefahrt das Meerweib zu; „Wie Sanct Oluf geht zum Kirchhof dar, da erscheint ein Strahl aus seinem Haar." Altdän. Heldenlieder von Grimm, S. 69. Karls des Kühnen Leiche war nach der Niederlage bei Nancy 1477 in Feindes Hand geblieben und sein Gegner, der Lothringer Herzog Renatus, besorgte ihre standesgemäße Beisetzung. Renat trug dabei einen „goldenen bis an

den Gürtel reichenden Bart." J. v. Müller, Schweiz. Gesch. Im dritten Theile des „aus dem Grabe wieder erstandenen Simplicissimi" (1684) heißt es: Manifesta wider diejenige, welche aus sonderbarer Mißgunst und Boßheit die rothe und güldene Bärte verschimpfen und verfolgen. Gödeke, Grundriß 1, 509. Ein Epithet höchster Liebe und Verehrung heißt im Bairischen Walde: O du rothgoldener Herrgott! mein rothgoldnes Kind, mein rothgoldner Mann! Schmeller, Wörtb. 3, 166. Ebenso heißt eine Betheuerung in Schleswig-Holstein: dat schul nich um diner gelen haare willen. Schütze, Idiot. 2, 11. In Westfalen, in Halingen bei Menden, singen die Mädchen beim Flachsriffeln: En netten Jungen, hiäd giäle kriuse Har. Wöste, in Frommanns Mundart. 3, 558. Im aargauer Volksliede vom Guggibad muß das entführte Mädchen dem Reiter sein „chrûselgëls Hörli verzûslä. Aargau. Sag. 1, 25. Die Jungfrau von Tegerfelden wirft ein einziges Goldhaar aus ihren Flechten in die Surbe; der dorten sitzende Fischer findets und bindets an seine Angelruthe, worauf der reichste Fischfang gelingt und des Mannes Wohlstand anhebt; ebenda 1, S. 229. Filidora, d. h. die Goldhaarige, ist von der Hexe in einen treppenlosen Thurm gesperrt. So oft die Alte von ihren Ausflügen heimkehrt, ruft sie empor: Filidora, laß mir doch deine Haare herab! das Mädchen knüpft das Haar auf und läßt es wallen, und baut so der Alten eine goldne Treppe. Basile's Pentamerone, zweiter Tag, siebzehntes Märchen. Hafbur zerreißt die Bande allzumal, womit die Feinde ihn fesseln, bis die schlimme Dienerin räth, ihn mit dem Haar der Geliebten zu fesseln.

Sie nahmen zwei von Signildes Haaren,
banden damit die Hände sein:
Er hatte sie im Herzen so lieb,
er riß sie nicht entzwei.
Grimm, Altdän. Helden-L. 99.

Der Schmuck goldner Locken, schreibt Uhland, Gesch. der Dichtung und Sage 1, 227. 239, in welchem uns das deutsche Epos die Helden vorführt, ist theils ein Bild der Jugend, theils

ein Merkmal edler Abkunft, wie im Märchen verlorne Königskinder an ihrem Goldhaar wieder erkannt werden. Die Freien wandeln im Lichte heller Farben, die Unfreien gehen in trübes Grau gekleidet. Hugdietrich ist rosenfarbnen Angesichtes, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder. Dem jungen Ditleib reicht das goldfarbe magdliche Haar über die Schwertfessel herab, er kann sich damit vor Regen decken wie ein Falke mit den Fittigen. Aus eigner Anschauung beschreibt Sidonius Apollinaris † 482, die Person des zweiten westgothischen Theoderich (453—466) und gedenkt dabei der gescheitelten lockigen Haare, der schöngebognen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervorschimmern, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röthe übergossen. Mit sichtbarem Wohlgefallen malt derselbe Schriftsteller den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismar; mitten in der Reihe buntgekleideter Gefährten mit farbigen Schilden, umgeben von reichgeschirrten Rossen, schreitet dieser nach dem Gezelte seines Schwähers, leuchtend von Gold, flammend von Scharlach, milchweiß von Seide, aber Locke, Gesichtsfarbe und Haut leuchtet nicht minder schön. Nach diesem Schmuck schöner Haare hieß das Adelsgeschlecht der Gothen die capillati, und dasjenige der merowingischen Franken die comati und cristati. Als man die Habsburger Familiengruft im Stifte zu Königsfelden um Mitte des vorigen Jahrhunderts zum erstenmale öffnete, fanden sich die Gerippe der österreichischen Herzoge, ihrer Gemahlinen und Schwestern mit wohlerhaltenem ganz rothem Haupthaar vor. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 1, 628.

Unadelig dagegen und weit verrufen ist das borstige Rothhaar, das Abzeichen gemeiner Herkunft, niedriger List und grausamer Falschheit. Komme nicht zwischen den Fels und den rothen Mann, lautet ein irisches Sprichwort und geht zurück auf den rothhaarigen Dänen, den ehemaligen Unterdrücker des Irenvolkes; der jetzige Herr des Landes, der Britte ist blond. Alle rothgekleideten Geister des irischen Volksglaubens sind boshafter und tückischer Art; in ihnen liegt das Gefühl des Schreckens und Hasses ausgedrückt, in welchem der Irländer seit alter Zeit

die englischen Soldaten betrachtet, die sog. Dearganagh, Rothröcke. Rodenberg, Harfe von Erin 1861, 40. Der Kaiser Rothbart, dem die Geschichte genug Härte vorzuwerfen hat, ist in Dichtung und Sage ein Nationalliebling gewesen und geblieben; Kaiser Otto II. dagegen, der gleichfalls der Rothe Kaiser und der Rothbartige hieß, wird wegen seines heftigen Charakters schon von Otto von Freisingen sanguinarius, und von dessen Nachschreibern bluotvergiezer genannt. In Folge dessen sagt dann Konrad von Würzburg im Gedichte Otte mit dem Barte:

er hete roetelehtez hâr
und was mit alle ein übel man,
sîn herze in argem muote bran.

In dem um mehr als ein Jahrhundert älteren Gedichte Ruodlib ertheilt der König dem abreisenden Ruodlib zwölf merkwürdige Lebensregeln, deren erste heißt, nie einen Rothhaarigen zum Freunde zu nehmen; denn wird ein solcher zornig, so gedenkt er nicht mehr der Treue, auch ist keiner so gut, daß nicht einiger Trug in ihm wäre. Als Ruodlib nachmals dieses Rathes vergißt, kommt er eben dadurch in die äußersten Bedrängnisse. Der fränkische Dichter des Wigalois aber verwahrt sich V. 2841 gegen diesen herschenden Aberglauben:

im was der bart und das hâr
beidiu rôt und viurvar.
von denselben höre ich sagen,
daz si valschiu herze tragen.
des gelouben hân ich niht.

Dieser Protest kam damals längst zu spät. Der Gewittergott Donar war bereits in den Teufel der Feuerhölle umgewandelt, so daß der rußigschwarze Satan nunmehr der Rothe hieß, und sein Geselle, der Verräther Judas, wurde seitdem mit rothem Barte gemalt. So kennzeichnet auch in der Volkssage den einen der Schatzgräber, welchen der Teufel holt, fast überall rothes Haar, rothes Wams, rothe Mütze. Den mit der rothen Weste krieg ich doch! ruft eine Stimme zwischen die Schatzgräber hinein. Lynker, Hess. Sag. no. 155. Kuhn, Westfäl.

Sag. 1, no. 9. Das Bahrtuch beim Leichenzuge des verwünschten Ritters von Seon ist hochroth. Aargau. Sag. no. 100. Von der frechen Lüge oder unglaublichen Nachricht heißt es aargauisch: he, e rote Tüfel! es ist handgreiflich erlogen! — wenn du numme rot wurdist! daß dich der Teufel holte! rote Lütli, Tüfelshütli; Rothbart, Teufelsart. Rote Lüt hent siebe Hüt, sind verschlagene Dickhäuter und Siebenketzer; rote Lüt chömmet vo Gott ewegg, d. h. zum Teufel. Alles Unechte, Trügerische, Geringschätzige muß roth heißen, der letzte Heller ist der rothe, der geringste; von der schlechten und überflüssigen Waare heißt es, es gebe deren mehr als rothe Hunde *). Die Rothen wachsen nicht auf gutem Boden; Holsteinisch: Ellernholt un rodes Haar sünd up goden Borren rar. Rothe Haar und Ellernbogen, wenn sie gerathen, muß mans loben. Von einem Durchtriebnen: sî Schnauz ist nit vergebis rot, er ist a'brönnt.

Alle Hexen sind rothhaarig und leiden an rothaufgequollnen Augenlidern. In Folge eines Priesterfluches wird in einer Lothringer Familie seit mehreren Generationen immer das eine Kind rothhaarig geboren. Stöber, Elsass. Sag. S. 294. Seitdem die Knaben im Dorfe Stein den hl. Fridolin verspottet, kommen dorten die Buben rothhaarig zur Welt. Aargau. Sag. no. 472. Wenn ein gottlos lebender Priester Messe liest, schaut ein daneben stehender Rother ihm mit ins Meßbuch hinein. Freienamt. Um Wohlen pflegt man zu dem über seine Unwahrheit Erröthenden zu sagen: du wirst doch de' Rot im Althau nit tödt ha? Der reiche Müller Roth von Hembronn liegt angeblich dorten im Walde Althau von Räubern erschlagen unter einem Grabstein, dessen Zeichen vor Alter nicht mehr lesbar sind.

Noch ein Beispiel aus dem höchsten Alterthum zeigt die-

*) Im franz. Sprichwort ist der Dümmling der rothe Esel. Il est sot en cramoisi; pour dire, qu'il est sot au dernier degré, et que sa sotise est telle, qu'elle ne s'effacera point, quelque chose qu'il arrive. Proverbes 1750.

sen Umschlag des Vorrechtes in die Rechtlosigkeit. Das Rothemeer, im A. Test. nie anders als Wilde See genannt, heißt seit den Griechen ἐρυθρα θαλασσα, mare Erythraeum, mare rubrum; und zwar nach einem König Erythras, welchen Apollodor zum Sohne des Herakles, Strabo zum Sohn des Perseus macht. (Pape, Wörtb. 3, 141). Diese seit Herodot übliche Sage von dem an diesen Küsten herschenden König Rothhaar ist zwar nur eine etymologische, trifft aber merkwürdig mit der jüdischen Sage zusammen vom Volksstamme Edom, d. h. Roth, welcher diesem Meere den andern Namen des Idumäischen gegeben. Der Stammvater Edom ist jener Esau, der an seinen Bruder das Recht der Erstgeburt um ein rothes Linsengericht verkauft, mit den Seinigen auswandernd an diese Meeresküsten gelangt und sie nach seinen Edomitern benennt, die dann später dem jüdischen Reiche in den Herodianern eine neue Herscherdynastie gaben. Rother Sund heißt die Meerenge der Ostsee zwischen den Inseln Falster und Laland. In die rothe See wird ein Götzendiener zu Ypern verwünscht (Wolf, DMS. no. 395), in das rothe Meer eine kindermordende Müllerin. Pröhle, Harzsag. 1, S. 31.

Götter-, Priester- und Zauberfarbe.

Von der rothen Farbe bemerkt Göthe in seiner Farbenlehre, daß sich die Tracht der Gebildeten derselben enthält und theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unsicherheit des Geschmacks gern in das völlige Farbennichts flüchtet; die Frauen gehen fast durchgängig weiß, die Männer schwarz. Gesunde und rohe Menschen dagegen empfinden eine besondere Vorliebe für Roth. Wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober oder Mennig nicht schonen. Der Grund hievon liegt in der aktiven Seite und Energie die-

ser Farbe, deren Hochroth der Wirkung des Trompetentones, deren Purpur dem Tone des Waldhornes vergleichbar ist. Das Hochgelbrothe, für das der Franzose besonders eingenommen ist, steigert sich zum unerträglich Gewaltsamen, die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt sogar Thiere. Entfernt man dagegen im Rothen einen Eindruck von Gelb und Blau, und denkt man sich Cochenille oder Carmin, so ist die Wirkung dieser Farbe einzig. In ihrem verdichteten dunkeln Zustande giebt sie den Eindruck von Ernst und Würde, in ihrem verdünnten Zustande den von Huld und Anmuth. So kann sich der Ernst des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden (Bd. 52, 315—335. Bd. 54, 259). Von Schiller erzählt dessen Schwägerin, Caroline von Wolzogen, die Arbeitsgewohnheit, sinnend habe er von seinem Schreibtische aus gerne in den rothen Vorhang seines Fensters geblickt.

Die Indianersitte, sich Körper und Gesicht bei besonderem Anlasse roth anzustreichen, war auch dem altnordischen Krieger eigen gewesen, der hochgeschminkt zur Schlacht gieng; von den Britannen hebt es Tacitus hervor: Silurum colorati vultus. Agric. 11. „Selbst das Tatouiren war noch bis auf uns hin und wieder in Deutschland üblich." J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 229. In der Triumphfahrt des Camillus beschreibt Livius 5, 23 das Sonnengespann und zugleich das mit Mennig bemalte Gesicht des Siegers. Nicht anders wünscht der Mensch seine Götter geschmückt zu sehen. An Festtagen schminkte man das Gesicht der capitolinischen Jupiterstatue (Plutarch Qu. rom. 98), und von diesem Brauche rührt es her, daß später die Censoren ihre öffentlichen Arbeitsausbietungen mit dem stabilen Satze zu beginnen hatten, sie wollten zunächst den Jupiter zum Miniiren oder Zinnobern in Bearbeitung geben. Plinius HN. 33, 7. 35, 12. In gleicher Weise sprach der Römer von einem Priapus rubicundus, von einem ver rubens. Arnob. 6, 10. Das Schnitzbild des Zeus zu Phelloë in Achaja und dasjenige zu Phigalia in Arkadien war ebenfalls miniirt. Bachofen, Gräbersymbol. 293. Nach einer Nachricht des Athenäus erschienen

bei der Pompa des Ptolemäos die Satyre theils in rothen Gewändern, theils mit rothen Farben bemalt, die Silene in purpurnen Oberkleidern. Gleicherweise wurde dem arkadischen Pan ein feuerrothes Luchsfell umgehangen und ihm das Gesicht geröthelt. Letzteres beschreibt Tibull aus eigner Anschauung:

Pan deus Arcadiae venit, quem vidimus ipsi
Sanguineis ebuli baccis, minioque rubentem.

II. 1, 55. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 456.

So trifft hier der älteste Religionscult der klassischen Völker zusammen mit demjenigen der neuzeitlichen Barbarenvölker. Die phallischen und hermesartigen Götzenbilder der Kongoneger tragen rothe Sandelholzschminke. Bastian, Afrikan. Reis. 1859. 1, 80. Der große Gott Menaboshu hat den Canadischen Indianern die Kunst gelehrt, das Angesicht zu bemalen. Er nahm rothe Erde, brannte sie, daß sie noch röther würde, und färbte sich zum Schrecken der Feinde das Gesicht. Aus dem Kriege heimkehrend, strich er sich freundliche gelbe Streifen dazu, indem er den Fichtenblüthenstaub nahm, der im Frühling die Wasserflächen bedeckt. Kohl, Kitschi-Gami, Amerikan. Indianer 2, 257. Die Thüren der Tempel, Paläste und Hütten mit einem blutdurchkneteten Teig anzustreichen, war in den Wintersolstitien und Herbsttäquinoctien religiöser Brauch bei Hebräern, Aegyptern, Syrern gewesen, wie beim ehemaligen Sonnenfeste in Peru, und gilt jetzt noch beim Hulifeste in Indien, beim Nauruzfeste in Persien. Bei letzterem werden auch die Hörner der Thiere roth bemalt. Spiegel, Avesta 2, S. CIII. Der asiatisch-tatarische Schamane färbt sein Gesicht zum Geschäfte des Zauberns, gleichwie die Hexen zum Zauberritte sich mit bunter Salbe bestrichen. Der Berner Chronist Valer. Anshelm 3, 419 berichtet, wie heilsam das Besenschmalz der Hexenmeister gegen Geschwulst sei, „item mit etwas Farb vermischt, besunder Roth, so geb's ein Farb, die nit liechtlich abzewaschen sye."

Begreiflicher Weise trat an die Stelle des bloßen Bestreichens mit rother Farbe die Bekleidung mit rothem Tuche, oder als dessen Ersatz ein sonst rothes Abzeichen. Im Peloponnes war die purpurne Chlamys das hl. Gewand der Dioskuren und

ebenso fortdauernd auch das Kriegskleid der Spartaner. Der in die Samothrakischen Geheimnisse Eingeweihte wurde mit einer Purpurbinde gegürtet, der Adepte in Eleusis erhielt die rothe Wollenschnur um den Arm. In einem „violfarbnen Gewande hat der Heiland am 13. September 948 die Kirche im Stift Einsiedeln eingeweiht und darin das erste Hochamt gelesen." Hds. Chronik aus Kloster Muri, nun Msc. no. 61 der Aargau. Kant. Biblioth. Das Wallfahrtsbild der Schwarzen Mutter Gottes in Einsiedeln wird alljährlich zweimal, für die Fasten- und Pfingstzeit in einen rothen Rock gekleidet, und die Meßpriester tragen zur selben Zeit violette Meßgewänder, gleichwie die schwedischen Frauen am Himmelfahrtstage rothe Kleider. Dieser Festtag heißt schwed. Helig Thôrsdag, engl. Holy Thursday. In Villemarqués Breton. Volksliedern, übers. v. Hartmann-Pfau, ist S. 304 die hl. Maria von Daulaz in ihrer Tracht besungen:

Im Kloster zu Daulaz
ist ein Marienbild,
das einen Gürtel trägt,
draus rothes Feuer quillt.

Die Tracht der Götter geht über auf ihre Priester, wie die Hausfarbe der Cäsaren zur Uniformsfarbe ihrer Minister und Feldherrn wird. Schon seit Marius trug die römische Reiterei rothe Standarten; nach der Farbe ihrer Mäntel heißen die römischen Senatoren purpurati, sowie im heutigen Rom es synonym ist, mit dem Purpur bekleidet werden und zur Cardinalswürde gelangen. Mit rothgefärbten Segeln fährt der Byzantiner Feldherr Belisar nach Carthago, um hier Gelimers Vandalenreich zu zerstören, mit rother Dinte ausschließlich schrieben die Byzantiner Kaiser. Als Alarich Rom zum erstenmal erstürmt, verlangt und erhält er, neben der Contribution an Gold, Silber und Gewürz, auch 3000 Gewänder von Scharlachtuch. Schürlitztuch, d. i. scharlachenes, wurde bei Käufen noch im 17. Jahrh. als Trinkgeld einbedungen. Der Krönungsmantel des deutschen Kaisers, das Pluviale, war rothseiden, soll arabischen Ursprungs gewesen sein und machte eines der Reichskleinodien aus,

die bis nach Albrechts Ermordung i. J. 1308 auf Schloß Kyburg in einer großen Holztruhe verwahrt lagen. Ritterburg. der Schweiz 2, 135. Das Patriziat in Kirche und Staat nimmt die rothe Farbe in Alleinbesitz und verwendet sie zu ihren Sonderzwecken bis heute. Jene rothe Substanz, die man in den Gefäßen der Katakomben Roms und in den sogen. Thränenfläschchen findet, hat die chemische Analyse i. J. 1864 nicht als animalische, sondern als vegetabilische erkannt, während bis dahin jedes in den Katakomben aufgedeckte Grab, das diese Substanz enthielt und das Zeichen des Palmzweiges trug, für die Ruhestätte eines hier mit seinem vergossnen Blute bestatteten Märtyrers, laut Kirchendekret vom 10. April 1668, erklärt gewesen war. Mit Rücksicht auf die Einwendungen der Naturforschung verwies Pabst Pius IX. die Angelegenheit an eine neue Untersuchung. Diese erklärte, an der früheren Doktrin sei nichts zu ändern, und jene rothe Substanz sei auch ferner für Blut zu halten. Allg. Augsb. Ztg. 1864, 20. Jan. Aus ähnlicher Quelle entspringt auch der eingebildete Werth, den man dem rothen Tuche oder auch nur einem geringen Stückchen Scharlachzeug von jeher beigelegt hat, ein Zug, der durch fast allen Cultus geht. Nach der Meldung des Olaus Magnus verehren die Nordländer ein rothes an eine Lanze genageltes Tuch göttlich und zwar, wie hinzugefügt wird, wegen der Aehnlichkeit der rothen Farbe mit natürlichem Blute *). Der Besitz von rothem Tuche war ein Vorrecht der indischen Priesterschaft. Manus Gesetzbuch verbietet dem Brahmanen, wenn dieser aus Dürftigkeit Handel treiben muß, nur den Verkauf von rothen Tüchern. Bohlen, Alt. Indien 1, 140. Während die schöne Vermillonfarbe bei den nordamerikanischen Stämmen östlich der Rocky-Mountains noch der gangbarste Handelsartikel ist, schauen

*) Praeterea gentes illae subpolares stupidiore quodam errore daemonum illuduntur. Rubrum etenim pannum pertica vel hasta sursum appensum attentis precationibus et cultiore ritu venerantur, divinam quandam virtutem propter colorem rubeum animalium sanguini similem eidem inesse putantes. Epitome Plantini, 30.

die Indianer am Colorado, die bereits Ackerbau treiben, mit Verachtung darauf herab, dagegen nehmen sie rothen Flanell mit Vergnügen in Tausch, auch wenn er noch so abgetragen und dünn ist. Bald. Möllhausen, Prärien des westl. N. Amerikas 1860, 384. Der gewöhnlichste Fetisch, den die Kongoneger auf Reisen bei sich tragen, ist ein rother kugliger Tuchballen, in den irgend ein Pflanzenextract eingenäht ist. Bastian, Afrikan. Reis. 1859. 1, 35. Verwandte Züge aus dem deutschen Aberglauben sind nachfolgende.

Der Gaukler, der sich auf Jahrmärkten als Kopfabschneider producirt, läßt den zu Köpfenden auf eine rothe Decke knieen; anders würde er ihn darauf nicht wieder ins Leben zurückbringen können. G. Schwab, Volksbücher 616. Die Springwurzel, mit der man Verborgnes erschließt und Schätze hebt, erhält man, wenn man unter des Schwarzspechtes Nest ein rothes Tuch ausbreitet, auf dieses läßt er die Wurzel fallen (Kuhn, Nordd. Sag. 436); er hält dies für glühendes Feuer, und nur diesem Elemente scheint er die Wünschelruthe zu gönnen. Rose und Rothlauf büßt man mit rothem Tuch; Friesel und Scharlach bricht sich an rothlündischem Tuch, das man ins Krankenbett legt. Schönwerth, Oberpfalz 3, 269. Den Masernkranken wickelt man in die rothe Jüppe seiner Mutter ein. Aargau. Wenn eine Kuh das Roth hat (Blutruhr), ist Scharlach am besten; „schneid's klein und gieb es dem Vieh in Brod zu essen." Gegen das Antoniusfeuer (fliegender Scharlach) sprich: „Ich gieng durch einen rothen Wald, da war eine rothe Kirche, in der rothen Kirche ein rother Altar, da lag ein rothes Messer." Nimm das rothe Messer und schneide rothes Brod! Albertus Magnus, Egypt. Geheimnisse 1834. 1, 9. 3, 31. Wenn das Vieh giftige Kräuter geweidet hat, siedet man rothes Garn in Asche und schlägt es ihm warm um den Hals. Wolf Beitr. 1, 220. 227. Damit das Buttern rasch geräth, legt man nebst einem Feuerstahl ein rothes Läppchen unter das Butterfaß. Baader, Bad. Sag. no. 107. Beim ersten Austrieb der Kühe wird eine Holzart, mit einem rothen Weiberstrumpf überzogen, auf die Stallschwelle gelegt (Myth. Abergl.

CVII. 927), in der Mark ein rother Weiberrock (Kuhn, Märk. Sag. 380, no. 35); in der Bunzlauer Gegend wird dem Thierchen ein rothes Flickchen in den Schweif gezöpft (Myth. CLVII. 1098). Die gegen Zauber schützende und zugleich als Liebesmittel wirksame Welschnuß muß in ein Stückchen Carmoisintafft gewickelt mitgetragen werden. Wolf, Ndl. Sag. no. 294. Taufkinder wickelt man gegen das Verschrieenwerden in Scharlach, sie damit abtrocknen macht sie schön. Schmalfuß, die Deutschböhmen 96. Magnetsteine in physikalischen Sammlungen pflegte man in Scharlachtuch eingenäht zu deponiren. Göthe, Wahrh. und Dicht. 1, S. 187. Unter den Raritäten des kaiserlichen Bücherschatzes zu Wien befanden sich zwei Alraune in Scharlach gekleidet. Wolf DMS. no. 327. Im Volksbuch von der schönen Magelone beginnt das Unheil damit, daß der rothe Zindel, welchen Peter von der Brust seiner schlafenden Freundin wegnimmt, zugleich von einem vorbei fliegenden Vogel in die Lüfte entführt wird. Zindel wurde schon im IX. Jahrh. in Deutschland getragen (Weinhold, Deutsche Frauen 425), Regenspurger zindal ist in Wolframs Parzival 377, 30 genannt. Daß die in den letzten Cholera-Epidemieen ärztlich verordneten Leibbinden ausschließlich hochrothe waren, ist bekannt, nicht aber, warum; sie hängen zusammen mit dem Volksglauben, daß das Gespenst der Pestfrau in rothem Kleide erscheint, mit einem rothen Tuche in die Sterbehäuser hineinwinkt. Als ein Edelmann nach ihr mit dem Säbel zum Fenster hinaushieb und das Tuch eroberte, wich die Pest. Norck, Myth. der Sage 633. Heilkräftig war auch jenes Scharlachtuch, womit man in Frankfurt bei Kaiserkrönungen die Straße belegte, und das man, nachdem der Gekrönte darüber ins Rathhaus zurückgegangen war, dem Volke preisgab. H. L. Fischer, Buch v. Abergl. 1793. 2, 209.

Noch ist des Werthes zu erwähnen, welcher dieser Farbe in den Traumbüchern beigelegt wird. Träume von rothen Mänteln deuten auf Lust und Freude. Träumt der Mann, er habe einen solchen gedoppelt um, so wird er ein neu Weib bekommen. Ist der Mantel gelbroth, so wird das Weib holdselig sein; ist

er blau, so wird sie reich sein, aber von bösem Athem. Der Traum, auf einem Roß mit rosinrothem Sattel zu sitzen, bedeutet ein Weib voll Freude und Wollust. Zieht einer im Traume rothe Strümpfe an, so wird er zu seinem Reichthum um so mehr Freude erleben. Traumbuch Apomasaris, Frankf. 1645. 29, 46, 51. — Brennen sehen, bedeutet Gut und Gewinn; feurige Striemen, baar Geld; helles Feuer, Hochzeit. Traumbüchlein, Basel bei Heinr. v. Mechel, o. J. Der rosend brennende Kerzendocht deutet auf einen Brief; das Briefsiegel muß roth sein, denn das schwarze bringt eine Trauerbotschaft. Unsre ehemaligen Postillone waren rothwestig, unser heutiger Briefträger ist rothkragig. Dasselbe Verhältniß redet auch aus den Farben der Glücksspiele. Die Loßung beim Hazardspiele, rouge et noir, entsprang aus dem Kartenspiele, dessen Blätter zur einen Hälfte die rothe Glücksfarbe, zur andern die schwarze Verlustfarbe tragen. Das Gleiche gilt von der Farbe der Brettsteine. Nach Paul Diaconus Erzählung, eines gebornen Langobarden, der sein Geschichtswerk kurz vor 774 schrieb, sitzt der Herulerkönig Rodulf, während sein Heer zur Schlacht ausrückt, siegesgewiß im Lager beim Brettspiel, ad tabulam ludit. Als Ragnar Lodhbröks Söhne ihres Vaters grausame Ermordung erfahren, sitzen ihrer zwei eben beim Brettspiel; da läßt Sigurd, starr vor Schrecken, den Spielstein aus der Hand fallen, Hwitserk aber hielt den eben geschlagnen in der Hand und drückte ihn mit solcher Gewalt, daß das Blut unter den Nägeln hervor über die Tafel (hnefatafl) spritzte. Im Schachspiel hieß ein Stein hnefi, wahrscheinlich die Königin. Es werden schwarze und weiße, an einer andern Stelle auch rothe Brettsteine genannt. Rußwurm Nord. Sag. 393.

Der Rothhut.

Herrschende Götter sind die behuteten. Wuotan trägt den breiten Krempenhut, das pilei umbraculum, und heißt davon altnord. Sidhhöttr, der mit dem breiten und tiefen Hute. Hermes trägt den geflügelten Petasus, der Zwergenkönig Alberich die Tarn- und Helkappe, Fortunatus das Wünschhütlein. Das Glückskind kommt mit dem Glückshäubchen auf die Welt. In dem Liede, mit dem die Kinder auf dem Lande vor den Häusern das Neujahr ansingen, heißt es: Wir wünschen dem Herrn einen goldnen Hut. Die heidnischen Priester des Gothenvolkes heißen bei Cassiodor und Jornandes Pileati, Hutträger. Form und Farbe dieser gothischen Hüte läßt sich aus kirchlichen Alterthümern ähnlichen Zweckes schließen. Die Cappa des hl. Martinus, ursprünglich ein Mantel mit daran hängender Kapuze, wurde den fränkischen Königen ins Feld nachgeführt auf einem eignen Rüstrosse, das in den Nibelungen 1515 das kapelsoum genannt ist. Zu den nachmaligen Reichskleinodien gehörte der rothe cucullus, eine hohe Sturmkappe mit goldnen Adlerbildern. Eine aus dem VII. Jahrhundert stammende Priestermütze, die laut Dokumenten dem hl. Bischof Leodegar zu Autun zugehörte, wird im Leodegarsstifte zu Luzern verwahrt; sie ist außergewöhnlich groß, von rothem Filz, mit braunrothem Sammt überzogen und hat Gold- und Perlenstickerei. Marzohl-Schneller, Liturgia 1, 163. Die Bischofsmitra ist also ursprünglich roth, daher die ahd. Glosse: heilac huat: midra, citaris. Die zwei Priester, die den gespenstischen Leichenzug bei Seon begleiten, sind rothhutig. Aargau. Sag. no. 100. Die römischen Kardinäle tragen unter einem rothen Priesterkäppchen den gleichfalls rothen Schattenhut mit seinem mächtigen Schnur- und Quastenbehänge von gleicher Farbe. Ihre Käppchen und Barette sind stets hochroth, Strümpfe und Hut aber in Advent- und Fastenzeit violet, um damit die kirchliche Bußzeit auszudrücken. Da die Götter die Witterung bringen, so wird der schlimmere Theil dieses Vermögens nachmals auf

ihre behuteten Priester übertragen, und es heißt, so oft die Priester auf Reisen gehen oder zum Pfarrkapitel sich versammeln, so folge Regenwetter. Von dieser Gleichzeitigkeit des Regnens und der Pfaffenreise galt schon im Mittelalter der leoninische Vers:

Imber descendit, Monachus dum pergere tendit.

Wenn man, sagt daher der Schwede, zur See ist, so soll man einen Priester sidkofte (tiefkappig) nennen, d. i. ihn nach Würden betiteln, um dadurch den Reisegefahren mit Glück zu entgehen. Eine mündlich empfangene Schleswiger Schiffersage giebt an, daß jeder Passagier, der gezwungen ist am Freitage, als an einem Unheilstage, in See zu gehen, irgend eine Kleinigkeit einkauft, um sie bei entstehendem Sturm opfernd über Bord zu werfen. Da weigert sich denn nur ein eigensinniger Schiffskoch, ein des Brauches unkundiger Neger; nicht einmal die alte rothe Filzmütze, die er aufhat, will er dreingeben, sondern nagelt sie spottend an die Rahe. Holet sie, wenn ihr könnt, höhnt er. Plötzlich legt ein Windstoß das Schiff auf die Seite, die einbrechende Welle reißt Rahe und Mütze mit fort.

Die Wetterzwerge heißen Rothmützchen, in Thüringen Rothe Jungen, franz. Chaperon rouge. Die Art, wie sie ihren großen Schlapphut auf dem Kopfe tragen, ist ein Zeichen des Witterungswechsels. Eine Schnitterin zu aargau. Dättwil im Bezirk Baden erzählt folgendes Erlebniß. Das Kind des Hofbauern hat den Schnittern das Abendbrod auf's Feld zu bringen und sieht in einiger Entfernung ein kleines rothes Männchen im Acker sitzen, das einen mächtigen Dreiröhrenhut tief ins Gesicht herab drückt. Das Mädchen kommt zu den Leuten und erzählt's. Die lassen sich nicht mehr Zeit zum Imbiß, laden in aller Eile die Garben und sind zum Einfahren fertig. Da beginnt es so ungeheuerlich zu donnern und zu hageln, wie noch nie. Nun wußte man, was jenes Männchen gewollt hatte. Im Kant. Freiburg ist unter der Sennenbevölkerung vom Hausgeiste Rothkäppchen, Le bonnet rouge, noch häufig die Rede. Solche Häuser, in denen er sich nach allgemeinem Glauben aufhält, gelten wenig im Preise. Ein solches liegt außerhalb des

Dorfes Macconnens, im Bezirk Romont. Wer da von der Familie in die Stadt geht, darf nie vergessen, dem Hausgeiste einen kleinen Kram mit heim zu bringen, sonst wird in der Scheune Heu und Stroh durch einander geworfen und die Stallthiere lassen den Kopf hängen. Backt die Hausfrau, ohne ihm sein besonderes Laibchen mit zu backen, so schlägt er ihr, während sie hinüber geht ins Backofenhaus, die Hausthüre vor der Nase zu, und bis sie wieder aufgeriegelt hat, zertrümmert er unter unsäglichem Lärm alles Küchengeschirr. Am Heuboden hat er sein eignes Milchschüsselchen stehen; der Knecht, der ihm Heu mit hinein zettet, wird dafür unbarmherzig aus dem Bette geworfen. Verkauft man Häuser, in denen er einheimisch ist, so muß man einen kleinen Werthgegenstand in der alten Wohnstatt zurücklassen. Ein Bauer, der dies zu thun vergaß, und somit auch den Geist in seine neue Wohnung mit herüber gebracht hatte, ließ ihn hierauf in die Grenz-Ecke seines Mattlandes hinein beschwören. Aber das erste Weideroß, das grasend über diese Stelle schritt, setzte sich hier in Galopp und hörte nicht eher auf zu rennen, als bis es leblos niederstürzte. Mittheil. von Zotique Renevey, de Villarimbaud, district Romont, Cant. Fribourg. Der Dreihundertjährige am Strichenberge, Aargau. Sag. 1, no. 166, ist von Fuß zu Kopf rothgekleidet und trägt einen Filzhut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnäuzige Form aufbinden, gegen den Regen aber als Schlapphut auseinander schlagen kann. Der Kruckergalli wird das Dorfgespenst genannt, das zu Wölfliswil im Aarauer Jura als wetterkündend gilt. Er war ein berüchtigter Geizhals gewesen, den die Vögel nicht schlafen ließen, sobald das Korn reifte. Vor Tag schon kam er hemdermelig mit einem offnen Messer auf den Acker, um ihnen die Hälse abzuschneiden. Allein dasselbe verübte er in seiner steigenden Verrücktheit schließlich an sich selbst, weil ihm die Spatzen wieder einmal davon geflogen waren. Als die Waschweiber, die im Morgengrauen am Dorfbache bei der Arbeit standen, ihn in seinem überbluteten Hemde vom Acker her heimwanken sahen, errieth sie den Vorgang nicht und sprachen: Sehet doch den Krucker-

galli! erst vorhin ist er in blanken Hemdermeln hier vorbei ins Feld gegangen, und jetzt kommt er in einem rothen Brusttuch heim. Er starb nach wenig Stunden. Seither durchgeht er in Schwarzwäldertracht das Dorf, ein scharlachner Brustlatz und die Laterne, mit der er Nachts auf seinem Acker herum zündet, machen ihn kenntlich. Darauf pflegt Regenwetter einzutreten, die Wildwasser schwellen an, der Oerkengeist, der im Thalbache haust, verheert die Matten. Damit sind wir auf die Wassermänner geführt, die nicht blau oder grün, sondern ebenfalls roth gekleidet auftreten. Derjenige in Deutschböhmen trägt Weste und Kappe roth; man wirft ihm farbige Bänder in den Teich. Grohmann, Abergl. aus Böhmen und Mähren 1864, 12. Blutnase heißt der Brunnengeist um westfälisch Arnsberg. Wachsmuth, Gesch. deutsch. Nationalität 2, 150. Ein Kinderreim ruft dem Wassermann zu (in Bechsteins D. Sagb.):

Nix in der Grube,
Bist ein böser Bube,
Wasch dir die Beinchen
Mit rothen Ziegelsteinchen.

Nach Maurer's Isländ. Sag. der Gegenwart sind Elbe, Gefolgsgeister und ihnen Verwandte von gleicher Tracht. Der isländische Dichter und Amtmann Biarni Thorarensen verschwand als Knabe einmal und ward erst nach etlichen Tagen, auf einem hohen Felsen sitzend, wiedergefunden, eine rothe Mütze auf dem Kopfe. Mit Mühe herabgeholt, erzählte er, die Elbenmutter habe ihn da hinaufgebracht; pag. 13. Ein Elbenmädchen erscheint in Gestalt eines dunkelrothen Hundes, pag. 8. Die Gefolgsgeister, die dem Menschen sein Sterben voraus verkünden, treten an sein Lager in Gestalt eines braunrothen Dunstes, aus dem sich dann die Fylgja als Hund entwickelt, pag. 97. Die wegen Raub oder Mord Landflüchtigen und außer dem Gesetze Stehenden sollen im Innern Islands gemeindeweise zusammen leben und an ihren Rothmützen kennbar sein, pag. 246.

Die Parteifarbe.

Der Scholasticus Rhotrohc lebt im 10. Jahrh. im bair. Kloster Tegernsee, dorten gerühmt als famosus literarum Sophista. Bavaria 1, 515. 917; er ist zubenannt nach der Dienstkleidung seines Herrn, dessen Hof- und Leibfarbe er vor seinem Mönchsstande getragen haben wird. Die Herschaftsfarbe geht über auf den Lehensträger und Diener, wird dem einen ins Wappen, dem andern zum Ehrenkleid gegeben und bildet die neuzeitige Bedienten-Livrée und Beamtenuniform. Wenn heute noch der Sonntagshabit der Metzgerknechte ein leberbraunes Kamisol mit Messingknöpfen und rothem Plüschkragen, dazu eine hochrothe Lendenweste ist; oder wenn der Scharfrichtermantel blutroth ist; so ist jenes das Zunftzeichen des von der Herschaft empfangenen örtlichen Schlachtbankrechtes, dieses das hoheitliche Abzeichen des örtlich auszuübenden Blutbanns. In diesem Zusammenhange steht es, daß die sonst halb ehrlosen Büttel in der Herrenfarbe gehen, und daß ein Theil der Herrengerechtsame ihnen zufällt. Bei jeder Hochzeit einer Jungfrau in der Reichsstadt Rotenburg erhielt der dortige Scharfrichter ein Viertel Brod und eine Maß Wein, derjenige in Saulgau genoß neben andern Bezügen das Handschuhrecht, das ihm die Landschaft bei jeder Exekution mit 40 Kr. zu vergüten hatte. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 236. 240. Derjenige zu Zürich erhielt nach dem Statutenbuch des Großmünsters alle Weihnachten 4 Schill. den. und 4 Stauf rothen Weines. Zürch. Antiq. Mittheill. 1, 121. Das Schweriner Stadtrecht bestimmt, daß in diesen Ort jährlich auf Martini der Rath von Lübeck „durch dero Diener und Rotrock eine Ohm neuwen Weinmost liefern lasse". Meklenb. Jahrb. 23, 81. Solcherlei Auszeichnung durch Amtstracht nebst den damit verbundnen kleinen Vorrechten bestand zu derselben Zeit, da der Landesherr seinen Städtern und wohlhabenden Stadtpatriziern eifersüchtig Stoff und Farbe ihrer Kleidung vorschrieb und seine eigne Farbe ihnen strenge verbot. Ein Ingol-

städter Privilegienbuch giebt in seinen Miniaturen die Abbildungen dortiger Rathssitzungen, bereits von 1493 angefangen, mit beigefügten Wappenschilden der darin porträtirten Bürgermeister und Räthe. Nie sind hier Wams oder Kleid, Barett oder Haube dieser Patrizier und ihrer Ehefrauen karmoisinroth. Nach der 1577 den altbair. Hauptstädten Ingolstadt, Burghausen, Landshut, München und Straubing besonders bewilligten Kleiderordnung durften die Frauen und Kinder dortigen Patriziats zwar Sammt und Seide tragen, jedoch wiederum nie karmoisinroth. Dieser Anspruch auf die Herrschaftsfarbe blieb hartnäckig verwehrt. Bavaria 1, 780. Darüber geräth sogar der bairische Jurist Matth. Abele in eine possierliche Ereiferung, der dies Verhältniß doch hätte gründlicher durchschaut haben sollen. Er erzählt, Künstliche Unordnung 1670, 1, S. 17, daß er in Augsburg zur Meßzeit bei den Bilderhändlern immer die gleichen Figuren mit rothen Bärten gemalt gesehen habe: Henker, Schergen, Hundsfänger und Schinder, „gleich als ob diese ehrliche Liberey allein für dieses Gesindel gewidmet wäre."

Seit dem Jahre 1300 versuchen die Städte Oberdeutschlands, des Elsasses und der Schweiz zu verschiedenen Malen zum Zweck gegenseitigen Schutzes politische Bündnisse unter einander abzuschließen, und seitdem beginnt in diesen Orten der bürgerliche Parteikampf, der sich hier nach der angenommenen Wappenfarbe benennt. Es sind Vorläufer jener Farbenkriege Englands von 1455—1486 zwischen der weißen Rose vom Hause York, und der rothen vom Hause Lancaster; Vorläufer jener holländischen Kriege zwischen der Mutter Margaretha, auf deren Seite die Rothmützen oder Hoeks (hamati) standen, und ihrem Sohne Wilhelm V. von Hennegau mit der Partei der Graumützen oder Kabeljau (asellati). Es sind zugleich unbewußte Nachläufer und Nachahmer jener beiden Hauptfaktionen, die zu Rom bis gegen Ende der Republik bei den Wagenrennen die weiße und die rothe Partei, die albata und russata ausmachten, bis sie unter August durch die blaue „vineta" neutralisirt wurden. Im Elsaß und in Oberdeutschland sieht man den Farbenstreit seinen Ursprung aus der Hausfarbe der hier

einheimischen Habsburger nehmen. Dies lehrt der Verlauf der Begebenheiten. Oesterreichs Diener und Begünstigte trugen sich roth und zogen sich damit den Groll ihrer weniger begünstigten Mitbürger zu. Rotermelin hieß jener Meister, welcher 1301 die Belagerungsmaschine baute, mit welcher Albrecht I. die Mauern Bingens brach. Pfeiffers Germania 1859, 156. Einen Henricus Rotermelli et Adelheid Switerin, seine Tochter, verzeichnet das ältere, mit dem J. 1300 beginnende Jahrzeitbuch Fol. 2ª. der Aarauer Leutkirche. Als daher der Zwist zwischen den österreichisch gesinnten Geschlechtern und den mit den Waldstätten haltenden Bürgern Luzerns in dieser letztern Stadt i. J. 1333 zu einem Ausbruch kam, den man nachmals die Mordnacht benannt hat, war das Parteizeichen der Habsburgischen ein auf das Kleid genähter rother Ermel. Hievon schreibt Sebast. Franck, Chronica der Teutschen, Fol. CCIXᵇ: Die statt Lucern war in zwei völker gespalten, in Schweitz vnd Osterreicher. Die Osterreicher trugen all rot ermeln in röcken oder iuppen, das was jhr Liberey. Die hießen die nachkommenden leut „Mit den roten ermeln", das noch zu unsern zeyten Peter Etterlin (der Luzerner Chronist) gehört hat: „der ist einer des geschlechts mit den roten ermeln". J. Simler, Regiment der L. Eydgenoß. edd. Leu 1722, 86 fügt bei dieser Gelegenheit bei, als schwer brandmarkende Scheltung habe von da an das Wort gegolten: Hüte dich vor Gesellen mit rothen Ermeln! Ueber den Friedkreis Luzerns hinaus konnte damals jedoch dieses Wort keine Schmähung sein. Denn noch i. J. 1386 erhielten die Bürger der Stadt Bremgarten, welche bei der gleichzeitig gelieferten Sempacherschlacht tapfer unter Oesterreichs Fahne gefochten hatten, ein Ehrenkleid in der Reichsfarbe: rothe Hosen, weiße Wämser mit Rothermeln, und den Habsburger Löwen, roth in weißem Felde, ins Stadtwappen. Einen ähnlichen historischen Fall aus der Stadt Solothurn werden wir in dem Aufsatze über die Geschichte der Mordnächte besonders zu besprechen haben. Zu Kolmar hatten sich v. J. 1330 die Bürger gleichfalls in zwei Parteien gespalten, in die Schwarzen als Anhänger von Kaiser Ludwig dem Baiern, und in die

östereichisch gesinnten Rothen. Der Kaiser selbst sucht mit verschiedenen Dekreten zu schlichten, indeß vergeblich, beide Parteien mußten zuletzt aus der Stadt verwiesen werden. Unterm 15 Heumonat 1331 schreibt er an Schultheiß, Rath und Bürgerschaft: „Als ir uns an iuren briefen enboten habt, daz ir vnser Partie vnd die wider Partie auz iurer Stat geslagen habt . . . (so) sehen wir gern, daz ir die Swarzen wider in die Stat nemt. Vnd wellen auch, daz ir in der frist mit den Roten dhein tayding nemt noch tuot vntz an vnser botschaft". Nachdem man beide Parteien schließlich wieder aufgenommen und zu Rathsstellen wahlfähig erklärt hat, beschließt der Rath: es sol dekeinre von deweder Part deheinen Partrock tragen noch machen in den fünf Jaren — daz deweder Parte noch Jeman anders ze Kolmer in den vorgenanten fünf Jaren deheinen Partrock söllent machen, noch tragen. Kopp, Schweiz. GeschBl. 2, Heft 1. *)

Was können jene Verbote von Farben an Röcken, Hüten und Bändern, womit sich die Polizei in der Neuzeit noch manchmal beschäftigt hat, für eine Wirkung haben, wenn man erkennt, daß schon der bürgerfreundliche Kaiser Ludwig an diesen Parteizeichen scheiterte. Als zur Zeit der Helvetik die Anordnungen des schweiz. Direktoriums durch den Widerstand der einheimischen, mit dem Mönchsthum verbündeten Aristokratie zu nichte wurden, wußte der Zorn des getäuschten Volkes gegen diese Halsstarrigen keinen andern Spitznamen als den der Stockrothen aufzufinden. Roth hießen sie als Oesterreichischgesinnte, Stockroth als in Stamm und Kern faul, und schließlich in mundartlicher Umdeutschung des Fremdwortes Aristokrat abermals (Ari=)stockrät. In der neuesten Zeit hat man diejenige politische Partei mit dem Namen der Rothen bezeichnet, welche

*) Bemerkenswerth ist eine vom Anonym. Leob. bei Pez Scriptores I, 947 (vgl. Böhmer Fontes 1, 424) zum Jahre 1336 eingereihte Stelle über den damals in der Tracht stattgehabten Wechsel: notandum quod post mortem Alberti, regis Romanorum, in Austria et in Stiria et etiam in aliis terris plures adinventiones et novitates in sarciendo vestes surrexerunt. Alii in tunicis sinistram manicam de alio panno ferebant, etc.

in Behauptung oder Durchsetzung verbriefter Volksrechte die conservative ist, und unsre Polizeien wurden mehr als einmal mit dem Gespenste der rothen Republik in Schrecken gesetzt. So wiederholt und gleicht sich Alles in — chinesischen Zuständen. Denn auch die Taipings, die jetzigen Rebellen im Reiche des chinesischen Schwarzzopfes, heißen bekanntlich die Rothen und färben sich das lange Haar blond. Als sich ihre Armee im Februar 1862 Schanghai genähert hatte, schrieb einer der englischen Kaufleute jener Stadt in unsre Zeitungen (Allgem. Augsb. Ztg. 22. März 1862): Schon sollen bedeutende Einkäufe in scharlachrothen Stoffen gemacht worden sein, um den (hier) Revoltirenden als Parteizeichen zu dienen.

Brennende Liebe.

Daz is der Minnen zeichen:
lieht varwe kumt nâch der bleichen.
(Veldeke, Enëit).

Rôt mainet der Minner nôt,
wânn ez diu minne ie gebôt,
daz er sô sêre brinnet
nâch liebe, daz er minnet,
sam ain glût in einem fiur.
(Laßberg LiedS. 1, 153.)

Die rot farw liebe betût,
die selben tragen êlich lût.

(Aus einem Gedichte von Bedeutung der Farben v. J. 1645. Anzeiger des German. Museums 1861, 233). Der Mantel, den das Götterbild der Juno Jugalis trug, war purpurn; Frauen, die ihr opferten, trugen ein purpurnes Oberkleid;

altrömische Bräute den Purpurschleier, das flammeum. Nach unentlehnter deutscher Sitte eröffnet den Hochzeitszug ein Reiter in rothem Mantel (Kuhn, Märk. Sag. 361) und wird ein rothes Banner voraus getragen. Müllenhoff, de poësi chorica 23. Neocorus Ditmarschen-Chronik 1, 111. „Die Hochzeitere in einer libfarben Schüben", Mantel, beschreibt nach Basler Tracht Thom. Platter's Autobiographie, edd. Fechter, S. 176. J. Frischlin's Hohenzollerische Hochzeit v. J. 1598, edd. Birlinger, schildert die Tracht, in welcher der fürstliche Bräutigam auftritt, S. 101, 102:

Zwen Männer erstlich daher gehn,
Bekleydet rot vnd alls vergüldt,
Die Roß auch, wann du's wissen wilt,
Die Beckelhauben all rot waren.
Laggeyen waren zween vorhanden,
Blutrot dieselben giengen her,
Die trugen schönvergüldte Wehr,
Die Scheyden waren samatrot.
Von Farben die Roßdeckin war
Von Samat vnd verguldet gar.
Auf die Laggeyen schön herkam
Der junge Herr vnd Bräutigam,
Rot kleidet ritt er überall,
Die Roß all daher flogen,
Mit rotem Atlaß vberzogen.

Das Zeichen der Ehefrau war bei Friesinen auf Amram der rothe Gürtel (Bealt) und die rothe Haube, während die Mädchen barhäuptig giengen mit herabhängenden Zöpfen. Bräute hatten beim Kirchgang immer rothe Handschuhe an. Stricker's Germania 1849. 3, 295—299. Die Frankfurter Braut gieng gänzlich roth, der Nürnberger Bräutigam in rothen Hosen, die Brautdiener und Züchtjungfern zu Straßburg in roth und gelb. Weiß, Costümkunde 1860. Auf den Ausrufsbildern der Stadt Zürich v. J. 1749 erscheinen no. 18 und 32 Braut und Bräutigam. Erstere zu Roß auf sammtgrüner Schabrake in karmoisinrothem geschloßnem Reitkleide, trägt weiße Puffermel

mit Manschetten, einen stehenden kurzen Halskragen, auf dem Kopfe ein Napoleonshütchen mit der Rosette. Der Bräutigam erscheint in rosenrothem und violettgefüttertem offnem Ueberrock, mit blattgrünem geschloßnen Unterkleide, drauf den rothen Blumenstrauß gesteckt; dazu Kniehosen und Wadenstrümpfe saftgrün. Der reiche Bauer am Zürichsee in seinem Kirchenkleide, ebenda no. 41, trägt als Verheirateter einen offnen Knierock, saftgrün; sein kürzeres halb geschloßnes Unterkleid ist carmoisinroth; dazu saftgrüne Kniehosen und lederbraune Wadenstrümpfe; darüber der schwarze Kirchgangsmantel. Mithin trägt er sein ehemaliges Hochzeitskleid nun als Sonntags- und Feierkleid. Betrachten wir nun das Aussehen eines Brautzuges, wie er auf der Landschaft im heutigen Aargau veranstaltet wird.

Die Kisten und Bettstellen auf dem zum Abzuge geladnen Brautwagen tragen auf blauem Grunde breitgemalte rothe Blumenarabesken, eine Farbenpaarung, welcher wir noch einen besondern Abschnitt hier vorbehalten haben. Auch die sog. Tölzerkästen sind blaue Kisten mit rother Blumenbemalung, zubenannt nach ihrem Fabrikationsort Tölz an der bair. Isar, und bilden einen Handelsartikel auf den Bauernjahrmärkten. Die Ohren der Wagenrosse sind rothbefranst, Mähne und Schweif rothgezöpft. Die Kissen des mitaufgeladnen Brautbettes sind mit angehefteten rothen Maschen verziert, das Kunkelband am umweiften Rockenstiel überflattert die gesammte Ladung wie ein rothes Schiffswimpel. Nicht zu übersehen ist die Person des Schreiners, der dies Alles kunstgerecht gemacht und gepackt hat; jetzt geht er, mit seinem Hammer bewehrt, hinter der Fuhre einher, gleichwie ein Gott Thôrr selbst, dessen heiliger Hammer die Landesmarke, das Haus, die Rune, den Becher, die Braut und die Leiche einzuweihen hatte. Von diesem Brauthammer läßt Frauenlob die hl. Jungfrau sagen: der smit ûz Oberlande warf sînen hamer in mîne schôz. Sitzen die Brautleute mit auf dem Wagen und erreicht dieser das Ende des Heimatdorfes, so wird ihm von den Junggesellen der Gemeinde der Weg verlegt mit Stangen, Ketten und Stricken. Alle diese Hemmnißmittel sind

in der Mitte mit einem rothen Bendel verziert, welchen der Brautführer mit dem Hochzeitsschwerte entzwei zu hauen hat. Dahinter steht ein Tisch mit Wein und Brod besetzt. Auf die Frage der Junggesellen, Was ist die Braut werth? wird ihnen ein Trinkgeld gezahlt und so die Braut bei ihnen ausgekauft. Sie reichen dem Zuge einen Trunk und er passirt. Bei der Hochzeit selbst kehren dieselben Farbensymbole in mannigfacher Anwendung wieder. Die Männer tragen an Rock und Hut künstliche Blumen, die Frauen solche im Haar; die Braut hat das Schäppelein, mhd. schapel, spitz übers Hinterhaupt gebunden, einen sammtnen Zierstreif mit Blumen und Flitter, der mit den breiten rothen Brautbendeln unterm Kinn geknüpft wird. Jeder der Hochzeitsgäste trägt ein rothes Taschentuch, das Geschenk der Braut; der Hochzeitlader schreitet voraus mit dem „Brautstock", ehemals den Hirschfänger umgeschnallt mit rothbebändertem Heftgriff. Doch da bei der ins Modische fallenden Tracht und Sitte unseres Landvolkes heute schon manches nicht mehr deutlich vorliegt, so schildert das Nachfolgende eine aargauische Hochzeit nach dem Stil des vorigen Jahrhunderts.

Den Beginn des Hochzeitsmahles machten ehedem im Freienamte bei allen Leuten und Ständen Aepfel und Birnen. Die Brautleute und Führer zu Viert nahmen davon je sieben Stück, zerschnitten jeden ihrer sieben Aepfel achtfach und legten diese Schnitze, in Form einer Glocke gehäuft, hinter die Stühle auf den Boden. Hierauf schälten sie die übrigen Aepfel in fadenfein zusammenhängender Schale und machten zu Viert damit ein Wettwerfen nach den Apfelschnitzen hinter ihnen. Aus den Figuren der niedergefallnen Schalen weissagte man. Lagen sie in Form eines Winkels, eines Lothes (.:.), so deutete dies auf ein langes glückliches Leben. Lagen sie zu Viert in einer Linie wie eine Peitschenschnur, so deutete diese Geisel auf Unfrieden und kurze Lebensdauer. Ergab die Lage der Schalen keine Figur, so rieth man allein aus der vom Bräutigam geworfnen; die enggeringelt liegende hieß das O und bedeutete Glück; die schlaffgedehnt liegende hieß F und galt für unheilsvoll. Das O deutete man auf das Wort Ose (Fleiß, Aufmerksamkeit), das

F auf das Wort Facht, Schnur; zerfächteln heißt aus einander fallen. So begann man also den Schicksalstag noch ganz nach dem Brauche und mit den ähnlichen Mitteln der ältesten Vorzeit, indem man die Schicksalsrunen warf. Beim jetzigen Hochzeitsmahl bildet das Obst den Schluß, den Anfang dagegen machen sauergekochte Kuttelfleck in Safranbrühe; daher heißen sie bei uns an Rhein und Aare, wie weithin in Schwaben und Baiern, schlechtweg das Voressen. In dem Fischerdörflein Stilli an der Aare pflegten der junge Ehemann und seine Eltern nach dem Schmause sich unter der Hand heim zu machen und verschlossen da hinter sich Thüre und Fensterladen. Alsbald kam der Brautführer mit der Braut ihnen nach. Er trug einen rothen Rock, einen eigenthümlichen Bänderhut und seinen besonders bemaschten Brautstock, mit dem er nun an der Schwiegereltern Thüre klopfte. Auf die durch die geschloßnen Fensterladen kommende Frage, wer draußen, erwiedert er, eine Person, die gerne ins Haus aufgenommen sein möchte. Vielverlangt! sagt der Schwiegervater drinnen, ist sie fromm, ordentlich, arbeitsam? Der Brautführer bejaht, und der Fragende fährt fort: Kann sie auch kochen, spinnen, nähen, stricken, waschen, backen? So geht die Anfrage endlos fort; bei jeder einzelnen wendet sich der Brautführer erst an die Braut um deren Bejahung, dann übermittelt er ihre Antwort unter allerlei schalkhaften Nebenbemerkungen. Nun wird zwar die Hausthüre geöffnet, aber für die Braut ist nur eine Kammer ohne Licht vorhanden. Hier hinein muß sie, während der Brautführer sich in die Wohnstube begiebt, die erleuchtet und geschmückt ist. Gewöhnlich steht hier der Schullehrer aufgepflanzt, um den Brautsegen abzusprechen, eine einstudirte Rede an Bräutigam und Führer. Hiebei werden alle Fenster und Läden geöffnet, damit die ums Haus Versammelten nichts überhören. Hat er geendigt, so wird die Braut ins kerzenhelle Zimmer herein geführt. Sie trägt eine sog. Stoßblegenjüppe (rothausgeschlagner Festrock), eine blüthenweiße Schürze, rothe Strümpfe mit Laschenschuhen, in deren hohe und rothe Stöcklein drei Jungfernnägel unter geheimnißvollen Ceremonien eingeschlagen sind. Ihre Haare sind mit ei-

nem Sammetband in zwei lange Flechten geflochten, deren rothe Troddeln den Boden berühren. Ums Haupt geht ein stehendes Geflechte von Stahlflitterchen und Schmelz, auf dessen beweglicher Spitze das grüne Jungfernkränzlein schwankt. Ein ähnliches Kränzlein hat der Bräutigam auf den breiten Grempen seines Hutes liegen, dazu trägt er einen strohgelben offnen Knierock, drunter ein bis über die Hüfte reichendes Brusttuch aus Scharlach, Kniehosen mit dicht genähtem Faltenwerk, weiße Wadenstrümpfe, Schnallschuhe mit Silberrinken. Aus dem selbstgebauten Rothwein der Schwiegerschaft erfolgt hierauf der Ehrentrunk, den Zuschauern wird ihr Theil durchs Fenster verabreicht. Schlag zehn Uhr wird der Braut das Kränzchen durch zwei Mädchen abgeschnitten und ins Küchenfeuer geworfen, der Bräutigam wirft seines gleichfalls dazu. Das Knistern der zwei Sträußchen übersetzt sich die Gesellschaft in mancherlei scherzhaft lautende Weissagungen.

Nur noch Weniges aus den deutschen Nachbar-Gegenden wird hier der Uebereinstimmung wegen angefügt. Die Kleidung der oberbairischen Braut ist merkwürdiger Weise übereins mit ihrer Trauerkleidung; dazu hat sie aber die Brautkrone und den Brautgürtel. Ersteres ist ein Geflechte aus Golddraht und Rosmarin über dem zurückgestrichenen Haar; die mit rothen Bändern durchflochtnen Zöpfe hängen über den Rücken hinab. Der Brautgurt wird meistens in der Kirche oder beim Dorfwirth aufbewahrt und seit Jahrhunderten an jedes jungfräuliche Mädchen an ihrem Ehrentage ausgeliehen gegen einen kleinen Lohn an die Armenkasse. Zehen zollhohe vergoldete Rosetten, innen mit blauen und rothen Glassteinen besetzt, auf Sammt aufgenäht, bilden seine zehen Abtheilungen. Die Kränzel- und Prangerjungfern, als Geleiterinnen, tragen über ihre Sonntagstracht, einen weißen hemdartigen Ueberwurf mit rothem Ermelband und rothem Gürtel, dazu im offnen Haare einen Kranz von jungen Tannenzweigen. Bavaria 1, 437—438. In Unterfranken trägt der Brautführer rechts ein handbreites rothes Seidenband, das von der rechten Schulter bis auf die Waden niedergeht; der links hat ein ähnliches blaues auf die linke

Schulter geheftet. Bavaria 4, 427. In der Oberpfalz erscheint auch das entblößte Schwert, mit welchem der Brautführer, zum Zeichen des ihm übertragnen Brautschutzes, mit der Braut zur Kirche zieht. ibid. 2, 281. Einzelne Alpenthäler, in denen die Frauentracht durchweg und stets schwarz ist, erlauben mindestens in der Hochzeitskleidung etwas roth. Der Grödener Brauch setzt für die Tracht der Braut ein scharlachrothes Corset fest, dieses wird nur am Trauungstage getragen. Wie tief indeß diese Festfarbe in der allgemeinen Erinnerung haftet, dies erweisen zwei unscheinbare Züge der Sprache und des Volksliedes aufs rascheste. Der Schmetterling phalaena noctua, sonst auch rothes Ordensband genannt, heißt die Braut, sponsa. Dasselbe gilt von der Hausschwalbe, die Donars, des Ehegottes Leibfarbe trägt, ihr Nestbau unterm Dache schirmt das Haus gegen Blitzschlag; das Mädchen, das ein Schwalbennest von der Hauswand herunter stört, verjagt damit den Freier. Daher tröstet sich ein armes Kind (im Wendischen Hochzeitsliede bei Haupt-Schmaler 1, no. 267), das nichts vom hochzeitlichen Prunke der Nachbarinnen aufzuweisen hat und doch nicht vom Geliebten lassen will:

Die Schwalbe mit dem rothen Köpfchen,
Die wird unsre Züchtjungfer sein.

Ein Liebeslied aus Uhland's Sammlung, no. 56, welches das Vorbild von Göthe's Heideröslein gewesen ist, schildert die Schönheit der Begehrten folgender Maßen:

Sie gleicht wol einem Rosenstock,
drumb gliebt sie mir im Herzen,
sie tregt auch einen roten Rock,
kann züchtig, freundlich scherzen,
sie blüet wie ein Röselein,
die Bäcklein wie das Mündelein;
liebstu mich, so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Beut her mir deinen roten Mund,
Röslein auf der Heiden,

ein Kuß gib mir auß Herzengrund,
so stet mein Herz in Freuden!
behüt dich Gott zu jeder Zeit,
allstund und wie es sich begeit (begiebt);
küß du mich, so küß ich dich,
Röslein auf der Heiden!

In einem Liebesbriefe des 15ten Jahrhunderts in Pfeiffer's Ztschr. Germania 10, 387 hat der rothe Briefriemen das Briefsiegel zu vertreten: den roden rêmen, den bewaret wol.

Roth in der Landestracht.

Was man in oberdeutschen Landschaften noch vor kurzer Zeit Nationaltracht genannt hat, das war männlicher Seits gewöhnlich nichts anderes gewesen als der Ableger der Herren- und Soldatentracht, wie solche seit dem dreißigjährigen Kriege Mode gewesen, weiblicher Seits war's eine der nächstgelegnen Stadt abentlehnte, noch jüngere Damenmode, ungeschickt vereinbart mit Farbe und Schnitt des Bauernhabits. Auch letzteres hat nun vollends aufgehört, der Bauernschneider arbeitet städtisch, das Bauernmädchen geht nur noch des größeren Luxus wegen zuweilen bürisch, im Uebrigen ebenfalls „französisch". Auf eine Beschreibung der schweizerischen Bauerntracht darf es also schon deshalb hier nicht abgesehen sein, aber eine besondere Einsicht kann erworben werden, wenn man die Tracht auf den Zweck ihrer stabil wiederkehrenden Farbenwahl untersucht, und dies geschieht im Nachfolgenden. Wir beginnen mit der weiblichen Tracht.

Die Tracht des germanischen Weibes unterschied sich von der des Mannes nicht im Schnitte, sondern in der Farbe,

das weiße Frauenkleid hatte einen Purpursaum *). Zum Färben der Linnen- und Wollstoffe reichte nun dem Germanen die Erdfarbe freilich nicht aus, er mußte sich dazu der schwerer anwendbaren Pflanzenstoffe bedienen. Indeß wie der Bauer heute noch mit dem Mark ausgereifter Heidelbeeren sein Backwerk hochroth färbt, so sah Plinius, HN. 16, 30 in Gallien mit der Heidelbeere Kleider purpurn färben, denn auf so einfache Mittel verfällt man überall und zu jeder Zeit. Dies führt sogleich auf den rothwollnen Weiberrock, Jüppe genannt, der mit Waid blau, mit der Wildfrucht der Sauererbse (berberis vulgaris) roth gefärbt und mit einer besondern Maschine in tiefstehende steife Falten geprägt wird. Daher der Name dieser Jüppe: Stoßblegi. Wie man sie noch heute rothverbrämt trägt, so beschreibt sie Geiler, Postille 2, 309: do hot herfür gestochen der rot sammet oder purpur der gotheit uſs dem zwilchenschantz (Zwilchenrock) oder güppen der menschheit. Eheweiber trugen die Jüppe schwarz oder blau, Jungfrauen roth, oder blau mit rothem Saum, Kinder grün. Verfolgen wir den rothen Weiberrock nach seinem geographischen Vorkommen in Oberdeutschland, so trifft er hier vorzugsweise auf den alemannisch-schwäbischen Volksschlag. Zieht man eine Linie vom Monterosa bis nach Stuttgart, so begegnet auf derselben der gleichfarbige Rock der Bauernfrau. Hochroth ist er am Südabhange des Monterosa in den deutsch-piemontesischen Gemeinden Macugnaga, Rima und Gressoney, dazu der Strumpf scharlachen; das gleiche gilt im Eringerthale und im Oberwallis, ebenso bei den Urnerinnen im Schächenthale. Der Festanzug der Freiburgerinnen im Wistenlach am Murtnersee, sowie derjenige im Greyerzerländchen besteht ganz aus Scharlach. Im Liede s'Länderbü'rli, des Bäuerleins aus den Urkantonen, singt der Luzerner Chorherr Ineichen, † 1818, (Lieder vom alten Sepp. Luzern 1859, S. 131):

---

*) nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur eosque purpura variant. Tac. Germ. c. 17.

Mier hand gor gottligs Wybervolch,
s'isch grod se hibsch wie Gyps und Cholch [1]),
om Wärchtig [2]) trägids roihi Hämmlisteck [3]),
om Sunntig rothe Schorlechreck.

Die Züricher Limmatthalerin trägt ein rothwollenes Leibchen, scharlachenen Brustlatz und rothes Unterkleid. Ihre aargauer Nachbarin in der Altgrafschaft Baden trug noch im jetzigen Jahrhundert den Scharlachrock und ein Unterkleid mit Seidenband-verbrämtem Saum, der über das Oberkleid bedeutend weit vorreichte. Dazu kamen rothe Wollstrümpfe in weit ausgeschnittnen Schuhen, auf deren Rist abermals eine rothe Bandrose saß. Die Tracht der Freienämterin unterschied sich hievon nur dadurch, daß bei ihr jener rothe Unterrock weniger tief herabreichen und nur in der Bewegung des Schrittes sichtbar sein sollte. Die Appenzellerin Innerrhodens trägt einen rothen Kurzrock, ihr Mann ein rothes Brusttuch. Die Walserleute um Damils im Bregenzerwalde, die mit den Walsern in Bünden und Piemont eines Stammes sind, tragen sich weiblicher Seits roth an Strümpfen, Röcken und Miedern; die Landammänner von Damils trugen ehedem ein rothes Kamisol (Schnars, der Bodensee 1859, 79. 81.). Jenseits des Schaffhauser Rheines im Klettgau und Hegau begegnet bei Mann und Weib dieselbe Tracht, von der wir nachher noch besonders zu sprechen haben, so daß, wer über Schaffhausen nach Stuttgart reist, südlich von Tübingen in der reizend gekleideten Steinlacherin auf den ersten Blick eine Schwester der Wehnthalerin erkennt, die wenige Stunden von Zürich zwischen Kloten und Fahr lebt (A. Schott, Deutsche am Monterosa). Wir irren nicht in der Annahme, eine solche Wehnthalerin habe Göthe'n vorgeschwebt, als er die Gestalt seiner Dorothea (Gesang V) folgendermaßen zeichnete:

Aber ich geb Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider.
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;

[1]) Kalk. [2]) Werktag. [3]) rauhe Hemdstöcke bezeichnen den grobhänfenen Hemdtheil ohne Ermel und Brusteinsatz, letztere werden aus feiner Leinewand angesetzt.

Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth.
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund,
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Im vorigen Jahrhundert war die Leibfarbe der Fricktalerin vom Strumpf bis zum Kopftuche roth und rothbraun; heute wird in dieser Landschaft der rothe Frauenrock nur noch von Großmütterchen getragen und Heidentschopen (aus franz. jupon) genannt, eine Anspielung auf die veraltete Mode. Er wird zur Fasnachtsmummerei gebraucht, zu Bettdecken verschnitten; gleichwohl gehört er noch unter die Hausmittel der Volksmedicin. Fieberkranke hüllt man in ihn ein, jungen Frauen, die sich einen Knaben wünschen, dient er als Leintuch im Bette, und nachher noch als Unterrock, nachdem das erste Kind geboren ist. Dies gilt namentlich auf dem Bözberge. Altfromme Greisinnen verlangen, in ihm begraben zu werden. Letzteres hängt offenbar mit dem gottesdienstlichen Charakter der rothen Farbe zusammen, wodurch sie zugleich zur Leidfarbe geworden war. Weißgekleidet mit rothen Bandschleifen wird die Leiche in offnem Sarge zu Grabe gebracht, so in der bair. Jachenau; auch das vorausgetragene hölzerne Grabkreuz ist dorten rothblau bemalt. Bavaria 1, 412. In den Zinnsärgen alter Erbgrüfte erkennt man die Frauenleichen am langen Haupthaare und an den rothseidnen Ueberbleibseln des Gewandes. „Frau Dorothea, Gräfin zu Mansfeld, hat ihr Todtengeräthlein selber zusammen gesucht und machen lassen, wie ich denn solches in meinen Händen gehabt, einen schönen langen Rock von rothem Carmoisinatlas. Auswendig auf die linke Brust haben J. Gnaden einen Pergamentzettel genähet und eigenhändig darauf geschrieben:

Wolauf in Roth will ich mich kleiden,
Von dieser argen Welt abscheiden."

Joh. Wittich, Consilium Apoplecticum, Lpzg. 1602. Anhang: Christl. Erinnerung menschl. Sterblichkeit, S. 42. Daß diese rothe Leidtracht in bestimmter Beziehung zu Donar ge-

ſtanden, dem man die Leichen weihte, geht aus andern Einzelheiten der Frauentracht ſprechend hervor. Zur Füllung des Hüftenwulſtes, über den die Jüppe angelegt wird, dient unſern Bäuerinnen die Gundelrebe, glechoma hederacea, die man Donnerrebe heißt. Hier weiſt der eine Name des Doppelwortes auf Donar, der andere auf die Walküre Gund. Myth. 393. 1163. In dem Meien, den das Landmädchen zum ſommerlichen Kirchgange ſich bricht, pflegt neben rothem Geranium und purpurnen Dalien vorzugsweiſe die Karthäuſernelke zu ſein, die wir Donnernägeli nennen. Auch im Hochzeitsſtrauße der Kränzeljungfer ſticht Granate und Nelke hervor, gleichwie der bairiſche Oberländer letztere zum Kirchgange hinters Ohr und den Altarfiguren in die Hand ſteckt. Bavaria 1, 431. Die Alpenroſe heißt in Unterwalden nach dem rothen Weiberrocke ſelber die Jüppe, in Tirol aber Donnerroſe. Wer einem Zuge von Frickthalerinnen auf ihrem ſonntäglichen Kirchwege begegnet, dem wird, mögen ſie im Einzelnen noch ſo modern und eigenwillig gekleidet ſein, doch nur die rothe Farbe von Ferne ins Auge fallen: ein Kopfband, ein Knüpferchen oder eine Granatenſchnur um den Hals, das Bruſttuch, der Sammtſtreifen am Rockſaum, der unvermeidliche rothbraune Regenſchirm alles verbreitet einen ſanften röthlichen Schimmer um die Geſtalt. Dazu tragen daſelbſt alle Ehefrauen noch das rothe Kopftuch, das vom Scheitel her über den Nacken fallend, unter dem Kinn geſchlungen und mit zwei breiten Zipfeln in den Nacken zurückgeknüpft wird. Es heißt G'sunggetslümpe, Geſundheitstüchlein; ein weißes Kopftuch zu tragen, wäre hier ein weißer Rabe. Und wenn ein Großmütterchen längſt ſchon die Stube hütet und in ihrer Rustig (Rüſtung, Geſammtanzug) nicht mehr wähleriſch zu ſein braucht, ſo hat ſie doch noch jenes unabänderliche Kopftuch und ein unſichtbar bleibendes rothes Strumpfband angelegt. So tragen ſie alle das Zeichen deſſen, in deſſen Dienſt ſie entweder erſt eintreten oder ſchon ſtehen, und in deſſen Himmel ſie ſchließlich zuſammen einzugehen hoffen: des Ehegottes. Gleiches iſt auch von den rothen Wollſtrümpfen zu ſagen, die ſich mit der rothen Jüppe ſo ziemlich auf der-

selben geographischen Linie fortbehauptet haben. Rothe Strümpfe gelten noch in den Landschaften von Bünden, Oberwallis, im Lesiathale, im Züricher-, St. Galler- und Schaffhauserlande und im Badischen Schwarzwalde; desgleichen in der schwäbischen Bar, einem Gaue, der seit mehr als tausend Jahren seinen Gaunamen beibehalten hat: Berhtoldesbara, urk. 775.

Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe sein, heißt es in Joach. Rachels Jungfernanatomie. Klemm, Die Frauen 2, 332. Faßt man sodann noch die kleineren Merkmale ins Auge, durch die bei sonst gleicher Tracht die genannten Gaue sich wieder unterscheiden, so findet sich Folgendes. Die Obwaldnerin flicht ihren Zopf durchaus nur mit weißen, die Nidwaldnerin durchaus nur mit ziegelrothen Bändern ein, beide heften die nestartig gewundnen Flechten am Hinterhaupt jetzt mit einem Pfeil, früher mit dem durchgesteckten Milchlöffel fest. Die Zürcherin im Knonauer Amt trägt die zwei Haarflechten fliegend, mit einer rothen Schnur durchflochten, die in zwei rothe Quästchen ausläuft; während die Haarschnur bei ihrer Landsmännin im Kyburger Amt zwei breite Purpurbendel sind, die auf den Rocksaum niederreichen. Die aargauische Wehnthalerin mit ihrem scharlachrothen Brustlatz unterscheidet sich von der zürcherischen, deren Mieder nur einen Scharlachrand hat. Die reformirte Haslithalerin ist gegenüber ihrer katholischen Grenznachbarin in Obwalden erkennbar an dem stets rothen Brusttuche, „Mänteli", und dem stets weißen Miederchen, „Chuttli;" Die Jüppe der Altaargauerin ist dunkelblau mit breitrothem Vorstoß, diejenige ihrer solothurnischen Nachbarin ziegelroth und der weite Mantillenförmig darüber geschlagene Halbkittel rothbraun.

Die Beschreibung der männlichen Tracht in unsern oberdeutschen Landschaften beginnen wir mit dem Rock. Die Schweizergeschichte beweist mit mehrfachen Beispielen, daß der Bauer der deutschen Kantone seit dem 14ten Jahrhundert in Rock und Hosen sich roth trug, daß dieser Sonntagsrock späterhin zugleich als sein ordonanzmäßiger Milizrock galt und daß diese Tracht zugleich mit dem Langbarte erst 1798 abgelegt wurde,

als die Neufranken ihre Alles ausebnende Invasion in die Schweiz machten. Wenige Thatsachen sind hier genügend, diese Voraussetzung darzuthun. Gleichwie die Leib- und Bannerfarbe der österreichischen Herrschaft die rothe gewesen war und aus fürstl. Gnaden hier zu Lande an die einzelnen Städte, Hochstifte und deren Landschaften übertragen worden war, so verschenkten denn auch diese letzteren die empfangene Standesfarbe wiederum aus besondern Gnaden an ihre Unterthanen. Wenn der Bauer Hans Roth von Rumisberg 1382 den angeblichen Anschlag der Feinde gegen Solothurn erfährt, ihn dieser Stadt verräth und sie dadurch rettet, so empfängt dafür er und sein Geschlecht bis zum Jahre 1567 alljährlich Hosen und Rock in der Landesfarbe (roth und weiß), worauf das Geschenk in Geld umgewandelt und vom ältesten dieses Geschlechtes bis zum heutigen Tage fortbezogen wird. Der Vogt, den anfangs das Stift Murbach, später das Leodegarsstift und schließlich die Herschaft Oesterreich über die Stadt Luzern zu setzen gehabt hatte, hatte seit dem Eintritt dieser Stadt in den Waldstätterbund rechtlich daselbst zu bestehen aufgehört, jedoch sein Amt dauerte gleichwohl im dortigen Gewohnheitsrechte mit den ihm zufallenden Pflichtigkeiten noch sehr lange Zeit fort. Unter diese letzteren gehörte Rock und Hosen in der Stadtfarbe. Wenn nemlich die Stadt jährlich zu beiden Sonnewendtagen ihre Magistrate und Räthe erwählte, so versammelte sich gleichzeitig auch die jüngere, noch nicht regimentsfähige Bürgerschaft unter dem Namen des Junggesellenrathes und wählte sich ihren Narren-Ammann. Obschon demselben weder Amt noch Sitz im obrigkeitlichen Rathe zukam, so wurde er gleichwohl bei allen obrigkeitlichen Festanlässen einem wirklichen Rathsherrn gleichgehalten. Wenn er dann nach seiner geschehenen Wahl das Ammannsbrod unter das Volk auswerfen und Geldgeschenke an die Zunftstuben hatte übersenden lassen, so erhielt er von der Regierung einen Rock in der Stadtfarbe, und von jedem im laufenden Jahre sich verheiratenden Mitbürger ein paar Hosen. Josia Simler, Regiment L. Eydgenoß. 512. Hier lastete also das Stadtkleid als Servitut auf Stadtrath und Bürgerschaft und mußte deshalb vom Regenten dem Regierten gezinst werden,

anderwärts und noch öfter hatten dasselbe die Regierten zu versteuern. Nach Müller-Schambach, Ndsächs. Sag. 330, 20 mußten die Bauern zu Rodershausen für ihr dortiges Weiderecht ein paar rothe Hosen an die Herschaft zinsen *). Aus dem Wappenrock entspringt der Waffenrock, das Soldatenkleid. Im Bauernkriege kämpfen die Entlebucher und Emmenthaler im Treffen bei Wohlenschwil unter ihrem Anführer Schybi in rothen Röcken, die man Wollenhemden nannte; solcherlei setzten die Kantonsregierungen bei Schützen- und Schwingerfesten zu Gewinnsten aus, und noch heute kommt alljährlich am 6. December der Männerchor von Unterwalden bei der großen Nikolausprozession nach kirchlicher Vorschrift in diesen blousenartigen Rothhemden aufgezogen. Dasselbe lange Kamisol, bald Wollhemd, bald Libli geheißen, trug der Luzerner im Gäu und der Freienämter im Aargau; es war scharlachroth, reichte bis über die Hüften, hatte oben und unten einen Querbesatz von schwarzem Sammt, war ohne Halskragen, vorne ohne Schlitz und Knopf, und wurde an den Seiten zusammengeheftelt. Darüber trug der Mann einen offnen Knierock, roth oder rothbraun, Gasagge genannt, ital. casacca, engl. cassock, ursprünglich den langen Leibrock des Clerikers bezeichnend. Wenn man die vierfachen Schöße dieser Gasagge, die aus wasserdichtem schwerem Wolltuch bestand, hinterschlug an ihren Rückenknopf, so war damit der breitschwänzige Milizenfrack fertig, in welchem sich das schweizerische Aufgebot 1798 den französischen Truppen entgegenstellte. Segesser, Luzerner Rechtsgesch. 3, 159. Die Schweiz. Trachtenbilder von 1748 legen in ihrer no. 18 und 153 diese beiden Kleidungsstücke in ihrer stattlichen und in ihrer Alltagserscheinung genau vor Augen.

Wollen wir erfahren, wie dieser Bauernrock der Vorläufer

*) Als die deutsche Königstochter die dänischen Brautwerber empfängt und diese mit Scharlachmänteln sich brüstenden Barbaren mustert, spricht sie höhnisch:

Es ist nimmer so arg ein Schalk,
hat er ein paar rothe Hosen,
Wie er kommt nach Deutschland,
nennt er sich eine Rose.
Grimm, Altdän. Helden-L. 317.

jenes Studentenrockes gewesen ist, den man seit der Jahn'schen Periode den altdeutschen genannt hat, so müssen wir die Männertracht in der Schwarzwälder Altgrafschaft Hauenstein, zwischen Badisch Seckingen und Waldshut, betrachten. Sie ist heute folgende. Die kurze Pumphose von schwarzem Manchester beginnt genau an der Hüfte und geht bis zum Knie, unter dem sie gequastet zusammengebunden wird. Ueber sie fällt, statt der Weste, ein scharlachrothes luftiges Brusttuch bis zur Hälfte des Schenkels herab, wie dasselbe im Vorausgehenden eben beschrieben wurde. Um dessen weiten kragenlosen Halsausschnitt liegt à la Gustav Adolf ein breiter Chemisettenkragen, dessen zwei Schnurenbendelchen mit feinen weißen Quästchen aufs Brusttuch herabhängen, derselbe überdeckt zugleich die Schultern des kragenlosen Manchesterrockes, ein kurzes einknöpfiges Gehröcklein, das mit Ausnahme seiner vierschößig geschnittnen Rockflügel vollständig der sog. altdeutsche Rock ist. Er hat auch im Schaffhäuser Hegau und Klettgau gegolten, ist aber dorten fast ganz verschwunden. Dazu gehört ein schöngeformter gelber Strohhut mit niedrer Güpfe und ein paar Schnürschuhe mit rothen Lederlaschen und gelben Zugbändern*). Als i. J. 1770 die Erzherzogin Marie Antoinette durchs Breisgau nach Paris ihrem unglückseligen Ehebund entgegen reiste, stellte man ihr in Freiburg zwei Kompagnieen dieser Hauensteiner als Ehrenwache vors Schloß. Die eine bestand aus lauter Verheirateten und trug deshalb Schwarzröcke und Langbärte; die zweite bestand aus Junggesellen in rother Tracht und ohne Bart. Alle hatten Büchsen und Hirschfänger. Ihr Offizierscorps bestand aus dem Redemann (dem Gemeinde-Sprecher), dem Venner und den zwei Einungsmeistern. Die mitgekommenen Hauensteinerinnen

*) Von der Macht des Liedes, das der Liebes- und Dichtergott Wäinämöinen spielt, sagt das finnische Volkslied:

Selbst des Waldes alter Vater
Schmückte sich mit rothem Schuhband;
Selbst des Wassers gute Mutter
Zierte sich mit blauen Strümpfen,
Während spielte Wäinämöinen.

trugen ihren Ehrenkranz in den Haaren, das krönleinartige Schapel. Durchreise der Frau Dauphine ꝛc. Gedruckt bei Satron 1770, fol. Eine Eigenthümlichkeit der Bauernhose wird nur sichtbar, wenn der schoßlose Janker getragen wird, es ist der im Rückenschlitz der Hose in zwei fliegenden Enden durchgezogne Seidenbendel. Die Männer aus den Urkantonen, die sg. Länder, tragen ihn durchgehends von blauer Seide, im badischen Schwarzwald dagegen bezeichnete der rothe Hosennestel den Unverheirateten. Es ist dies ein Ueberbleibsel des durch die Innennath des Kleides gezogenen Schnürbandes, welches der Vorläufer der Hosenträger war. Die älteste Bezahlungsweise der breisgauischen Maurer und Steinmetzen am Münsterbau zu Freiburg bestand, neben dem schwarzen Rappen Taglohn, im Nestel, einer schmalen gewirkten Schnur, noch i. J. 1464 gab man dorten rothe Nestel an Zahlungsstatt für neuen Wein. Schnezler, Bad. Sagb. 1, 366.

Die Schifferzunft der Stadt Speier entrichtete zum Zeichen ihrer rheinischen Zollfreiheit den dortigen Zollbeamten jährlich ein Dutzend Nesteln. Lehmann, Speirer Chronik 1612, pag. 371ª.

Unter die echten Reste alter Volkstracht ist die Sennentracht zu zählen, die von den schweizer. Ufern des Bodensees an bis in die Hochalpen hinein überall dieselbe ist. Sie ist im Solothurner Jura sogar auf den W. Jäger übergegangen, Naturmyth. 49. Schon ihr einer Bestandtheil, die Küherjacke, welche ermellos ist und nur die Hälfte der Achsel mit dem rothen Chrättli-Ermel deckt, erinnert an den nach gleicher Tracht benannten germanischen Volksstamm, der ermellose Oberkleider trug, in Peutinger's Tafel zwischen Alamannen und Markomannen angesetzt und Armalausi genannt ist, während er bei Aethicus Armalausini heißt. Name und Tracht dieses oberdeutschen Volksstammes vergleicht sich dem der nordischen Berserker, d. h. bis auf das Unterkleid bar Gehenden, weil dieselben ohne Panzer in den Kampf zogen. So reden auch die schweizerischen Aelpler vom „Kriege im Hirtenhemde", als sie in ihrer Kühertracht 1798 der französischen Armee die Spitze boten. Der Kragen

dieser Küherjacke ist stehend und mit rothem Plüsch gerändert. Ueber dem Scharlachbrusttuch macht sich der Hosenträger breit, auf dessen Querriemen die vergoldete Silhouette eines Rindes, umgeben von den Namensbuchstaben des Eigenthümers prangt. Das kleine Lederkäppchen ist in dreieckigen Zwickeln knapp über die oberste Wölbung des Kopfes geschnitten, schwarz von Grundfarbe mit rothledernem Passepoil; dazu gelblederne Hose, weißer Wadenstrumpf und hohe Schnürschuhe. Wir vermögen diese Tracht, verbunden mit derjenigen der Winzer und Kornbauern, am getreuesten nach den 30 colorirten Bildtafeln zu schildern, welche beim großen Winzerfeste des Waatlandes 1833 zu Vevey als Festschrift ausgegeben worden sind. Dieses Fest, das damals alle sechzehn Jahre einmal begangen wurde, heißt man nach der dortigen Winzerzunft Abbaye des Vignerons. Der Name Abbaye bezeichnet im waatländischen Patois unsre deutsche Kilwe, Abbayerons nennt sich daselbst diejenige Ortsburschenschaft, durch deren Zusammensteuer die festliche Abhaltung der Kirchweihe örtlich anberaumt und möglich gemacht wird. Gleichwie unsre Dorfknabenschaften sich Kilwerâthe betiteln, so diese waatländischen Abbayerons. Sie beginnen mit einer maskirten Prozession, in welcher die Figur des Bacchus herkömmlich die Hauptperson ist, und wiederholen ein Lied, welches anhebt: Qui vive? vive le Bacchus! Mitten in den Rebbergen bei der Kirche St. Martin schlug man ehedem Festhütten auf, tanzte und schmauste und stellte somit die hier eingegangene Abtei St. Martin mit ihrer geschichtlich gewordenen Lebenslustigkeit aus dem Stegreife wieder her. Heut zu Tage wird das Fest auf dem Stadtplatze von Vevey auf einem Amphitheater aufgeführt, das gegen 5000 Personen faßt, und ist eine moderne Geldspekulation geworden. Es erscheint dabei der Abbé de la Confrérie, der Anführer der Rebleute, mit Infel und Bischofsstab, in violetten Seidenstrümpfen, sein sämmtliches Winzergefolge trägt den Cylinderhut und schwarzen Frack der Pariser Musterwelt. Wie sehr dies Alles im Jahre 1833 noch ganz anders war, läßt sich aus der vorhin schon erwähnten colorirten Festbeschreibung entnehmen, woraus hier ein paar Blätter

detaillirt angegeben werden. Der Zug der Winzer ist dorten durchweg weiß gekleidet; der Zug des Frühlings mit seinen Mähern und Graserinnen ist blau an Hut, Schärpe, Gürtel und Kleidersaum, blau selbst der Sensen- und Rechenstiel. Dagegen bricht die rothe Farbe mächtig durch, sobald der Sommer auftritt mit der Ceresgruppe, und noch übermächtiger im Sennenzuge. Die Bildtafel 14 bis 18 stellt die Ceresgruppe dar. Das Musikcorps an ihrer Spitze, in drei Gliedern sechs Mann hoch marschierend, trägt Leibgurt, Armbinde, Hutband und aufgeschlagene Hutkrempe hochroth. Die Tunica der Genien und Priesterinnen, ihre Mützen, Sandalen und Maschenwerk sind hochroth. Von gleicher Farbe ist die Chlamys der Ceres, ihr Fußschemel, Thronsessel und Baldachin. Ihr folgen Ackermägde, Schnitterinnen, Schäferinnen, deren Mieder, Gürtel und Kleidersaum roth ausgeschlagen ist; rothbordiert ist Hutrand, Rock und Weste der Schnitter und Drescher, die geschultert getragenen Drischel- und Sichelstangen sind von derselben Farbe. Auf einem Rollschiffe kommt ein rothgebälktes Winzerhaus gefahren, die Brautleute dazu folgen nebenher. Des Bräutigams Frack, der Braut Fächer, der Hochzeitsgeiger Strümpfe, der auf dem Brautwagen aufgepflanzte Kunkelstock: alles hochroth. Schließen wir mit Bildtafel 8, die den Zug der Ermailli's oder Küher darstellt. Im Freiburger Patois heißt der Senne Armallii, die Kuh Armallie, Ermallie (Helvet. Almanach 1810, 105); im waatländischen Patois heißt der Obersenne Armadi (von armento), der Untersenne Djignio (junior). Sie Alle tragen hier die schon beschriebene ermellose Küherjacke mit kurzem Achselwulst und sind an Brusttuch, Leibgurt, Küherkäppchen und Lecktäschlein insgesammt ziegelroth. Ihre Hosen sind braunroth, wie die im Zuge mit aufgetriebnen Rinder freiburgischen Schlages. Die Schürzen der Sennerinnen, vom Halse an miederförmig, vom Gürtel hinab fächerbreit zugeschnitten, sind der Länge nach rothgestriemt. Der Knopf und der untere Ring an der Handhabe eines jeden Küherstabes besteht aus feinem rothem Wollenbesatz. Von Juchtenleder sind die Halsbänder der Kühe, der Melkstuhl auf dem Alprosse hat rothen Anstrich, und

dieses selbst wieder trägt in Mähne und Schwanz rothes Bendelwerk. Die mitziehenden Dudelsackpfeifer und Alphornbläser sind rothwestig. Der Zweck und Sinn des Festes ist ausschließlich ein landwirthschaftlicher. Hat man dem Abte die von den Göttern Pales, Ceres und Bacchus gesegneten Früchte feierlich überreicht und ist das große schneeweiße Festbrod von ihm angeschnitten, die erste Silberkanne Weins von ihm gekostet, so wird für die Theilnehmer die Festtafel eröffnet. Heut zu Tage dauert die Festvorstellung mit Opernchören, Ballettänzen und Solosängern eine volle Woche; Schaufenster, an denen der Hauptzug vorübergeht, bezahlt man mit 20 Frc., einen bloßen Stehplatz im Circus vor der Bühne mit einem Thaler.

Betrachten wir zum Schlusse, wie es der Poesie gelingt, aus dieser Farbenwahl und Tracht zugleich die ganze persönliche Wohlgestalt hervorgehen und durchleuchten zu lassen, so begegnet vornemlich die Mischung von Weiß und Gold, von Weiß und Roth; so in jenem unsterblichen Skolion bei Athenäus:

O daß ich eine Leier wär' von weißem Elfenbein,
Und schöne Knaben trügen mich zum Dionysostanz!
O daß ich wär' ein Goldgefäß, vom Feuer nie berührt,
Und trüg' mich eine schöne Frau in ihrer reinen Hand!

In den Dichtungen unseres Mittelalters ist es ein stehender Zug geschilderter Frauenschönheit, ihre lichte Hautfarbe gegen Gold und Gewand wettstreitend aufleuchten zu lassen, die Freundin liliengleich und morgenfrisch, den Freund rosenhell erscheinen zu lassen. Wie der rothe Morgen aus trübdämmernden Wolken, so geht Kriemhilde aus ihrem Gemache hervor. Welch hübsches Weib mir ihre Gunst böte, singt Walther, der liez ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen. Als Ortnit gerüstet zum Sturm vor der Burgmauer steht, ruft der Burgwächter: von vüezen unz an daz houbet ist er gezündet an, und die Mutter drinnen: sich, der brinnet als ein kerze lieht! Als der Held dann der begehrten Braut ansichtig wird, dô schein ir durch ir zophe ir hals alsam der snê. Das Lied eines Unbekannten in v. d. Hagen's Minnesinger 2, 161^{b}. setzt die Liebe des Ehemannes dem Rosenreichthum des Sommers gleich:

Mich dunket niht sô guotes
noch sô lobesam,
sô diu liehte rôse
und diu minne mîns man.

Das Lächeln der Freundin thut Wunder, ihr rothes Mündlein lacht Rosen; ihr Blauauge spielt in Freude dem Blick des Falken gleich, im Schmerze weint es Perlen; ihr Blondhaar strählt sich golden. Dieser gleiche Farbeneinklang von blauen Augen, rothen Wangen und goldigen Haaren verleiht den Madonnenbildern der alten Maler ihre Holdseligkeit, zugleich umgiebt er die Heldengestalt des Mannes mit erhabnen Schrecken. Also schildert Ossian seinen irischen Cuthullin: Seine rothe Wange leuchtet wie mein geglätteter Stahl. Weit blickt sein blaurollendes Auge unter seiner Braue dunkelm Bogen. Sein Haar fliegt, wenn er vorwärts gebeugt den Speer schwingt, gleich einer Flamme von seinem Haupt.

Das Braun- und Fleckvieh.

Die Schweiz besitzt zwei einheimische scharfgesonderte Rindviehracen, das einfarbige Braunvieh und das Fleckvieh. Merkwürdig ist die ziemlich gleichmäßige Vertheilung beider Rindviehstämme mit ungefähr gleich großer Stückzahl auf die zwei Hälften des Landes. Zieht man eine Linie vom Bodensee bis nach Sitten in Wallis und zum Montblanc, so findet sich das einfarbige oder Braunvieh in der östlich dieser Linie liegenden Landeshälfte, das Fleckvieh wesentlich in der westlichen. Verlängern wir aber diese Linie südlich bis Spanien und nördlich bis zur Ostsee, so wiederholt sich im Ganzen die gleiche Erscheinung. In den östlich dieser Scheidelinie liegenden Ländern Europa's ist hauptsächlich der einfarbige, in den westlichen hauptsächlich der bunte Stamm heimisch; jener macht sich geltend als die

Bergrace, dieser als die Thalrace. Unter den zahlreichen Racen, in die der östliche Stamm sich gliedert, steht der schweizerische braune in jeder Hinsicht weit voran. Charakteristisch für die Racenreinheit ist ein dunkelgrauer Nasenspiegel mit hellerer Verbrämung, dunkelgraues Maul und Zunge. Zeichen unreiner Race sind röthliche Hornspitzen und Klauen, röthliches Haar zwischen den Hörnern und in den Ohren, röthlichgefleckte Nase; nicht aber ein weißer Stern oder Fleck an der Brust. In Bezug auf die Körperform zeichnet es sich aus durch eine leichte feine Gesammtgestalt, leichten Kopf, dünnen Hals, geraden und breiten Rücken, gut angesetzten Schwanz, weißes Euter und große Milchadern. Die westliche und nordwestliche Grenze des diesem Schlage zuständigen Gebietes beginnt etwa bei Zermatt am Matterhorn, berührt die Jungfrau und Grimsel, geht über Engelberg nach Schwyz, von da über Lintthal nach Chur und Ragaz. Nach diesen Landstrichen unterscheidet man wiederum die schweren, mittleren und leichten Schläge. Der schwerste darunter ist der Schwyzerschlag, der dann im Zugergebiet, Luzernerland, Freienamt, in Gaster und Glarus und der Südhälfte des Zürcher Landes heimisch ist. Kleiner sind der Appenzeller- und Toggenburger Schlag nebst dem im Bündner Oberlande; noch kleiner der Unterwaldner, Haslithaler- und Oberwalliser-Schlag. Diese Angaben stützen sich auf die beiden Schriften: J. M. Ziegler, Gewerbsthätigkeit der Schweiz, Winterthur 1858. Tschudi, Landwirthschaftl. Lesebuch 1863, 268—271.

Dieser rothen Rinderrace räumt auch der Aargauer den Vorrang vor jeder andern ein; sie bedarf, urtheilt er, am wenigsten Futterquantum, ist milchergiebiger, mastfähiger und auf der Weide dem Bremsenstiche weniger ausgesetzt, als die graufahle Rinderrace; sie hat ferner glattes Fell und geschmeidiges Haar, und daraus schließen Viehhändler und Metzger auf feineres Fleisch: „Rothfelle metzgen sich besser." Reibt man ein solches Stück, bevor man es zu Markte treibt, mit den Weihrauchkugeln ein, die im Grunde des Baues der Waldameisen liegen, so wird man es um den besten Preis an den Mann

bringen können. Die dunkelrothe und schwarzbraune Race ist unbeliebt, sie soll düstern Gemüthes, bei der Arbeit gleichgültig und Krankheiten leichter unterworfen sein. Der Oberländer- und Emmenthalerbauer, hört man urtheilen, ist mit seiner rothen Race gegen die Nachstellungen der Hexen immer sicher geblieben, der Unterwaldner dagegen mit seinem schwarzbraunen Rinderschlag ist allen Zaubereien ausgesetzt und muß jedes Jahr seinen Stall durch die Kapuziner neu aussegnen lassen. Eine gleiche Abneigung besteht gegen das weiße Vieh; das Sprichwort heißt: Wyß b'schyßt (trügt); weiße Kühe gelten im Handel als die untauglichsten, weiße Kälber werden gar nicht abgeträukt, sondern sogleich dem Schlächter verkauft. Auch die übrigen Hausthiere müssen roth sein; rothe Schweine sind „gefräßiger", d. h. gedeihlicher. Ein rothes Ferkel wird schon um 40 Kr. höher, ein halbjähriges um mehrere Gulden höher verkauft, als ein anderfarbiges. Steinmüller, Alpenwirthsch. 2, 402. Katzen von rostrother Farbe hält man in Mühlen und Kornscheunen, nur ihnen traut man Muth genug zu, hinter die Ratten herzugehen, und thatsächlich zeigen Katzen andern Schlages Furcht vor Ratten und verrathen noch vor den getödteten ihren Abscheu. Der Vorwurf der Verschlagenheit und Tücke, den man allem rothhaarigen Thiere macht, stammt aus der bekannten Abneigung gegen rothhaarige Menschen: Rothbart, Schelmenart. Daher ist der rothe Kater ein Kinderfresser; unter den Rossen der Fuchs der verschmitzte. Unter hundert Füchsen, sagt der Pferdeknecht, sind 99 Schelmen, d. h. solche, die gerne schlagen und beißen. Unter der Gestalt eines rothen Schweines kann leicht eine Hexe verborgen sein, wie die Heidenmarei (Aargau. Sag. 2, pag. 396), oder es ist ein vom Zauberer gemachtes bloßes Trugbild, das sich dem Käufer schon nach drei Tagen ins leere Nichts auflöst. Liebrechts Gervas. Tilbury, S. 65. Auf der Alpe von Urden kauft der Senne dem Teufel eine rothe Kuh mit giftiger Milch ab, tödtet damit die Leute, die ihren Wallfahrtsweg über dieses Gebirge nehmen, und raubt sie aus.

Eine landwirthschaftlich alte und so scharf ausgedrückte Bevorzugung des rothen Rindes kann nicht ohne gleichzeitige religiöse

Momente sich entwickelt haben. Das rothe Thier giebt sich allenthalben als Sonnenthier zu erkennen. *)

In Kuhn's Ztschr. f. Sprachf. 1863, 113 wird eine altindische Segensformel gegen die Gelbsucht mitgetheilt:

Mit Farbe von der rothen Kuh,
mit der umhüllen wir dich rings;
Ringsum mit rothen Farben, daß
du lange lebst, umhüll' ich dich!
Die röthlichen, die göttlichen,
und die da roth, die Kühe auch,
So Form an Form, wie Kraft an Kraft,
mit denen rings umhüll' ich dich!

Kuhn bemerkt, daß der Kern dieses Segens bereits im Rigveda enthalten ist und da den Schluß eines Hymnus an die Sonne bildet. Mithin gleichen diese hier verwendeten rothen Kühe den hellenischen Sonnenrindern. Nach dem indischen Gesetzbuche Yajnavalkya (edd. Stenzler 1, 204) gelangt derjenige, der eine geschmückte Kuh von guter Gemüthsart den Göttern opfert, auf so viel Jahre in den Himmel, als sie Haare hat; ist sie aber braun, so läßt sie auch seine Vorfahren bis ins siebente Glied mit dahin gelangen. Dem ägyptischen Sonnenstiere Apis, der selbst glänzendschwarz von Farbe sein mußte, wurden an seinem Jahresfeste rothe Ochsen geopfert; und beim persischen Jahresfeste der Feldbauer müssen die Hörner der Thiere roth bemalt sein. Spiegel, Avesta 2, S. CIII. Im Odhinischen Cultus stehen die Milchthiere unter Thôrrs Schutz; darum heißt der Stier, wie Thôrr selbst, Vîngnir, weil beider Farbe lohend ist. Ein norwegischer Rinderschlag, rostbraun mit schwarzgeflammten Flecken, ist unter dem Namen Brandvieh, Riesenvieh bekannt und soll von jener primitiven Race abstammen, welche der Sage zufolge dem Riesengeschlechte des Nordlandes

*) Helmbrecht, im gleichnamigen Gedichte von Wernher dem Gartennäre (Haupt Ztschr. 4, 349) ist ein entlaufner Bauernsohn, der nach langem Wildlingsleben heimkehrt und nun dem Vater, um sich als dessen Sohn ausweisen zu können, die Rinder im Stalle mit Namen herzählen soll. Er thuts bis auf den letzten und vierten Ochsen: der vierde der hiez Sunne.

zugehört hat. Schwedische und norwegische Volkslieder erzählen, wie der Riese diese Thiere wieder an sich zu locken sucht, indem er den Ruf der Hirtensprache nachahmt; hat sich alsdann der Mensch vergebens bemüht, das Vieh zurück zu halten, so ruft er in letzter Noth zum Oekuthörr, dem auf dem Wagen einherfahrenden: Socke, Thore, Sküversman! Weinhold, Altn. Leben 36. Der Oberpfälzer Bauer hofft mit des Donnergottes Hilfe dem Feldschaden der Frostriesen zuvorkommen zu können; wenn er mit ein paar rothen Zwillingsochsen im Frühjahr sein Feld pflügt, so kann ihm der Hagel nicht in die Frucht schlagen. Schönwerth 2, 131. Beim Meklenburger Dorfe Warlin an der Neubrandenburgerstraße steht ein Sandhügel mit mächtigen Steinen umstellt, dessen jüngste Abräumung ergeben hat, daß er ein altes, im Innern mit einer Steinkammer ausgebautes Hünengrab gewesen ist. Diesen Hügel bewohnte ehemals eine rothe Kuh. Ausgezeichnet wol genährt, stellte sie sich stets am ersten Mai in die Reihe der Dorfheerde, jeden Abend aber beim Heimtreiben war sie verschwunden. Am letzten Weidetage des Jahres erschien sie dann mit einem goldnen Halsbande, das war des Hirten reichlicher Lohn. Hatte der Hirte ihr dieses abgenommen, so begab sie sich für den Winter in ihre kühle Steinkammer. Uebereinstimmend mit dem Roth, welches im Abschnitte Hausfarbe als die Schildfarbe der altdeutschen Gerichtshäuser und Herbergen dargestellt wurde, erscheinen auch die zahlreichen Wirthsschilde zum rothen und goldnen Ochsen, nach denen am Mittelrhein, namentlich um Köln, noch in den Zwanziger Jahren die besseren Gasthöfe durchschnittlich sich benannten. Viele haben sich in einen vornehmer lautenden Goldnen Ochsen umgeändert, dies ist aber eben wieder der rothe, wie ja unser altdeutsches Epos und das Volkslied stabil vom roten golde sprechen. Zu den drei Rindern war in Sachsenhausen jenes Wirthshaus geschildet, in welchem Schiller auf seiner Flucht aus Stuttgart Quartier nahm.

Aus einem ganz andern Gedankenkreise entsprang im althebräischen Cult das Sühnopfer, dem Herrn eine röthliche Kuh, zu verbrennen, an der kein Fehler und auf die noch kein Joch

gekommen, und dies Brandopfer mit einer Quäste rosinrother Wolle zu besprengen. 4 Mos. 19. Hier war die rothe Farbe das Symbol begangner und zu sühnender Schuld. „Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden." Jesaja 1, 18. Roth war in Indien Farbe des Todes. Der Todesgott Yama und das Riesenweib, das mit ihm angefahren kommt, sind beide rothbemantelt. Holtzmann, Ind. Sag. 2, 304. Uns galt die Kuh überhaupt als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die rothe über die Himmelsbrücke hin brüllende ist Sinnbild des nach dem befruchtenden Donnerwetter frisch sich ausspannenden Regenbogens. Daher behauptet unser Kinderspruch (in Haupts Altd. Blätt. 1835. 163—165), ihre Rolle, in die sie sich je nach dem Wechsel der Jahreszeiten mit den übrigen Thieren zu theilen hat, beginne am Erntetag mit dessen Fülle von Trank und Backwerk:

dô sach ich ein rôte kuo
daz brôt in den oven tuon.

Zum Zeichen der Sommerverkündigung wird von der Dorfknabenschaft ein todter Fuchs, und wenn ein solcher nicht zu haben ist, ein rother Hahn an den Wohnhäusern umhergetragen, auf den man das Oster- und Pfingstei einsammelt. Dieser Goldfuchs und der Goldkamm sind Sinnbilder des neuverjüngten Sonnengestirnes, der Lichtgottheit; alle in derem Strahle neu reifende Speise wird dadurch mitgeheiligt, daß man am englischen Weihnachtsfeste die Stechpalme mit ihren hochrothen Beeren (Hulste, engl. holy) feierlich ans Haus steckt; daß man in Westfalen mit dem Zweig des Vogelbeerbaumes die Kälber beim ersten Austrieb quickt (belebt); daß man allenthalben das rothgefärbte Oster- und Pfingstei vertheilt. Selbst der Sprengwedel, der in der Weihbrunnschale auf den Gräbern liegt, wird aus der Stechpalme gebunden, deren Früchte Donnerkugeln heißen, denn die Leichen sind dem Donar geweiht. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 1, 334. Alle Wesen, welche diese Lichtfarbe tragen, genießen daher Frieden und wirken zugleich heilkräftig. Das rothe Marienkäferchen, der Siebenpunkt, gilt selbst für ein rothfleckiges Rind, hat den Namen Ankenkälblein, und demjeni-

gen, heißt es, der ein solches vorsätzlich tödte, würden die Stallkühe keine Milch mehr ergeben. Wer das Nest eines Rothbrüstchens zerstört, dessen Kühe geben drei Tage lang rothe Milch. Die kleine scharlachene Erdmilbe, das sog. Sammetkäferchen, heißt Glücksspinne, weil man sie und den Siebenpunkt zur Schicksalserforschung über die Hand laufen läßt. Noch manches andere unscheinbare Thierchen wählt sich der Mensch zum Helfer, weil es von gleicher Farbe ist. Man hält sich rothgefiederte Stubenvögel: Gimpel, Stieglitz, Fliegenschnäpper, gegen Entzündungskrankheiten; man bestreicht Hautübel mit dem Schleim der rothen häuserlosen Waldschnecke und heilt mit dem Absud derselben, obschon sie Judenschnecke heißt nach dem rothbartigen Judas, die Schwindsucht. Wo der rothbeinige Storch nistet, schlägt der Blitz nicht ein. Das Spannzeug und Werkgeräthe des Bauern trägt ebenfalls die Spuren dieser heilkräftigen Farbe. Die Kummetscheiter für Rind und Roß sind rothgekerbt, desgleichen die Leitern am Fuhrwagen, die Zinken der Heugabel. Das Ledergelenk und die Kappe des Dreschflegels besteht aus weißem Schweineleder, mit rothen Zwickeln besetzt. Die großen Messingringe, die zur Zier am Roßkummet hängen, sind mit rothem Tuch durchflochten, das Halsband der Schellenkuh ist roth ausgenäht. Futterkasten und Gänterlein sind ohnedies roth angestrichen, und der Zimmermann unterläßt es nicht, an jedes neue Tennenthor Zirkel, Winkelmaß und Breitart in Oelfarbe schwarz und roth hinzupinseln.

Rothes Gebäcke und Getränke.

Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Zucker und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gel.

Fränkischer Kinderreim.

Des Kindes irdenes Milchbecken ist rothbraun, sein Trinkglas hat einen rothen Henkel, sein erstes Eßbesteck ein rothgebeiztes beinernes Heft. Sein Pathenschuh und sein Osterei ist roth. Sein Brei muß eine rothe Milchhaut haben, sei's aus Zimmet oder Safran, sein Lieblingskuchen eine rothe Rinde, aus Johannisbeeren preßt es sich seinen ersten Rothwein. Nicht anders macht es der kindliche Mensch der Vorzeit; zur Ehre der strahlenden Götter färbt er sich selbst sammt allem, was zum Festtage gehört, bis auf das Festbrod hinab bunt. Mit Most und Mennig schminkten italische Kelterer ihr Gesicht, nachdem sie es ihrem Feldgotte Priapus vorher gleichfalls geröthet hatten, und buken honigbestrichene Kuchen. Solcherlei altlandschaftliche Zweckbrode und Festgetränke aus Oberdeutschland, bald roth, bald blau gefärbt, je nach dem Jahresumlauf der Gestirne, werden im Nachfolgenden kurz und nur in ein paar Exemplaren beschrieben, weil gerade sie den beurkundeten Beweis liefern, mit welchen Mitteln unser deutsches Alterthum die künstlichen Farben des Gebäckes und Getränkes herzustellen pflegte, welches man für die beiden Festzeiten von Neujahr und Ostern bereitete.

Filebrod heißt das köstlichste appenzellische Neujahrsbrod. Den Teig aus feinstem Schildmehl, mit Sauerteig in Gährung gebracht, läßt man zuvor am kältesten Orte überfrieren, dann wird er geformt, mit Safran überstrichen und im Ofen rothgelb ausgebacken. Es ist ein großes, scheibenrundes und fladendickes Milchbrod, in der Mitte mit drei modellirten Waldschnecken, und im Umkreise ebenso mit einer dünnen Haarflechte, einem sogenannten Brodzopfe, sehr geschickt verziert. Die Versuche, den Namen Filebrod zu erklären, sind nicht geglückt; man leitete ihn ab von bonus filius, da man die artigen Kinder damit beschenkt; oder auch von St. Pamphilius. Tobler im Appenz. Sprachschatz 46 schreibt Pfilabrod, um sich daraus ein Pfeilbrod deuten zu können, doch die feststehende Form des Gebäckes spricht dagegen. Das Scheibenrund und die ringsumlaufende Haarflechte deuten entschieden auf die Sonne des neuen Jahres; denn Strahl und Haar ist sprachlich synonym,

und mit dem Schlagen der Feuerscheiben begrüßt die oberdeutsche Jugend am Funkentag alljährlich das Steigen der Sonne. Die drei Brodschnecken verkünden das Wiederauskriechen der ersten Frühlingsthiere, sowie das schöne Gelbroth des Kuchens selbst den Sonnenschein versinnlicht. Diese Farbe nun hat dem Brode seinen Namen gegeben. Safran, die Frühlingsblume, färbte das safranfarbige Gewand, welches Eos trägt, die griechische Göttin der Morgenröthe; und symbolisirte auch dem Christen die Liebe Gottes *). Deutsches Festbrod, das dieselbe Farbe trug, begegnet zuerst in den ahd. St. Galler-Glossen, die man die Salomonischen nennt: robor panis recoctus, rubefactus. Sein appenzeller Name aber erscheint im altd. Kochbuch „Von guter Speise" (Biblioth. des Stuttg. Lit. Vereins, Bd. 9, 24): vialmus, fialmus, wol mit fialblumen geferwet. Ebenso kennt Boners Edelstein, edd. Pfeiffer 78, denselben Ausdruck, mit Veilchenzucker gefärbt nennt er Zuckerviolet. Das Kuttelfleckgericht bei schweiz. Hochzeitsschmäußen, die Suppennudeln und der Brei bei bair. Hochzeits- und Taufschmäußen werden nicht anders aufgetragen, als mit Safran gelb und roth gefärbt, auch der Hobelspankuchen im Kt. Luzern wird stabil in derselben Farbe gebacken. Auf welche Weise das Brod eine unschädliche blaue Färbung erhält, ohne diese in der Backhitze zu verlieren, wird am Schlusse besonders besprochen werden. Durch jene Farbe des Festbrodes verdeutlichen sich nun erst manche eigenthümliche Züge der Landessage. Das weiße Lämmchen, das man ins Glarner Heidenloch hineinließ, kam rothgefärbt wieder heraus. Blumer-Heer, Der Kt. Glarus 315. In der altenglischen Sage des Giraldus Cambrensis (Haupt Ztschr. 6, 534) erzählt der Priester Elidorus, wie er als Knabe aus der Schule entlief und sich am Flußufer versteckte. Hier führten ihn zwei blondhaarige Zwerge in ihre Höhle zu ihrem König hinein, wo dem Hungrigen safrangefärbter Brei vorgesetzt wurde.

*) Portal, Des couleurs symboliques, Paris 1837, 240: Dans la langue divine la couleur safranée désignait l'amour divin revelé à l'ame humaine, l'union de l'homme à Dieu. Friedreich, Symbolik der Natur 340.

Ein altdeutsches Brodgebäcke des Namens Fürwitzel verzeichnet Graff Sprachsch. 1, 1104; Name, Färbung und Erscheinungszeit auch dieses Zweckbrodes stehen fest. Die Frucht am Wildstrauche der Sauererbse oder der Sauerzäpfchen (berberis vulgaris) heißt altbair. Fürwitzel, schweizerisch Erbsele und Narrenerbse, in Unterwallis Chivrafoui, Tzivrafou, d. i. die Schäfe oder Chifel (Fruchthülse) der Narrenerbse (fou); diese Frucht wird so genannt, weil sie zeitwidrig erst mitten im Winterschnee sich röthet. Man macht sie als Zugemüse zum Fleisch ein, die Wurzeln des Strauches werden gesammelt und zentnerweise an die Basler Seidenfärbereien verkauft. Einst diente die Narrenerbse dazu, das um Mittwinter gebackene Fasnachtsbrot mit gelber Farbe und hochrother Füllung zu versehen; wie man jetzt noch die handgroßen Fastentörtchen mit einer offenliegenden rothen Fülle von eingemachten Kornelkirschen oder Himbeeren versieht; auch die Kornelkirsche heißt altbair. Tierlitz und Fürwitzel: Schmeller, Wörtb. 1, 555.

Von rothem jetzt noch üblichem Osterbackwerk ist das schlesische Galbrotel zu erwähnen, ein rundes mit Safran und Eiweiß bestrichnes Breslauerbrod. Weinhold, Schles. Wörtb. 26; ferner sodann das Luzerner Kümmelplätzel. Letzteres wird auch zu Bauzen am Gründonnerstag, wo daselbst die gewöhnlichen Fastenbrezen aufhören, allenthalben den Hausgenossen vertheilt. Es ist ein kleiner Kuchen, dessen Oberfläche eingeritzt gebacken und mit Honig ausgefüllt wird, weil es mit derjenigen Zeit zusammentrifft, da der Hausvater seine Honigstöcke zu schneiden pflegt, und Honig alsdann allgemein zu haben ist. Daher sagen die Leipziger, wer am Gründonnerstag nicht Honig esse, laufe Gefahr, in einen Esel verwandelt zu werden. C. A. Böttiger, Klein. Schrift. 1, 351.

Zum Schlusse sind die einheimischen Mittel zu erwähnen, mit denen unser industrieloses Alterhum einfache, zugleich dauerhafte Farben herstellte und fixirte.

Zu Blau und Violet bediente man sich der Heidelbeere. Petrus de Crescentiis, Vom Landbau (Straßb. 1602) sagt lib. 15, 636 Vom Brotbachen, daß man dazu aus Heidelbeeren ein recht

schönes Himmelblau mache. In Des Teufels Netz, edd. Barrack, Vers 13126, hofft der Teufel den Färber in seinen Schlund zu bringen, wenn er ihn lehre, zum Färben der Stoffe „der blawen heidelber mer zu nemen denn der endit (Indigo)." Das älteste deutsche Kochbuch: Kuchemaistrey, eine Uebersetzung aus dem Italienischen des Platina, lehrt blaue Speise und Trank zu bereiten: Ein blabes muß mach also von mandel vnd von reiß. stoß kornplumen gar wol mit wasser, drucks durch ein tuch. stoß mandel mit demselben wasser vnd zwing es aber durch, so hastu ein blabe milch, davon mach das reiß- oder weitzenmüßlein. Wilt du blawen wein haben, das magstu mit kornplumensaft vermischen (Bl. 6.). wie vil der kornplumen sein, so ist der erst truck satblab, der ander bleicher (Bl. 14.). Ein milch magstu machen von kornplumen, von safran gel, von rotem wein vermisch rot, wie du wilt. Bl. 7. Die heutige Conditorei gewinnt ihr Hellblau aus Veilchen, im Schatten gewachsen; nachdem man ihnen das Grün und die Staubfäden ausgepflückt, werden sie mit heißem Wasser übergossen und etliche Tage stehen gelassen. Hierauf wird der Saft ausgedrückt, durch ein Haarsieb geseihet, mit Zucker und Zitronensaft verrührt und noch einmal aufgekocht.

Das Rothfärben gieng eben so einfach. Noch jetzt wird in ländlichen Haushaltungen viel rothgefärbt mit Heidel-, Hollunder- und Erbselbeeren (Sauerzäpfchen). Die Färberordnung v. 1706 (Reysch XIII, 838) schreibt vor: Die wullene Tuch, so roth sollen gefärbt werden, die sollen aus dem Breßlauer-Roth, Hagenauer oder Brumbeer gefärbet werden. Das Kunst- und Wunderbüchlein, ein Druck aus dem 17ten Jahrhundert o. O. und J. lehrt S. 564, wie man rothen Zwirn färben soll: Nimb Erlenrinden, rinden von einem Pflaumenbaum, von Schlehendorn, stoß wol vnter einander, sied den Zwirn drinnen, dann leg jhn in frisch Haberstroh. — Bevor man Cochenille hatte, bediente man sich zum Scharlachfärben des rothen Wurzelsaftes der Johannisblume, hieracium pilosella. Lennis, Synopsis 1, 324. Ebenso dient dazu dem Conditor heute ein Absud der jungen Blüthen dunkelrother Malven. Der Blätter-

saft der Klatschrose, papaver rhœas, dient zur Färbung der Syrupe. Krapproth verstand man in Deutschland schon sehr frühe zu färben. Der Krappbau war um Speier i. J. 1356 zu einer landwirthschaftlichen Spekulation geworden, die den Fruchtbau verringerte und daher durch mehrere Rathsverbote beschränkt werden mußte, welche in Mone's Oberrhein. Ztschr. 9, 186 mitgetheilt sind. Gelb färbte man mittelst Gelbholz und Safran; letzterer kommt bei uns wildwachsend vor und heißt daher germanicus. Dr. Schnellenberg, der sein Buch Von allerhand Artzney ums Jahr 1642 schrieb, sagt 220, daß in Oesterreich um Wien der allerbeste wachse, der den Ruhm über den orientalischen habe. Hellgrün wurde mit Spinatabsud gefärbt, in der heutigen Zuckerbäckerei mit grünen Kaffebohnen.

Ein Kochbuch, handschriftl. v. J. 1460, bestimmt über das Farbmittel zu Gebäcke und Mus: Die rotprawn varb geet von weichseln zue, gesotten. Haupt, Ztschr. 9, 371.

Noch ist auf den alterthümlichen Zweck hinzuweisen, der beim Färben des Getränkes galt. Der künstliche Rothwein, den man heute Hippokras, Claret, Bischof und Kardinal nennt, hieß auch Nikus; dieser sein Name und seine Bereitungsweise erscheint neuerdings in F. A. Zuckerbäckers Europ. Conditorei (Heilbronn bei Landherr) S. 355. Das Buch vom Aberglauben (1790. 1, 64) beschreibt den Wassergeist Nickert als eine rothhaarige und rothäugige Gestalt. Nykus, der Wassermann der Serben, trägt eine Rothmütze, sein Weib rothe Strümpfe. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, S. 267. Die Wassergeister, die man Nickelmänner nennt, werden vom Volksglauben mit der Trunkenheit in Verbindung gesetzt; von einem Trunkenen sagt man in Silstedt, der ist ein Nickelmann. Pröhle, Harzsag. 2, S. 104.

Blau.

Steht das Trübste vor der Sonne,
So wird es herrliche Purpurwonne,
Und will das Licht sich dem Trübsten entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.
Steht vor dem Finstern milchig Grau,
Die Sonne bescheint's, so wird es Blau.

Göthe.

Blau ist Wuotans Leibfarbe, denn sein alle Seelen einhüllender Mantel ist der Aether, ein Kleid, das so weit reicht, als der Himmel blau ist. Die Völsungasaga 54. 56 bestätigt dies. Dorten gelangt Sigmund, Wölsungs ältester Sohn, in Besitz jenes Schwertes, das der bei Hofe in Wanderersgestalt erschienene Odhinn einst als Wettgeschenk zurückgelassen hatte. Als Sigmund schon alt ist und eines Tages im Treffen gegen seinen Schwager, den König Lingwi steht, tritt ihm jener ehemalige Schwertbesitzer genau in der Gestalt wieder entgegen, in der er einst an Wölsungs Hof gekommen war: er ist bejahrt, sehr lang, einäugig, trägt einen niederwärts reichenden Hut und einen blauen Mantel. An dieses Mannes Speer zerspringt sogleich Sigmunds Erbschwert, letzterer erkennt darin das Ende seiner Herrschaft und fällt mit dem größten Theile des Heeres. Die Farbensäume von Wuotans Gewande ergeben sich in den Benennungen der Himmelsfarbe selbst: blitzblau, donnerblau. Blau Feuer! war Schärtlins von Purtenbach Schwur; Donners blôskên, help! Donners Blauschein, hilf, ist nordfriesischer Fluch. In Agricola's Sprichwörtern heißt es vom Blitze: Das Blaue, das vor dem Donner herläuft; bei Reusch, Sagen des preuß. Samlandes, 29 heißt es vom Gewitter: Der mit der blauen Peitsche verfolgt den Teufel (die Riesen). Der blaue Gickel bringt das Essen: rechtzeitiges Gewitter zeitigt die Feldfrüchte. Zum Blaumantel trägt Wuotan die zwei ferneren Götterabzeichen Hut und Speer. Zu dritt begegnen sie in den ehemaligen aka-

demischen Würdezeichen. Der Blauhut bezeichnete amtlich die Magisterwürde, im Studentenkragen disputirte man um Erlangung des Doctormantels, und auf den blauen Scepter der Universitätspedellen legte man das akademische Gelöbniß ab. Blau gilt namentlich als Symbol der Landesfruchtbarkeit, des Ehebündnisses und Glückes. Blau ist der Grund der Bettgestelle bemalt bei der oberdeutschen Brautfuhre, das blaue Vergißmeinnicht öffnet den Weg zum Herzen, die blaue Wunderblume den zu den Schätzen im Zauberschlosse. Die Blaumeise heißt Blaumüller, ihr Erscheinen mahnt den Bauern zum Pfluge zu greifen. In langen blauen Zipfelkappen und blauen Ueberhemden besuchen die Erdmännchen den Müller, wenn er Kuchen backt, und den Pflüger im Felde. Aargau. Sag. 1, S. 276. 282. In blauen Höslein umreitet der Flurgeist Stiefeli den Grenzberg Maiengrün; ebenda 1, S. 301. Die Zunftfarbe aller deutschen Müller und Becken ist kornblau; die blauen Wecken im bairischen Wappen bezeichnen die Kornebne Niederbaierns, zum Erntekranz muß die Kornblume (Cyane) gebunden werden. Wenn in Altchina der Kaiser das große Ackerfest begieng, stand er dabei in blauem Mantel am Pfluge, wie es in Rückerts altchines. Liederbuch Schiking heißt:

Den Kaiser sah ich beim Opfer stehn
In priesterlichem Geschmeide,
Ich habe die ganze Welt gesehn
In unsers Kaisers Kleide:
Goldgestickt die Sonne zur rechten Hand
Und silbern den Mond zur Linken,
Das weite himmelblaue Gewand
Besät mit Sternenblinken.

Der Blaue Stern, die Blaue Glocke (in Nürnberg) sind alte Herbergsnamen, die dem Gaste glücklichgewählte Reisezeit, glückliche Constellation der Planeten ankündigten. Das hat dir die blaue Frau gerathen! ruft der geprellte Teufel, wenn der ihm verfallne Mensch die drei Schicksalsfragen schließlich doch zu beantworten vermag. Diese hohe Frau, von Schleier und Mantel blau, welche die guten Kinder mit in ihren Him-

mel nimmt, ist U. L. Frau. Schönwerth, Oberpfalz 3, 67. 312. 317. Ihr schrieb man das Gespinnste hochblauer Seide zu, das zu Naumburg 1655 am Gründonnerstag vom Himmel regnete und mehrere Aecker bedeckte, man hieß es Sacra filamenta divæ virginis. Joh. Prätorius, in Mannhardts Mythen 367. Die blaue Farbe gilt daher als heilkräftig. „Bei Milzkrankheiten kannst brauchen ein gut gefarbt Blawtuch und daz in heiß leinöl genetzt, streich die seiten dapfer unter sich zu etlich malen. Hds. Brugger-Receptirbüchlein. Gegen Darmvorfall taucht man ein Blautuch in ein neues und abgebräuntes Ei und macht damit Ueberschläge; ebenda. Nach der Bauernphilosophie (Passau 1802. 2, 76) wickelt man beim ersten Austrieb der Kühe Holzart oder Feuerstahl in eine blaue Schürze, legt sie auf die Stallschwelle und treibt das Vieh darüber. Sterben einem die Kinder vorfrüh, so läßt man blaues Tuch an die Kirchenkanzel hängen und legt in die Wiege blauen Dorant. Kuhn, Nordd. Sag. S. 431. 436. Um Quetschungen, Schnitt- und Hiebwunden zu heilen, Nasenbluten zu stillen, dient das sog. Wundholz, statt dessen legt man aber auch eine blaue Küchenschürze über. Buch von Abergl. 1790. 1, 171. „Hat schier ein Jeder ein blaw kraut, rittersporn genant, in der hand; welcher dadurch ins (Sunnwend-) fewer sihet, dem thut dis ganz jar kein aug weh.“ Seb. Franck, Weltbuch 1531, in Grimm's Wörtb. 1, 32. Das blaue Band, das der Bettelbube am Wege findet und sich als Gürtel umbindet, giebt ihm Bärenstärke und verhilft ihm zur Heirat mit der Königstochter. Asbjörnsen, Norske Folke Eventyr 1866. Im französ. Märchen ist Prinz Reizlieb in einen Vogel verwünscht und seine geliebte Florine in einen Thurm gesperrt; aber sie zaubert ihn mit all seinen Wundergaben herbei unter dem Rufe:

Blau wie der Himmel über dir,
Blauer Vogel, flieg rasch zu mir!

Geht das Wunder in die Hyperbel über, so entstehen blaue Wunder, blaue Märchen, contes bleues, blaue Enten sind Lügen. Auf die blaue Geschichte eine rothe folgen zu lassen, be-

zeichnet in der franzöſ. Phraſe die geiſtreiche Pointe, mit welcher der Erzähler abzuſchließen verſteht: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet, qui étoit bleu. Dictionnaire des proverbes, 1750.

Geht die Farbe Blau aus dem ſich erhellenden Schwarz hervor, ſo verleiht ihr dieſer Urſprung ihre finiſtre Bedeutung. Alle im äußerſten Norden und Nordoſten wohnenden fremden Volksſtämme nannte der Skandinavier Blaumannen; altn. blâmadhr der Neger, engl. black, ndd. bläck Dinte, Blakhorn: Dintenfaß. Das Wohnen im lichtarmen Norden, das eigenwillige Verharren in Barbarei und Stumpfheit übertrug auf die blaue Farbe die Begriffe des böſen Zaubers und des körperlichen Todes. Die nordiſche Huldra (Frau Holle) und die Zauberin Thorbiörg treten ſchadend in blauem Mantel auf, der ſchwediſche Sammelplatz der Hexen heißt Bläkulla, ein Meerfelſen zwiſchen Smaland und Oeland. Das blaue Donnermaul (in Schillers Geſammtausg. 192) iſt das verwünſchte Gebelle der Widerkeiferin. Die ſchwäbiſche Hexe trägt allemal blauen Schurz, blaues Wams und ein rothes Kopftuch. Birlinger, Schwäb. Sag. 1, S. 307. In Geſtalt eines blauen Räuchleins zieht die Cholera in das Aſtloch eines Waldbaumes hinein und wird ſogleich darein verpflöckt. Aargau. Sag. 1, no. 64. Der Mann mit der blauen Mütze iſt der Teufel. Wolf, Ndl. Sag. no. 448. Während der Theurung 1770 erſchien in Baiern der Teufel in einem Blaumantel, nach welchem er noch heute genannt wird. Bauernphiloſophie 1, 171. H. L. Fiſcher, Buch von Abergl. 1793. 2, 39. Wer in der Elbe badet, dem zwickt der Nix blaue Mäler. Grimm DS. no. 54. 307. Nun bin ich weiß, nun biſt du blau! ſagt Hagen höhnend zu der todkündenden Meerfrau und erſchlägt ſie. Altdän. Helden-L. S. 10. Dieſem Glauben hat die kathol. Kirche dadurch eine weitere, nun noch andauernde Ausdehnung gegeben, daß ſie Blau aus dem byzantiniſchen Ritus entlehnte und zur kirchlichen Trauerfarbe machte. Im Advent werden Altar und Cruzifix blau verhüllt. Am Allerſeelentage geht die katholiſche Frickthalerin zum Beſuche der

Gräber stets in blauer Schürze; in der kathol. Altgrafschaft Baden trugen die Frauen in der Trauer ihre geschnäbelten Leidkappen von blauweißer Farbe. Das Oberpfälzer Sprichwort heißt: Die Letzte im Leichenzuge muß ein blaues Fürtuch anhaben (Schönwerth 1, 255); die Leichenträger haben dunkelblaue Mäntel um. Das Rehbrett, auf dem man die Leiche steif werden und bis zum Begräbnisse liegen läßt, wird nachher blau angestrichen und als Steg über Wiesengraben auf Gangsteigen gebraucht. Steub, Bair. Hochland 1860, 60. Daß diese sinistre Deutung der Farbe weder alt noch sonst begründet ist, erweist theils die Kirche selbst, die den Palmsonntag und Osterdienstag beide als blaue benannte und feierte (J. P. Schmidt, Fastelabendbräuche. Rostock 1753, 37); theils zeigt es der lustige blaue Montag, von welchem in Band 2, S. 18 dieses Werkes gehandelt ist; und ebenso die feiertägige Tracht altkatholischer Landschaften, wie z. B. diejenige des altbair. Bezirkes Dachau. Hier haben die Bäuerinnen ihre alemannisch-schwäbische Tracht aus ganz alter Zeit bis jetzt mit fester Ausdauer beibehalten und sie nur erst seit 1780 durch die kurze Taille des Pauschenrockes entstellt. Die Dachauerin trägt rothwollnen Unterrock mit grünem Besatz, rothes Tuchmieder mit schwarzsammtnem rothgeschnürtem Uebermieder, das offen ist; die Haarbänder sind hochroth, bei Mädchen kornblau, die Strümpfe stets kornblau. Bavaria 1, 433.

Blau war in der allegorischen Dichtung des Mittelalters die Farbe der Stätigkeit und Treue; das Vergißmeinnicht galt als eine Mahnung zur Beständigkeit, von der blaublühenden Wegwart sagt das Volksmärchen, sie sei eine treue Frau, die auf die Rückkehr ihres Mannes harrend am Wege stehe. Graf Johann von Habsburg, der in der Mordnacht zu Zürich 1350 ergriffen und im Thurme des Wellenbergs daselbst bis ins dritte Jahr gefangen gehalten wurde, dichtete hier das Minnelied „Ich weiß ein blaues Blümelein." Unter den Liedern in Fichards Frankf. Archiv 3, 288:

Und da ich meinen Buhlen hät,
Da trug ich Blau, bedeutet Stät.

Plaw ist stät, wie halt der man,
Der den plawen rock tregt an.
Liederb. der Hätzlerin 2. 21, 81. —
Laßbergs Liedersl. 1, 154.

Da in der Meistersängerschule um das Preiskränzlein gesungen wurde, dies aber aus lichten Rosen und blauen Veilchen, natürlichen oder seidnen und mit ebenfarbiger Seide gebunden war, so nennt der Meistersänger Barthel Regenbogen eine von ihm erfundene Strophenform und Singweise Im blâwen dôn.

Das Kunstmittel, blau zu färben, war unserer Vorzeit seit den Karolingern wohlbekannt. Schon in den Fuldaer Glossen, die man dem Hrabanus zuschreibt, steht: weitinaz, caeruleum; der weitpfellel galt unsern Rittern als geschätzter blauer Seidenstoff. Man kannte und gebrauchte also den Waid, den man örtlich auch selbst baute, um Gewänder himmelblau zu färben.

Blau und roth, Grün und roth.

Plaw und rot ist guet,
wer der lieb recht tuet.
Roth und grön,
da prinnet der lieb schön.
Liederb. der Hätzlerin 2, 49.

Wenn Weiß, als Quelle aller Farbe, mit Schwarz sich mengt, als dem Mangel an aller, so entspringt ein dämmerndes Blaugrau; und wenn Weiß auf diesem neuen Farbengrunde energisch reflektirt, so entsteht Roth. Ein Weißes, das sich verdunkelt, wird gelb; das Schwarze, das sich erhellt, wird blau. Göthe, Farbenlehre, didaktischer Theil 212. Der nordafrikanische Araber bestimmt Anfang und Ende des Fasttages damit, daß er zwei Fäden, einen rothen und einen blauen, gegen das Licht hält. Erkennt man die Farbe nicht mehr, so ist der Fasttag vorüber und ebenso beginnt er, sobald man des Morgens

die zwei Farben genau unterscheidet. Desor, Aus Sahara und Atlas 1865, 34. Blau war in den ägyptischen Darstellungen die Sonne als Sol inferus gemalt, roth dagegen hieß dem Römer, wie Ovid, Met. 2, 319 besagt, die steigende Sonne. Bachofen, Gräbersymb. 293. Indra, der Gott der leuchtenden Himmelsbläue, ist in der Urzeit der als Höchster verehrte Gott der Inder; wenn er sich in drei Personen theilt, so steht neben ihm Varuna (Uranos), das Himmelsgewölbe, und als Dritter Agni (ignis, goth. auhn), das Feuer. Blaue Strümpfe und rothbebänderte Schuhe trägt der finnische Donnergott Ukko. Castrén, Finn. Myth. 33. So läßt auch die Mythe von Entdeckung des Feuers aus der blauen Farbe erst die rothe hervorgehen. Nach der Rune 47 und 48 des finnischen Epos Kalevala ist das himmlische Feuer des Gewitters der hütenden Jungfrau aus den Händen entglitten, ins Meer gestürzt, und vom Hecht verschlungen worden. Der alte Held Wäinämöinen muß nun das Meer bis zum Grunde mit langen Tannen aufstürmen, es mit einem fünfhundert Klafter breiten Netz durchfischen, den Hecht fangen und aufschlitzen. In dessen Leibe findet er das Feuer in Gestalt jener blauen Kugeln und rothen Knäuel wieder, in deren Form die durch Thôrr verfolgten Frostriesen (Myth. 952) und Wetterhexen (Aargau. Sag. no. 160.) sich von den Bergen niederrollen lassen. Wäinämöinen verfährt alsdann also:

Wickelt ab den blauen Knäuel:
Aus des blauen Knäuels Innern
Fällt herab ein rother Knäuel;
Oeffnet dann den rothen Knäuel:
In des rothen Knäuels Mitte
Findet er den Feuerfunken,
Der vom Himmel war gekommen,
Durch die Wolken war gesunken.

Im schwed. Volksliede jammert die unschuldig zum Feuertod Geführte über das rothe Kissen und den blauen Polster, auf welchem sie schlafen solle. J. Grimm, Kl. Schrift. 2, 275. Zieht der Drache rothglühend durch die Lüfte, so bringt er Gold,

der blaufunkelnde bringt Getreide; dies gilt im litthauischen, norddeutschen und böhmischen Volksglauben. Myth. Anhang S. CXXV. Kuhn, Nordd. Sagen 421. Grohmann, Abergl. aus Böhmen 1, no. 1685. Rothen und blauen Wildfrüchten wird magische Wirkung beigelegt, daher die norwegische Besegnungsformel, aufgezeichnet von Asbjörnsen:

Ich esse Wachholderbeer blau
Mit Jesu Kreuz zur Schau;
Ich esse Preißelbeer roth
Mit Jesu Pein und Tod.

In der geringelten Krone beider Beerengattungen sieht auch unser oberdeutscher Volksglaube das von Gott dem Herrn vorsorglich angebrachte Zeichen eines Kreuzchens. Zingerle, Tirol. SM. no. 469. Als kirchliche Feierfarben gilt Roth an den Festen der Blutzeugen und an Pfingsten, um Blut und Feuersgluth damit auszudrücken; Blau, das durch Violet ersetzt werden kann, wird für Advent- und Fastenzeit angewendet. In den kirchlichen Miniaturen und Missalen des Mittelalters sind die Gewandfarben der Gottheit im Oberkleide gewöhnlich blau, im Untergewande zinnoberfarben; es sollen die späteren Maler der Bildtafeln überhaupt noch keine andern Farben verwendbar gehabt haben, wie man dies aus Taulers Predigten (1, 140. Frankf. 1826) erweist. Als ständige Hochzeitsfarben gelten sie gepaart in Altbaiern und Oberfarben; die Gerte und der Säbelgriff des Hochzeitsladers ist roth und blau bebändert. Bavaria 1, 390. 3, 333. In derselben Farbenpaarung erkennt ein aargauer Sprichwort den Inbegriff weiblicher Schönheit:

Roth und blau
git e schöni Bürefrau.

Im Spruchgedicht Von den (sechs) Farben, in Laßbergs Liedersl. 1, 153 befragt eine Frau den Sänger um die Bedeutung der verschiedenen Farben in der Tracht der Männer, womit diese den Freundinnen ihre Gesinnung zu erkennen geben wollen. Der Sänger nennt darauf die Bedeutung einer jeden Farbe und beginnt mit der Grünen. Weil diese auch der Anfang der Frühlingszeit ist, so wird sie hier der Anfang aller Farbentracht

genannt, aus welcher alle übrigen Wahlfarben entſpringen, mithin iſt ſie die Farbe eines in ſeiner Wahl noch freien, von Liebe noch unbezwungnen Herzens:

Grüns iſt ein Anfang.
Wen lieb von lieb nie bezwang
von minne noch von frowen,
der lat ſich in grünem ſchowen;
vnd künt die farb, daz er ſy
noch herzeliches liebes fry
vnd nie kein lieb ze herzen hab geleit,
davon er nu grünes treit. —

Nach grüner Farbe mein Herz verlangt,
Da ich im Elend (Fremde) was;
Das iſt der Liebe ein Anfang,
Recht ſo das grüne Gras.

Uhland, Volksl. no. 57.

Die zahlreichen Belegſtellen aus mhd. Dichtern, wornach die Ritter freien Herzens in grasgrünem Sammtkleid und auf ingrünen Schabraken aufgeritten kommen, ſind durch V. Zingerle geſammelt in Pfeiffers Germania 9, 391. Die Farbe der Gebirgsflüſſe iſt grün, die durch Wälder gehenden Bäche ſpiegeln den grünen Waldſchatten zurück. Der finniſche Waſſergott Ahto hat einen Grasbart, die ſlaviſchen Flußnixen ſind grünhaarig, in den Blättern der auf den Wellen blühenden Waſſerlilien oder Seeroſen (Mumeln) wohnen die Wilden Weiber am Mumelſee, auf den Weidenwipfeln die Saale- und Elſternixen. Wolf, Beitr. 2, 282. 332. Der Zwerg trägt den Namen Grüner Junge, Grüner Junker, Schloßgrün (Naturmyth. S. 28. 63), ſo lang er mit ſeinem Leben an den Wachsthum eines Baumes gebunden iſt; wird dieſer Baum gefällt und dem Feuer übergeben, ſo zieht auch der Zwerg ſtatt des grünen Röckleins ein rothes an und verwandelt ſich aus einem Waldgeiſt in den Haus- und Herdgeiſt, deſſen Fußſpur man alsdann in der friſchgeſtreuten Aſche entdeckt. Aargau. Sag. 1, S. 305. So ſind denn auch die Leibfarben mehrerer Alpenländer übereinſtimmend grün, die Grundfarbe der Wald- und Wieſenvegetation wieder-

holend, in Tirol, Steiermark, im Badischen Schwarzwald, Solothurner-Schwarzbubenland und aargauischem Frickthal. Die Frickthalerin trägt grüne Jüppe und Brustkleid aus Einem Stück; die Bewohner daselbst von Magden und Wegenstetten, ebenso zu Olsberg und Kaiseraugst, gehen vollständig grün und haben daher den Uebernamen Grünspechte. Des Freienamtes Landesfarbe ist Grün-roth-gelb; häufig noch sieht man sie in flammigen und gewellten Striemen an den ob den Fenstern emporgeschobnen Fälladen der Bauernhäuser angemalt. Dieses Farbendrei ist auch die Vereinsfarbe der ehemaligen helvetischen Studentenverbindungen gewesen. So sehr hängen die Tiroler an ihrem beiden Geschlechtern gemeinsamen grünen Filzhute, daß eine Weissagung unter ihnen umgeht: wenn einmal die Mannsbilder rothe Hüte tragen, werde ein großes Verderben nicht mehr ferne sein. In Reichenhall verursachte es daher keinen kleinen Schrecken, als vor etlichen Jahren ein Metzgerknecht mit einem rothen Seidenhut von der Münchner Dult nach Hause kam. Steub, Bair. Hochland 1860, 365. Das Taufmahl wird im Freienamte mit grünem Salat oder Gemüse begonnen, zwischen jeder Trachtenschüssel steht ohnedies ein Blumenstock oder ein Strauß, denn der Täufling soll grünen: crescat, floreat! Ist der Schleier, unter welchem der Täufling zur Kirche getragen wird, roth oder weiß, so wird das Bauernkind später Glück haben in Tausch und Handel; ist er grün oder braun, so führt er einst einen glücklichen Haus- und Ehestand. Die Ehrenzeichen, die der bair. Hochzeitslader den Gästen übergiebt, sind ellenlange Bendel, grün, blau und roth; Die Männer schlingen sie um den Hut, die Weiber ans Schurzband. Bavaria 1, 396. Grün galt zugleich als Straffarbe und Abzeichen derjenigen, die ihre „Freiheit" verscherzt hatten. Die Venusschwestern, welche „freie" Frauen gewesen waren, hatten im Spinnhaus zu Hamburg grüne Zwangskleider. Antiquarius des Elbstromes 1741, 753. Die Galeerensträflinge zu Toulon tragen zum Zeichen zeitweiliger Haft rothe Mützen, grüne bei lebenslänglicher Verurtheilung. Im Jahre 1862 las daselbst Dr. Minnich an einem solchen mit grüner Mütze die Sträf-

lingsnummer 14,328. Reisebilder aus Spanien 1862, 22. Grün und gelb läuft des Neidischen Gesicht an, Neid heißt des Teufels Leibfarbe. Eine ebenso unleidliche Farbengliederung ist Grün-gelb-blau; gegen sie erklären sich schon Vrîdank 343 und der Renner 13970:

grûne, gel vnd weitin
sol die neitvarbe sin.

Die gelbe Farbe führt zunächst auf den Brautschuh, der in dem Blumennamen Frauenschühli, Muttergottespantöffelchen (cypripedium, trifolium melilotus) seine alte Bewährung hat. In der Domkirche Magdeburgs, welches selbst Parthenopolis und urbs virginum benannt ist, verwahrt man unter andern Reliquien die Schuhe, worin die Jungfrau Maria zu Elisabeth über das Gebirge gegangen. Antiquarius des Elbstromes 1741. Die Weiße Frau in Chorin ist an gelben Schuhen kenntlich. Kuhn, Märk. Sag. 190; die hl. Walpurgis trägt feurige. Vernaleken, Alpensag. 92. Die weiße Jungfrau auf der thüringer Staufenburg trägt goldne Pantoffel; Sommer, Thüring. Sag. 13. Eine Kurmainzer Hexeninquisition v. J. 1624 (im German. Anzeiger 1865, S. 435) stellt die Untersuchungsfrage: Ob die Hexen auf Walpurgis ihre Zusammenkünfte abhalten und ob dabei ihre Zauberkönigin die Krone und den Goldschuh trage. Diese Schuhtracht ist diejenige der Liebes- und Frühlingsgöttin Ostara, welche tanzend, wie die griechischen Horen, den Tag und die Jahreszeit leichtfüßig heraufführt. Man besteigt daher in unsern Landschaften am Auffahrtstage die Bergspitzen, um zu sehen, wie die aufgehende Sonne dieses Tages ihre drei Freudensprünge thue. In Oberbaiern wirft man die Mechtildenkränze in das Oster- und Sonnewendfeuer; sie sind kirchlich geweiht und werden aus Gertrudenkraut und Frauenschühlein geflochten. Panzer, Bair. Sag. 1, 212. Neben den rothen Ostereiern färbt man ebenso die gelben, Sinnbilder der erneut durch die Adern der Erde strömenden Lebenswärme; sie sind dem Jüngling, der sie aus der Hand der Geliebten am Ostermontag empfängt, das sicherste Zeichen der Erhörung. Darum heißt die bei jeder ländlichen Hochzeit mit auftretende Züchtfrau (pronuba),

welche Sträußchen und Ziertücher an die Gäste zu vertheilen hat, die gäle Frau. „Von dem gälen Heurathschleyer, womit man im Böotierland die Braut verhüllet," spricht Joh. Fischart im Ehezuchtbüchlein (Straßburg, Caroli 1614) S. 4. Die schwäbische Brautführerin trägt den vorgeschriebnen „Kleesamenrock", ein gelbliches, braungesprecktes Festkleid, seit alter Zeit üblich. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 325.

In dem vorerwähnten Spruchgedichte Von den Farben (Laßberg, Liedersl. 1, S. 157) befragt hierauf die Frau den Sänger um den Sinn der gelben Farbe:

Dar nach die minniklich vil snel
fraget nach der farwe Gel.
Ich sprach, daz ist der minne solt,
Das riche, minnikliche gold
kündet, daz er sy gewert,
wez er an seinem lieb ie begert.
Si sprach, dem sitten trag ich haß,
er solt es wol verswigen baß,
wan ein minnikliches wib
jr zarten minniklichen lib
jr diener git für aigen,
daz solt er nieman zaigen.

Da man also in dieser Farbe die erreichte Gewährung ankündigte und neue Anbeter lockte, so kam „dieses Gold der Minne" nothwendig in Verruf und wurde gleichfalls zur öffentlichen Straf- und Schandfarbe. Anders Niemand, predigt der Franziskaner Berthold im 13. Jahrh., soll gelbes Gebände tragen oder mit gelben Schleiern gehen, als Jüdinnen, Dirnen in den Stadtgräben und Pfaffenweiber. Den Juden war ein gelber Ring auf dem Oberkleide, den feilen Frauen zu Meran durch dortiges Stadtrecht eine gelbe Masche auf ihren Schuhen vorgeschrieben, damit man sie erkenne. Zingerle in Pfeiffers German. 8, 498. Gleichwohl hatte sich i. J. 1503 der Geschmack hierin schon wieder verkehrt, wie der Berner Chronist Val. Anshelm 3, 246—249 bezeugt: So hat die geel farb, so vor Ju-

das hieß, angfangen und ist die gemeinest worden, der eine Schwyzergeel genempt.

Mit dieser eben geschilderten Farbensymbolik stimmt auch Hadamars v. d. Laber Gedicht Die Jagd der Minne, vollständig überein. Grün, sagt er hier, zeigt den Anfang der Minne an, Roth ein liebebrennendes Herz, Gelb die gewährte Gunst, Blau rechte Treue, Schwarz Liebesleid und Trauer. Durch Combination wurde sodann dieser Farbensprache noch weiteres Ausdrucksvermögen verliehen. Grün und blau galt den mittelalterlichen Stutzern als Anfang in Stätigkeit, Weiß und blau als stätes und gutes Liebesgedenken, Weiß und schwarz für gutes Andenken im Leid, Grau und grün für edle und schöne Liebe, Schwarz und grau als Leid nach Liebe, Blau und schwarz als stete Reue. Um dieses nun recht sinnreich auszudrücken, mußte der Rock aus verschiedenfarbigen Stücken zusammengenäht werden; man theilte die Farbe nach Länge oder Breite des Kleides mitten entzwei, hälftete die eine Seite wiederum quer in der Mitte und legte dabei die Streifen schräg. So wurde, sagt der Prediger Berthold, das Gewand in Flecke zerschnitten, hier das Rothe ins Weiße, dorten das Gelbe in das Grüne gewunden und gestrichen. Holland, Altd. Dichtkunst in Baiern 646 bis 648.

Deutsche Frauen vor dem Feinde.

Alles ergriff nun die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geistes.
Göthe's Herm. und Doroth. Gesang 6.

Erſter Abſchnitt.

Das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeiſt, Feldprieſterin und Schildjungfrau. — Die Fahrenden Frauen im Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dithmarſchen und Tirol.

„In langen Haaren ſtecken auch Fechter."

Die Walküren ſind urſprünglich Gewittergöttinnen, kriegeriſch gedachte Verkörperungen der nordiſchen Aequinoctialſtürme. Ihr Weſen drückt vorwiegend die wilden winterlichen Verheerungsſchrecken aus und erſt ſpäter auch den Reiz des Frühlings, der auf jene folgt. Die Walküre trägt den unſichtbar machenden Helm, die Tarnkappe der finſtern Wetterwolke, und ſchwingt den Speer des weithin zückenden Flackerblitzes. Um ihre Bruſt her liegt breit und blendend ein Harniſch: die das Firmament ſpaltende Lohe. Der Sturmwind iſt ihr wieherndes ſchnaubendes Roß, es iſt geflügelt und ſpringt zugleich in Donnergalopp; Feuer fährt aus ſeinem ehernen Huf, Regen quillt unter ſeinem Tritt, Hagel fällt aus ſeiner Mähne. Wenn der Donner die Heerpauke ſchlägt, der Wind die Kriegspfeife bläſt, dann rücken die Walküren in zwei feuerträchtigen Wolkenhaufen gegen einander heran und erfüllen den Luftraum mit einem tauſendſtimmigen rauhen Schlachtgeſchrei. Weil ſie im Gefolge des Kriegsgottes Odhin auf die Walſtatt zur Leichenleſe niederfahren, heißen ſie zuſammen Walküren, angelſächſiſch Välcyrigean; ihre übrigen perſönlichen Eigennamen, enthalten in der Edda und

wiederkehrend im Nationalepos, sprechen alle von Kampfgewühl und Waffenlärm. Die nordischen Namen Hildr, Gunnr und Gudhr, zusammen den Kampf bedeutend, wiederholen sich in den Heldengestalten unsrer epischen Frauen: Hildegunde, Hildegard, Suanhild, Sunihild, Wulfhild, Krimhild, Brunhild. Selbst des Arminius Gattin Thusnelda erklärt sich als eine ursprüngliche Thussinhilda, das ist eine Bekämpferin der Thursen oder Riesen. Jedoch die Titanen werden des Donnergepolters im leeren Himmel und des Krieges auf der verödeten Erde zuletzt überdrüssig; dies geschieht, sobald die geläuterte Empfindung des Menschen nach inhalts- und seelenvolleren Göttern verlangt. Alsdann wandelt sich die Walküre in eine himmlische Schildjungfrau um, die sich unter den Helden des Landes einen Freund erwählt, ihn als Schutzgeist in allen Gefahren umschwebt und in seiner letzten unabwendbaren Noth, auf ihre eigne Unsterblichkeit verzichtend, selber den Tod mit ihm theilt. Das Germanenweib, das beim Ehebündnisse das Gelübde eingeht, mit ihrem Manne zu leben und zu sterben, hatte sich in diesem eben entworfnen Bilde der himmlischen Schildjungfrau selbst abgezeichnet, es war daher nur noch ein nächster Schritt zu dem weiteren Glauben zu thun, daß auch das irdische Weib der kriegerische Gefolgsgeist der Helden und eine Walküre zu werden vermöchte, wenn sie ihre Jungfräulichkeit bewahren würde. Von solchen Heldenjungfrauen berichten früheste Traditionen, und sogar durch die jetzt noch lebende Sage geht eine Erinnerung an sie fort. Aus der Reihe fast zahlloser Beispiele, die hier zu Gebote stehen, seien hier nur zwei in Kürze ausgehoben, weil das eine am Anbeginn der altnordischen Geschichte steht, das andere aber jetzt noch an Ort und Stelle fortlebt. Die nordische Brawallaschlacht ist eine halb mythische, halb historische Begebenheit, die auf das Jahr 740 nach Chr. angesetzt wird. Ihr Schauplatz war die breite ostgothländische Meeresbucht Brawik, wo später Norrköping angelegt wurde. Hier grenzte Harald's, des Dänenkönigs Reich zusammen mit dem Gebiete seines Gegners, des Upsalkönigs Sigurd Ring. Auf Harald's Seite fochten Dänen, Sachsen, Friesen und Wenden; in König

Ring's Heere standen Schweden, Norweger, Kurländer, Finnen. Die Schildjungfrau Ursina, die das Dänenbanner trug, verlor im Schwertkampfe die linke Hand; die Wendenführerin Weborg wurde zusammengehauen, Harald selbst fiel. Auf der Brawallaheide sollen auch jene Smaländer Frauen aus dem Wärenddistricte mitgefochten haben, von denen in dem sogleich nachfolgenden Abschnitte: Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts, noch besonders gehandelt wird (A. M. Strinnholm, Wikingszüge der Skandinavier, übers. von Frisch, Hamb. 1839. 2, 296). Aus mündlicher Ueberlieferung hat Wolf in seinen Deutschen Märchen und Sagen (1845, no. 437) folgendes schöne Bild einer Walküre mitgetheilt. Das feste Schloß Ziegenberg, welsch Chevremont genannt, eine Meile von Lüttich auf einem gleichnamigen Berge gelegen, wurde von dem Bischof von Lüttich nach langem Widerstande erstürmt, der Burgherr in die Flucht getrieben und sein Weib nach heldenmüthiger Gegenwehr in einen tiefen Brunnen gestürzt. Bald jedoch erhob sie sich auf wunderbare Weise aus demselben, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, belebte durch ihre Unerschrockenheit den Muth der Knappen aufs Neue und behielt die Oberhand. Der Bischof mit seinen Pfaffenknechten mußte das Weite suchen.

Da die Germanenjungfrau zum Priesteramte befugt war und damit ein Mittel besaß, auf die Entschlüsse des Volkes einen momentanen Einfluß auszuüben, so wird die ungenaue Kunde hievon bei den Römern wohl die Meinung von dem wirklichen Bestande germanischer Frauenstaaten veranlaßt haben; wenigstens redet Tacitus (Germ. c. 45) mit fühlbarer politischer Verachtung von dem Stamme der Sitonen: die sich darin unterscheiden, daß ein Weib bei ihnen herscht, so sehr sind sie in Knechtschaft ausgeartet. Hätte hier der römische Geschichtschreiber sich zugleich der altgriechischen Tempelstaaten erinnert, die von jungfräulichen Priesterinnen zwar nicht politisch, wohl aber sittlich beherscht waren, so würde er seinen Abscheu gegen die „weibischen" Sitonen ermäßigt, ja wohl gar in ihr Lob umgewendet haben. Hatten doch auch die althelleniſchen Priesterinnen ihre im Staate bevorzugte Stellung einem bei vor-

ausgegangenen Staatsgefahren erworbenen Waffenerfolge zu verdanken. Die Frauen zu Tegea begiengen alljährlich zu Ehren des Kriegsgottes Ares ein Opferfest, von welchem alle Männer ausgeschlossen waren; Ares selbst hieß davon der Frauengast, Gynäkothöas. Diesen Vorzug genossen sie seit dem Siege, welchen sie unter Marpessas Anführung über die Lakedämonier erfochten hatten. So bestand auch das Argiver Weiberfest am ersten Tage jedes Neumondes, seitdem die Frauen von Argos den Spartanerkönig Kleomenes, der ihre Stadt zu stürmen kam, ohne Manneshülfe abgetrieben hatten. Am Festtage giengen sie dann männisch ohne Schleier einher. Selbst die Amazonen waren nichts anderes, als die Hierodulen der jungfräulichen Kriegsgöttin Artemis Amazon und nach dieser Göttin zubenannt. Denn das bleibende Kennzeichen der jungfräulich wehrhaften Göttin ist ihr Kriegsgürtel, den sie nicht wie die griechischen Frauen unmittelbar unter der Brust, sondern als Lendengurt trägt. Dieser Gurt ist auch im Kostüm der mannlosen Amazonen das stehende Symbol, und dahin erklärt sich ihre Sage bei Pausanias (4, 31), sie hätten die berühmte Statue der Ephesischen Artemis errichtet und unter priesterlichen Chorliedern umtanzt. Als Siegfried der Schlachtenjungfrau Brunhilde den Gürtel entrissen hat, ist sie schwach wie ein anderes Weib; und so wird auch der Amazonenkönigin Hippolyte sternenbesetzter Gürtel durch Herakles erobert. Des Weibes Stärke ist ihre Keuschheit. Mit diesem großsinnigen Urtheil des Alterthums stimmen unsere deutschen Autoren aus der rüstigen, gesunden Zeit des Mittelalters instinktiv überein, ohne daß sie unsern ganzen Braß philologischer Antiquitäten vorher dazu eingesammelt hatten. Konrad von Megenberg kommt in seinem Buch der Natur, gedruckt 1499 bei Schönsperger in Augsburg, noch auf der Schlußseite auf die Amazonen zurück und erklärt sich deren wunderbare Stärke mit derjenigen in manchen Thiergattungen: do sind die Sy auch sterker dann die Er. Die Amazonen-Erziehung aber hatte M. Cyriac. Spangenberg im Adelsspiegel 1591, Bl. 447^{b} folgender Maßen sich ausgemalt. „Ihre junge Töchterlein gewehneten sie von Kindheit auf, nit

auf Stülen zu sitzen, den Rocken zu zausen und Spindeln zu drehen, viel weniger am Tantz herum zu schwantzeliren, sondern auf Rossen zu reiten, Harnisch zu füren, lange Spieße zu schwingen und den Bogen zu ziehen und also ehe lernen einem eine Maulschelle denn einen Kuß zu geben." Schweigen dann die Waffen wieder und die kriegsgegürtete Amazone wandelt sich in eine schwanenweiße Kara um, die ihrem Helgi zu Liebe ein irdisches Weib wird mit dem Himmel im Herzen, so trifft der Spruch im Liedersaal zu:

Den besten Gürtel, den ein Mann
Einsmals um sich gurten kann,
Der ist von wißen Armen blank
Sins Bülen minniglich Umfang.

Von diesem kriegerischen und priesterlichen Rang, der dem Weibe in der Vorzeit zukam, schreiben sich die Sonderrechte her, welche die Frauen verschiedener Landschaften übereinstimmend besessen haben oder auch noch besitzen. Es ist eine bekannte Redensart: in der Weiberfasnacht haben die Weiber das Regiment. Sie haben aber dasselbe ebenso zu andern Zeiten des Jahres in privilegirter Herkömmlichkeit. Dann feiern sie, ihre Männer dagegen arbeiten oder dienen. In Brüssel läutet man am 19. Januar Abends mit allen Glocken stundenlang; dies ist der Frauenabend, an dem ein jeder Hausvater seine Frau bewirthen muß. In Nordbrabant steht am Koppelmontag den Weibern alle häusliche Autorität unumschränkt zu. Wolf, Ndl. Sag. 90. 116. 543. In einzelnen Gegenden der Eifel, in Baiern, Schwaben, Tirol und der Schweiz verfügen sie am Weibertag über ihre ganze Gemeinde. Der Wald muß seinen schönsten Maibaum, die Almende ihre Wiese hergeben zum Tanz der Weiberzunft, der Rebberg seinen Wein, jede Haushaltung ein Huhn und die Dorfkasse einige Reichsthaler für den Schmauß. So haben sie zu schwäbisch Weilheim jeden Frühling ihren Weibertrunk, zu Dornhau ihren Schoppen, und dies aus dem besondern Grunde, daß sie in uralten Zeiten einmal sich vor den Wagen einer hier durchfahrenden Gräfin gespannt hatten (Meier, Schwäb. Sag. 377. 379). In den

Thüringer Orten um Fienstadt versammelte man sich am Himmelfahrtstage um den Gemeindebrunnen und während die herkömmlichen sieben Rinkeimer Bier stiftungsgemäß vertrunken wurden, verlas man dazu ein altes Mandat des Inhaltes, daß dies Fest und des Dorfes Steuerfreiheit von der Königin Elisabeth oder einer Gräfin von Mannsfeld gestiftet und dabei einbedungen worden sei, die Gemeinde müsse in jedem Unterlassungsfalle ein vierspänniges Fuder Semmeln an die Obrigkeit entrichten. Sommer, Thüring. Sag. 149. Erst seit unserm Jahrhundert haben viele dieser Bräuche durch polizeiliches Einschreiten ihr Ende genommen. Unter diesen Königinnen und Gräfinnen sind die alten Frühlingsgöttinnen zu verstehen, die bei Tacitus Isis und Nerthus heißen; ihr Durchzug durchs Dorf versinnlicht die alte Tempelprozession, die vor den Wagen gespannten Frauen sind der Göttin Priesterinnen, und in den Namen Weibertrunk, Schoppen und Rinkeimer ist das auf der Gottheit Namen vorgeschriebne Opfer und Minnetrinken enthalten.

Unter lang andauernden Kriegen wird die gute Sitte zur Karrikatur und das mannhafte Weib zum rohen Mannweib; es entstehen die fahrenden Frauen, das zuchtlose Gefolge der Söldnerheere. An die Stelle des patriotischen Kriegsliedes tritt das Lied der Marketenderin, so wie es Egmonts Klärchen singt:

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Gieng' durch die Provinzen,
Gieng' überall mit.

Als die Berner i. J. 1339 sich marschfertig machten, um ihr vom Waatländer Adel belagertes Städtchen Laupen entweder zu entsetzen oder dorten dem Feind die Schlacht anzubieten, mußte der Rath, der die Raschheit der Unternehmung nicht durch einen zu großen Troß hemmen lassen wollte, durch ein besonderes Mandat den Frauen verbieten, mitzuziehen: Welch frau hüt' zu dem thor ûsgât, ir leben verlieren sol. Davon hatte der Feind bereits Kunde und schrie den anrückenden Bernern höhnisch zu: Jr sind wol halbe weibe! Der Ritter Kuno von Rinkenberg aber erwiederte: Nu han wir doch

nach mannes art ouch einen bart. Eidgenöß. Liederchronik 292. 298. Sylberisens handschriftl. Schweizer Chronik, fol. 2, Bl. 213 (auf der Aargau. Biblioth.) kommt in der Beschreibung der Schlacht von Murten auf die im Lager Karls des Kühnen vorgefundene Beute: da was ouch ein troß von mer dann drütusent gemeiner vnd varender frouwen. Da was gut spil. Vnder jnen waren die sich in harnisch angeleit hatten, dero wurden ouch etlich vnerkant erstochen, ꝛc. — So weit gieng damals die weibliche Reisläuferei, daß in Bruder Paulis Schimpf und Ernst, fol. XCIII[b]. das Sprichwort drüber steht: wenn zehntausent reisiger seind, so seind zwanzigtausent metzen darbey. Doch so oft schon der zwecklose Pöbel vom Schwert gefressen worden ist, so ist noch immer jene unentnervte Volkskraft übrig geblieben, die auf sich und ihr angebornes Recht allein vertrauend, auch vor der Uebermacht des Eroberers sich nicht beugt und schließlich gegen ihn das Feld behält. Und in dem Maße ein Land an Umfang klein und die Gefahr, von der es bedroht wird, groß und allgemein ist, wird in der höchsten Noth auch stets das schwache Weib bei der allgemeinen Vertheidigung mit betheiligt sein, entweder indem sie die Mauern schützt, wenn die Männer ausgezogen sind, oder draußen bei Mann und Bruder steht, wo diese fechtend den letzten Heimatsort dem Feinde streitig machen. Denn eine allgemeine, plötzlich losbrechende Gefahr hebt den Unterschied aller Lebensalter, Stände und Geschlechter momentan auf. Die äußerste deutsche Meeresküste und der innerste Alpenwinkel ist zu zweien malen, zuletzt noch vor unsern eignen Augen, eine Kriegsbühne gewesen, auf welcher die Ausdauer der deutschen Frauen den höchsten Heldenpreis gewann. Aus diesen Kämpfen folgen hier zum Schlusse zwei Scenen; die ältere Begebenheit, die in Friesland handelt, macht das Ende, die jüngere aus Tirol steht voran.

Während des Unabhängigkeitskrieges der Tiroler i. J. 1809 gegen die bairisch-französische Armee wußte man es im Lande nicht anders, als daß die Weiber und Mädchen diejenigen Hülfleistungen thaten, zu denen man sonst keine Mannschaft übrig hatte. Sie übernahmen Boten- und Späherdienste, hü-

teten die Schlichwege, brachten frische Munition ins Gefecht, trugen die Verwundeten hinweg; Hunderte standen mit im Feuer, deren Namen Niemand je gehört hat. So ist auch „das Mareile aus dem Passeierthal" nur mit diesem ihrem Vornamen übrig, jenes unerschrockne junge Mädchen, das den Angriff bei Sterzing gegen die von Wrede kommandirten Baiern mitmachte. Als die feindlichen Geschützkugeln einschlugen, und die Ihrigen stutzten, schob sie einen Heuwagen als Schanze vor sich her, munter den Burschen zurufend: Schauets, ihr Buben, ihr braucht euch nicht zu fürchten vor diesen bairischen Dampfnudeln, die thun keinen Schaden, nur frisch drauf los!

Die folgende Mittheilung gehört der plattdeutschen Chronik an, welche Neocorus über das Dithmarschenland geschrieben hat, und ist nur durch einen charakteristischen Nebenzug aus Müllenhoff's Schleswig. Sagen vervollständigt.

Die Unabhängigkeitsgeschichte der tapfern Dithmarschen ist durch die Schlacht bei Hemmingstedt am 17. Febr. 1500 besiegelt worden. König Johann I. von Dänemark und Norwegen glaubte dieses Völklein unterjochen zu können und war mit seiner Schwarzen Garde unerwartet in den Landstrich zwischen den Mündungen der Elbe und Eider eingebrochen. In Meldorf, dem zuerst überfallnen Orte, feierte man, keines Angriffes gewärtig, eben eine Hochzeit. Schnell warfen 300 Bauern eine Schanze auf und hielten hier den ersten Ansturm aus. Die Jungfrau Telse Wollersien, eine Tochter des Olde Kumpen Hans aus dem Wollersiengeschlechte, band ein Tuch an die Stange und trug es ihren Leuten als Fahne vor. Die Weiber rissen die Grützköpfe vom Feuer und schmissen links und rechts den heißen Brei den Dänen um die Ohren. Nach einem herben Verzweiflungskampfe wich der übermüthige Feind, wurde aber fliehend noch von den Meeresfluthen erreicht, welche die Bauern nach Durchstechung der Deiche hereinließen. Nur die schnellste Flucht rettete den König, der Danebrog selbst, die dänische Reichsfahne, gieng verloren; viele tausend Feinde kamen jenes Tages durch's Schwert, oder in den Sümpfen und Fluthen um. Nach einem halben Jahrhundert hatte der Feind die empfangene Lehre wieder ver-

gessen. Der Dänenkönig Friedrich II. verbunden mit den Holsteiner Herzogen Johann und Adolf, rückten mit drei Heeresabtheilungen am 17. Mai 1559 gegen Meldorf und Busen. Im letzteren Orte hatte der Schüler Nikolaus Simonius von Sunderborch einige berittene Knaben zusammengebracht und hielt mit ihnen Wache. Als der Feind wuchs, stellte er auch beherzte Frauen hinter den Damm dazu. Sie trugen Spieße und Gabeln, und wenn ihre weißen Kopftücher über den Wall hervorblickten, konnte der Feind vermuthen, hier ständen geharnischte Knechte. Heran, heran! rief unterweilen oben auf dem Deiche Simonius seinen wenigen Reiterknaben zu, als wollte er den Ausfall beginnen. Da ließ der getäuschte Feind das geraubte Vieh wieder fahren, suchte schnell die Kähne auf und ruderte über die Eider zurück. Der Sturm auf Meldorf wurde jenes Tages gleichfalls abgeschlagen. Dabei hat ein Weib zwei Kriegsknechte mit einem Brodmesser erstochen, ein anderes ihrer drei mit einer Futtergabel; andere Frauen hatten Harnische oder Mannskleider angethan und wurden unter den Erschlagnen im Vordertreffen todt gefunden. — Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war dem zarten Geschlechte daselbst seine Mannhaftigkeit verblieben. Als da der Dänenkönig das Land bereiste und ihm in jedem Dorfe Mann und Weib bewaffnet entgegen trat, sagte man ihm auf seine Frage, warum sie zusammenliefen: Um des Feindes willen. Und da er die Frauen vorn an der Spitze gewahrte mit Furken und Staken, sprach er: Nun hab ich's mit meinen eignen Augen gesehen, daß die Dithmarschen Frauen rechtschaffne ernste Frauen sind und muß sie darum preisen! — An diese Ereignisse zurück denkend und zugleich an unsre eigne schwere, opfervolle Gegenwart, sagt Weinhold in seiner Geschichte der deutschen Frauen: „Was die Frauen Holsteins und Schleswigs in der neuesten Zeit für das Vaterland thaten und litten, möge eine Leuchte in der Nacht sein. Deutscher Frauen Herrlichkeit wird nicht erlöschen."

Zweiter Abschnitt.

Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts.

Bis auf unsere Tage ist in verschiednen Landschaften und Orten dem weiblichen Geschlechte bald ein kirchliches, bald ein bürgerliches Vorrecht vor der männlichen Bevölkerung altherkömmlich eingeräumt, und der Bürger beschäftigt sich öfters mit der Frage, woher ein solches dem allgemeinen Landesgesetze oder dem allgemein herschenden Brauche widersprechendes Statut und Sonderrecht seinen Ursprung habe. Einstimmig ist man der Meinung, dasselbe sei ein Lohn der von den Frauen dieser Ortschaften in den Zeiten allgemeiner Gefahr bewiesnen patriotischen Großherzigkeit, ihrer Glaubenstreue bei Religionsgefahren, ihrer Entschlossenheit und Tapferkeit in Bürgerkriegen und bei feindlichen Invasionen. Die specielle Begebenheit selbst pflegen die Ortschroniſten der Reihe nach gewöhnlich im Reformations- und Schwedenkriege zu suchen, weil die örtliche geschichtliche Erinnerung durchschnittlich nicht weiter als bis zu diesem Zeitpunkt zurückreicht. In der Schweiz hingegen, wo die Geschichtsschreibung selbst schon älter ist, verlegt man den Ursprung desselben Brauches bald zwar auch auf dieselben Perioden der Glaubenszerwürfnisse, bald aber sowohl in die früheſten, als auch in die späteſten Unabhängigkeitskämpfe dieses Landes, so daß hier den Frauen von den Habsburger Kaisern an bis auf den Einbruch der Neufranken reichliche Gelegenheit gegeben gewesen ist, im Kampfe gegen den Feind der Freiheit sich Ruhm und Ehrenrechte zu erwerben. Doch eben diese mit allem Ernste der geschichtlichen Wahrheit erzählten Handstreiche, die den Schweizer Frauen gelungen, erzählt auch der von ihnen überwundne Feind zu

seiner eignen Frauen Kriegsruhm und schöpft diesen dasselbe Sonderrecht daraus, ja wenn man hier für den errungenen Sieg die Frauen belohnt, so werden gleichzeitig jene dorten nach der erlittenen Niederlage nicht minder hoch ausgezeichnet. Das Frauenvorrecht bei Freund und Feind kann also schon nicht mehr aus einem solchen Einzelvorfall entsprungen sein, den man dafür geschichtlich anzusetzen pflegt, und demnach muß auch die ganze Frage anders gestellt werden. Während man bis jetzt zu wissen verlangt hat, seit welchem besondern Kriegsvorfall das Weib örtliche Vorrechte vor dem Manne besitze, fragt es sich jetzt: Aus welchen Gründen war das Weib im altdeutschen Rechte dem Manne gleichgestellt?

Doch der Leser wünscht vor allem die Ereignisse selbst kennen zu lernen, in denen die oberdeutschen Frauen sich ihren bis heute dauernden Kriegsruhm erfochten haben. Sie beginnen herkömmlich mit dem Schwedenkriege und reichen bis auf Napoleon. Alle dienen sie schließlich dazu, dem Deutschen das humanste Gesetz der germanischen Urzeit ins Gedächtniß zurück zu rufen, das der Gleichberechtigung der Geschlechter.

Als die Schweden im dreißigjährigen Kriege ins tiroler Lechthal einfielen und bis auf den Hohenrain bei Elm vordrangen, ersannen die Lechthaler Weiber eine List, die den augenblicklichen Rückzug des Feindes zur Folge hatte. Sie lasen auf dem Felde die Heinzen zusammen, Pfähle mit Quersprossen, an die man das frisch geschnittne Heu und Korn zum Trocknen hängt, steckten sie an einem Hügel in großer Menge geordnet auf, bekleideten sie wie eine militärisch aufgestellte Schaar und schürten rings im Felde Feuer an. Als der Feind jene vermeintliche handfeste Kriegerreihe und die zahllosen Feuer von Beiwachen erblickte, ließ er sich ins Bockshorn jagen und marschierte ab. (Zingerle, Tirol Sag. no. 712.) Vor der Reichsstadt Ravensburg erschien er hierauf 32 Regimenter stark unter Wrangel i. J. 1646. Doch ehe er sich gesammelt hatte, waren die Ravensburgerinnen bewaffnet einem Trupp entgegen gezogen, der sie in ihren weißen Jüppen für Kaiserliche hielt und die Flucht ergriff. Allein sie holten ihn ein und vernich-

teten ihn. So berichtet eine Ravensburger Gelegenheitsschrift v. J. 1837: Zwiegespräch zwischen dem Mehlsack- und dem Blaserthurm, Oechslerische Druckerei, pag. 13. — Noch übler spielten damals die Frauen des Bregenzer Waldes den Schweden mit. Trotzdem daß Wrangel und Torstenson zusammen daselbst das Kommando führten, wurde ein Regiment bei Fallenbach von den Weibern beschlichen und gänzlich aufgerieben. Noch immer heißt daselbst die blutgetränkte Stelle die Rothe Eck, denn nicht ein Mann soll entkommen sein. Es war den 4. Januar 1674. Alljährlich an jedem vierten Januar verkündet ein Glockenzeichen den Gemeinden zu Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg die Befreiungsstunde. Seitdem ist den Weibern im Bregenzer Walde sowie im Lechthale die Ehre verblieben, bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Vortritt vor den Männern zu haben; es gehen die Mädchen beim täglichen Gottesdienste den Knaben voran, und beim Hochamt zum Opfer die Frauen den Männern. Noch weiter im Vorarlberg und im Wallgau gilt derselbe Kirchenbrauch, obwohl man seinen Ursprung dorten mehrfach anders erklärt und auf die Zeiten des Schwabenkriegs oder auch der schweizerisch-appenzellischen Kämpfe zurückführt. Daher kommt es, daß in der Stadt Bregenz noch heutigen Tages (1859) die Ehrgutta ihre besondere Rolle spielt; denn von Martini bis Lichtmeß, vom 11. November bis 2. Februar, rufen daselbst die Nachtwächter um neun Uhr Abends „Ehrgutt', Ehrgutt"! Es wäre dieser Name vielleicht mit „Ehre sei Gott" zu übersetzen, er wird aber nichts desto weniger auf eine Bäuerin aus Rankwil bezogen, welche während der Appenzellerkriege mit eigner Lebensgefahr die Stadt vor einem Ueberfalle rettete und Ursache der empfindlichen Niederlage wurde, welche die Appenzeller vor den Mauern der Stadt 1407 erlitten. Die That ist archivalisch nicht nachgewiesen, dichterisch aber um so öfter besungen und das Volk glaubt in einem verstümmelten römischen Monument daselbst, welches die Göttin Epona vorstellt, sogar einen der Ehrgutta gesetzten Gedenkstein zu sehen. Schnars, der Bodensee, 2te Aufl. 12 und 45. Von den Weibern zu Gövis im Wallgau erzählt man, daß sie während des Schwabenkrieges

im Felde gestanden und namentlich an der Schlacht zu Frastenz theil genommen hätten; aber trotzdem, daß sie dorten sammt dem kaiserlichen Heere den Eidgenossen unterlagen, leitet man doch davon das Göviser Frauenrecht her, das Rosenkranzgebet in der Kirche vorsprechen zu dürfen, während sonst überall die Männer rituell den Gebetsanfang machen (Archiv der Geschichte 14, 118). Die oberfränkische Stadt Kronach hatte erstlich im Hussitenkriege, hierauf im Bauernkriege, letztlich auch gegen die Schweden so standhafte Gegenwehr geleistet, daß der Ort gegenüber dem dreifachen Feind uneinnehmbar und jungfräulich geblieben ist; dies mißt man hier besonders den Bürgerfrauen bei. Dreimal warfen sie den Sturm der Schweden i. J. 1632 zurück, zweimal hernach i. J. 1633 und noch einmal im darauf folgenden Jahre. Dafür verlieh ihnen der Bischof das Wappen mit der Mauerkrone; der Kaiser erlaubte ihnen die Ehrentracht des spanischen Hofkleides und schenkte dazu die goldnen Halsketten, und wenn alljährlich der Ort das Erinnerungsfest an jene Kriegsnoth kirchlich feiert, so ist den Frauen dabei die Ehre des Vortritts eingeräumt. Bavaria 3, Abth. 2, 714. Im Eichstädtischen Pfarrdorfe Pfrauenfeld und in dem Filialdorfe Hagau bei Wemding, haben die Weiber ihre Kirchenstühle auf der Evangelienseite; es heißt deshalb, weil sie während der Reformationsunruhen ihre Männer zu zwingen wußten, katholisch zu bleiben. Die Ursache muß jedoch auch hier eine ältere sein, denn es ist historisch gewiß, daß Pfrauenfeld nie lutherisch, Hagau dagegen wirklich längere Zeit reformirt war. Pfeiffer, Germania 6, 468. Die Weiber in würtembergisch Hohenstatt haben das Recht, beim kirchlichen Opfer den Gang zu eröffnen, weil sie den Dr. Luther, als er in ihrer Kirche predigen wollte, mit Besen bis nach Mühlhausen gejagt haben. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 330. Das gerade Gegentheil dieses Grundes hat in der Bernischen Stadt Biel dazu gedient, die dortigen Frauen auszuzeichnen. Hier hat der Reformator Thomas Wittenbach in Anerkennung der eifrigen und muthvollen Unterstützung, die ihm durch die Bielerinnen zu Theil geworden war, denselben den Vortritt vor den Männern beim hl. Nachtmahl

gegeben, ein Brauch, welcher daselbst erst vor drei Jahrzehnten in seinem Ursprunge verkannt und abgeschafft worden ist.

Es ist das Bedürfniß religiöser Rechtgläubigkeit ein so hervortretender Zug des weiblichen Charakters, daß die historische Thatsächlichkeit von einzelnen dieser eben erwähnten Anekdoten, auch wenn manches darunter weniger genau dokumentirt wäre, sich nicht bezweifeln läßt, und selbst die gröbsten Züge des Fanatismus, die sich dabei eingemischt haben, werden nicht bloß von der Ortssage erzählt, sondern auch durch die Lokalgeschichte nur allzureichlich bestätiget. Mit Steinen bewaffnet standen die Appenzellerinnen Inner-Rhodens in den vordersten Reihen, als es einen Ausmarsch galt gegen diejenigen, die sich in Außer-Rhoden auf die reformirte Seite geschlagen hatten. Die Bündner Weiber in Untervaz überfielen den Pfarrer A. Porta, als er bei ihnen die erste evangelische Predigt abzuhalten hatte, warfen ihn zu Boden und rissen ihm den Bart aus (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1852, 53). Jedoch alle solche Explosionen bald des Frauenmuthes, bald der Frauenwuth zur Vertilgung eines politischen oder eines kirchlichen Widersachers sind nicht hinreichend, um ein Frauenrecht zu erklären, das bis auf die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht, das im deutschen Norden und Süden gleichmäßig bürgerliche Giltigkeit hatte und in beiden Confessionen einheimisch geworden ist, das schließlich die politischen und die Religionskriege überdauert hat und in manchen Orten sogar erst an der Schwelle unseres Jahrhunderts als angeblich neues Statut wieder entstanden ist. Letzteres ist freilich bloß eine Selbsttäuschung des heutigen Volksgedächtnisses, ein Verwechseln des alten, jetzt nur wieder erweckten Brauches mit einer angeblich neugeschaffenen Satzung. Eben darum folgen hier zum Schlusse noch zwei Erzählungen solcher Art, in denen die einzelnen Merkmale aller schon voraus erwähnten wie in einem Musterbeispiele beisammen liegen. Sie gehören beide der politischen Geschichte der neuesten Zeit an und enthalten zugleich echtmythische Züge der ältesten. Sie erzählen, wie zwei Confessionen Einer Landschaft sich bis zu Feldschlachten bekriegen und wie dabei der letzte entscheidende

Waffenerfolg doch nur vom schwachen Weibe ausgeht. Jenes kirchliche und bürgerliche Vorrecht, das eine Landschaft der andern mißgönnt, und um welches man eben bis aufs Blut gekämpft hat, räumen sie dann beiderseits, der siegende Theil und der besiegte, ihren Weibern ein, ihnen lassen sie den bürgerlichen Vorrang, ihnen lassen sie sogar vor Gott die Ehre.

Das aargauische Pfarrdorf Seengen am Hallwiler-See gehört schon seit den Zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts der Reformation an. Den Grund, warum die Frauen dieser Gemeinde bei Austheilung des Abendmahls vor den Männern zum Altar treten, sucht man daselbst in einer Begebenheit aus der Zeit des zweiten Vilmergner Treffens 1712, in welchem bekanntlich die katholischen Schweizerkantone, zehntausend Mann stark, von den Bernern aufs Haupt geschlagen worden sind. Das reformirte Seengen reicht mit seinem Gemeindebann hart an die Grenze des katholischen Freienamtes, einer Landschaft, die zu jener Zeit der besondere Brennpunkt der katholischen Agitation und schließlich auch der Schauplatz der Schlacht selbst gewesen ist. Um so mehr hatte Seengen damals gegen einen Ueberfall aus dem Freienamte her auf der Hut zu sein; der Gegner ließ mit Sengen und Brennen drohen. Allein was war im Dorfe dagegen zu thun, wo die jüngere Mannschaft als „Auszüger" bereits mit der Armee der Berner abmarschirt war und die Alten unter dem Landsturm standen. Die Weiber bildeten daher eine Dorfwache, ja sie giengen sogar nicht anders als in Schaaren und bewaffnet zur Feldarbeit. Während sie nun an einem Julitage beisammen in den Matten heuen, läßt sich auf der nächsten Anhöhe ein Trupp Reiter blicken, es sind feindliche Dragoner, auf die Spähe über den Berg herüber geschickt. Den klugen Frauen gelingt es sie zu umgehen; sie werden von den Rossen gestochen oder mit dem Karst erschlagen. Nun ist die Frauencompagnie mit einem male in Besitz ordonnanzmäßig gesattelter Rosse. Ein paar von ihnen reiten unverweilt als Stafette zu den Berner Vorposten, melden das Ereigniß und verlangen ein schleuniges Vorrücken. Die Uebrigen stecken ihre rothen Jüppen als Fahne auf die Heugabel,

besteigen in ihren weißen Unterkleidern und hemdärmelig das Roß, das weiße Kopftuch über das Haar geworfen, und kommen so durch den Tannenwald unbemerkt gegen Sarmenstorf herangeritten, dem ersten katholischen Grenzdorfe. Die feindliche Besatzung, die hier liegt, soll durch diese niegesehne Erscheinung erschreckt und aus einander getrieben werden, der blinde Schrecken, rasch durchs Land laufend, wird den nachrückenden Bernertruppen den Weg ebnen. Dies ist der Plan der Frauen, dies macht sie fest und kühn. Allein nicht jeder Gegner wird so leicht zu bethören sein, die Berner Mannschaft kann gleichfalls der Weiberstafette mißtrauen und ausbleiben, dann sind sie das Opfer ihrer Verwegenheit; dies macht ihr Herz weich und gottergeben. Darum brechen sie in kein Kriegsgeschrei aus, sie stimmen mit einander einen reformirten Kirchenpsalm an. Die Sarmenstorfer gewahren von Ferne die rothen Fahnen, die weißen Talare, die wehenden Kopftücher, blankarmige bartlose Jugendgestalten, vom Rosse herab feierliche Choräle singend. Das sind die Engel vom Himmel, die Vorboten des göttlichen Strafgerichtes! die Heiligen selbst sind gegen uns! so rief das getäuschte Volk und riß die Vorposten mit sich in die Flucht. Die Kunde, es habe der Herr vom reformirten Aargau herüber seine Gerichtsengel gegen das Freienamt ausgesendet, durchlief das ganze katholische Heer. Gleichzeitig begannen die Berner den Angriff und zersprengten es noch an jenem Nachmittage des 25. Juli, über zweitausend Todte ließ es auf der Walstatt zurück. An diesen Sieg knüpfen die Seenger Frauen bis auf heute den Ursprung ihres Ehrenrechtes beim reformirten Gottesdienste.

Damit nun aber die Aargauer Frauen aus der katholischen Nachbarschaft bei solcher Bevorzugung nicht leer ausgehen, so hat uns das Freienamt, das diese Niederlage erlitten, andere kriegerische Erfolge von noch neuerem Datum zu erzählen als Grund der öffentlichen Auszeichnung, die den Freienämterinnen zu Theil wird.

In den Bezirken von Muri und Bremgarten wird bei allen kirchlichen Gelegenheiten den Weibern der Vortritt gelassen.

Diese bilden bei der großen Fronleichnamsprozession die Spitze des Zuges, sie verlassen beim Gottesdienst zuerst die Kirche, auch bei jeder Seelenmesse treten sie nach dem Requiem zuerst ab und begeben sich zuerst hinaus ans neue Grab. So vielerlei Ortschaften dies hier thun, so mancherlei Gründe hiefür hört man, doch zusammen beziehen sie sich auf dieselbe Zeit von 1798, da die Franzosen in die Schweiz einfielen und diese den Neuerungen besonders abholde Landschaft an der mittleren Reuß schwer heimsuchten. Von Hägglingen an bei Lenzburg, bis an die Grenze des Zugerlandes erhob sich damals das Freienamt gegen die Armee der neufränkischen Unchristen, einen Tag lang (26. April) hielten bei Dottikon etwa eintausend trotziger Bauern, meistens nur mit Prügeln versehen, gegen fränkisches Fußvolk aus, bis ein heranreitendes Husaren-Detachement sie zersprengte. Das Volk hieb gefangene Feinde in Stücke, die Schwerverwundeten wurden grausam verstümmelt. Die erbitterten Franken vergalten Gleiches mit Gleichem und plünderten Dörfer und Kirchen rein aus. Hier fielen sie indeß häufig als Opfer lauernder Weiberlist. Als sie mit den Kelchen und Kirchenzierden des Dorfes Gößlikon beladen, dem umstreifenden Landsturm aus dem Gesicht zu kommen suchten, und deßhalb mit dem Raub über die Reuß fuhren, lauerten am jenseitigen Ufer bereits die Weiber des Flußdörfleins Sulz, entrissen ihnen die Beute und schlugen sie mit Schiffsrudern todt. Dem Andenken dieser Frauen sind im Obern Freienamte Messen gestiftet und kirchliche Jahrzeiten; in ihrem Namen besitzt das weibliche Geschlecht jener Dörfer Marienfahnen und trägt sie bei Bittgängen der Gemeinde voran, eine ganze Reihe geistlicher Laien-Schwesterschaften hat sich seither durch die übrige Landschaft auf jenen Vorgang hin gebildet.

Wer wird an der historischen Wirklichkeit zweifeln mögen, daß von den Katholikinnen in Sulz französische Marodeurs, und von den Protestantinnen in Seengen Freienämter-Dragoner in offenem Angriff erschlagen worden sind? Beides ist unfraglich als Thatsache anzunehmen. Wer aber könnte die öffentliche Bevorzugung, welche angeblich hiefür allen Weibern dieser

zwei Dörfer zu theil wird, gleichfalls für die geschichtliche Folge jener zwei Thatsachen halten, wenn er diesen dem weiblichen Geschlechte nach weltlichem und kirchlichem Brauch eingeräumten Vorzug auch da schon vorfindet, wo alle unsre jetzt geltenden örtlichen Motive noch gänzlich mangeln, zur Zeit des Heidenthums? Und so ist es denn auch eine dem deutschen Heidenthum entstammende und damals schon mit dem Ernste der Religion geheiligt gewesene Satzung, der Frau die öffentliche Ehre zu lassen, als dem zur Uebernahme des priesterlichen Amtes, zur Weissagung und Heilkunde besonders befähigten Wesen. In jener unmittelbaren Erkenntniß des Richtigen, wie sie aus der weiblichen Unbefangenheit hervorgeht, erkannte der Germane des Weibes heiliges Vorschauungsvermögen, von ihrer Seherkraft machte er den Beginn und Erfolg seiner Waffenunternehmungen abhängig. In diesem Sinne war das Weib, wie Tacitus ausdrücklich sagt, dem Germanen heilig *). Sie war ihm aber auch zugleich im Rechtsleben ebenbürtig, denn sie hat in Frieden und Krieg das gleiche Schicksal mit ihm zu theilen und ist sogar in der Schlacht von ihm unzertrennlich, „der heiligste Zeuge seines Muthes" (Tacitus). Darüber belehren sie schon auf der Schwelle des Ehestandes die empfangenen Brautgeschenke: die zusammen gejochten Stiere, das aufgeschirrte Roß, die zur Mitgift überreichten Waffen: so müsse sie leben, so sterben **). Die ernste Stimmung und gar die reichlichen Thränen, unter denen die Braut nach örtlicher Vorschrift heute noch am Hochzeitstage erscheinen muß, nennt Weinhold treffend einen Nachklang dieser germanischen Rechtsverpflichtung. Kann sie also nicht außerhalb der Kriegs-Ereignisse stehen und darf sie sich nicht als zu Thaten unberufen betrachten, so muß sie schon deshalb die Vorrechte genießen, die mit den übernommenen Pflichten verbunden sind, und so hatte die Theilnahme

*) inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur, aut responsa negligunt. Germ. c. 8.

**) -putet, venire se laborum periculorumque sociam, idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque. Tac. c. 18.

des Weibes an der Waffenehre ihre weitere Rechtsfolge auch darin, daß die Frau in einzelnen Fällen sogar eidesfähig war, ein Recht, das bei den Deutschen sehr viel besagen will. „Seine Schlachtordnung stellt der Germane, berichtet Tacitus, nach Familien und Sippschaften auf, in der Nähe aber sind die Gegenstände seiner theuersten Liebe, so daß er den Aufruf der Weiber, das Geschrei der Kinder vernimmt. Sie bringen ihm Labung und Zuspruch ins Gefecht, zu den Müttern und Frauen kommt er mit seinen Wunden zurück; ja sie haben, wie man wohl darüber Berichte besitzt, manche wankende Schlachtreihe wiederhergestellt, wenn sie mit den Kindern auf dem Arm bittend und beschwörend die Weichenden anfeuerten." (Germania cap. 7. 8.) So auch noch zur Zeit der Völkerwanderung. Als der Ostgothenkönig Theodorich in einem Treffen gegen Odoaker der Flucht der Seinigen nicht mehr widerstehen konnte und selbst mit von ihnen fortgerissen wurde, trat ihm seine Mutter zürnend in den Weg: Du willst fliehen? Alsbald kehrte der König um und es gelang ihm, den anstürmenden Feind zu hemmen. Die Gothen, die Ravenna übergeben hatten, wurden von ihren Frauen angespieen (Procop. Gothenkrieg 2, 29).

Zahlreich sind in der Geschichte des Mittelalters ähnliche kriegerische Züge deutschen Frauenmuthes. Doch nicht von ihnen ist hier weiter die Rede, sondern von dem weitreichenden Verklärungsschimmer, welchen Sitte und Gesetz der deutschen Urzeit auf Sitte und Satzung selbst unsrer Zeiten herübergeworfen hat. Wir zeigen dies zum Schlusse mit zwei Sagen verschiedner Perioden und Volksstämme. In der karolingischen Sage vom Jungfrauenheer bildet diejenige im Vorausgegangenen schon mehrfach erwähnte Weiberlist, welche durch Verkleidung den Feind täuscht und verscheucht oder schlägt, den Kern der Erzählung; dagegen in der zweiten Sage aus Schweden ist es das aus einer Kriegsthat der Weiber ihnen entsprungene und sie bevorzugende landschaftliche Recht. Beide Sagen bestehen ohne geschichtliche Dokumentirung, weil die Zähigkeit der Sitte sich selbst dokumentirt.

Als Karls des Großen Heer auf dem Rückmarsche aus

Hispanien in einen Hinterhalt der Mauren gerathen und aufgerieben worden war, brachte die Kunde im Frankenlande alle Mädchen in Harnisch. Wer einen Vater oder Bruder zu betrauern hatte, griff zu den Waffen, die Legende zählt bis auf 53000 Jungfrauen, die gegen die Heiden zu Feld rückten. Als diese ein neues Heer gegen sich erscheinen sahen, erstaunten sie und sprachen: „Das sind die Jungen, deren Alten wir erschlugen, sie sind stark um die Brust, lang ist ihr Haar, schön ihr Gang, so Viele vermögen wir nicht zu bestehen." Daher vertrug sich der Heidenkönig mit dem Frankenkaiser und gab Geißeln. Während der Unterhandlung hatten sich die Jungfrauen in einem Thale gelagert und hatten ihre Speere in die Wiesen gesteckt. Am andern Morgen grünten, laubten und blühten ihre Schäfte. Davon heißt die Gegend Karlsthal und jenes Wiesland der Jungfrauen Speerwald, es ist daselbst eine Kirche zu Ehren der hl. Jungfrau erbaut worden. — Schon in der Kaiserchronik des 13ten Jahrhunderts steht diese Erzählung bedichtet und hat noch früher den Anlaß gegeben zu der Legende von den 11000 Jungfrauen, mit denen die heil. Ursula ihre Rheinfahrt machte.

Die drei Schwestern aus diesem Jungfrauenheere, welche im Wallfahrtsorte Eichsel im badischen Schwarzwalde, nahe bei der Stadt Rheinfelden, begraben sind und deren Gebeine i. J. 1504 durch den Kardinal Raymundus feierlich erhoben worden, tragen Walkürennamen. Theils nennt man sie Kunigunde, Mechtgunde und Wibrande; dann weisen die Wortstämme gunt, brant, wîc (Wîcbrant) auf den Begriff von Krieg zurück; theils lauten ihre Namen: Einbet, Wilbet und Vorbet; dann leiten sie ab von badu Kampf, und bedeuten die Groß-, die Vor- und die Gotteskämpferin.

Im Karolingischen Jungfrauenheere werden nur erst ein paar allgemeine Localnamen laut, mit denen sich das legendarische Wunder zu verbürgen sucht; dagegen erhält man in der folgenden Jungfrauensage die wirklichen Orts- und Personennamen zur Beglaubigung vollständig.

Eine noch zur Zeit Karls XI. lebendig gewesene schwedische Sage erzählt von der Heldenthat der smaländischen Frauen, die,

während ihre Männer in auswärtigem Kriege sind, von dänischen Raubschaaren überfallen wurden. Schon waren einzelne dieser Räuber erschlagen, da unternahm es die Hausfrau Blända, aus dem Kunga-Härad im Wärendbezirke, den Feind ganz zu vertilgen, und mit Hülfe der mitverbündeten Frauen von fünf benachbarten Härads gelang es. Sie giengen mit reichlichen Vorräthen von Speise und Trank ins Lager des Dänenkönigs Sverker und als die Mannschaft bezecht war, wurde sie bis auf den letzten niedergemacht. Blända selbst erschlug den Führer Taxe. Seitdem haben die Wärendischen Frauen das Vorrecht, mit den Männern zu gleichen Theilen zu erben, während der schwedischen Frau anderswo nur ein Drittel zufällt; sie dürfen in Helm und Brünne auf der Brautbank sitzen und bei der Trauung Kriegsmusik vor sich her spielen lassen. Afzelius, Schwed. Sag. 1, 187. Wedderkop, Bild. a. d. Norden 2, 246.

Dritter Abschnitt.

Züge des Frauenmuthes aus der oberdeutschen Provinzialgeschichte von 1298 bis 1799.

Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298.

Die Stadt Zürich war von Herzog Albrecht von Oesterreich am 13. April 1298 bei Oberwinterthur geschlagen worden und hatte außer ihrem Banner einen großen Theil ihrer Mannschaft in des Feindes Hand lassen müssen. Die hohen Summen zum Loskauf der Gefangenen veranlaßten hierauf zwischen Sieger und Besiegten sechs Jahre lang fortdauernde Streitigkeiten und diese waren noch immer nicht erledigt, da gelang es dem Herzog Albrecht den deutschen Kaiserthron zu besteigen, und abermals kam er nun vor die geschwächte Stadt gerückt, sie dafür zu züchtigen, daß sie inzwischen für seinen Gegner Adolf von Nassau Partei genommen hatte. Er schloß sie enge ein, seine Truppen hielten die Hochwacht am Geisberg bis zur Spannweide hinab besetzt, lauter günstige Höhenpunkte, von denen aus das Innere der Stadt an mehreren Stellen überblickt werden konnte. Bei den Belagerten begann die Sorge, ihre geringe Zahl reichte kaum hin die Mauern zu decken. Doch um diese Schwäche den Augen der Späher zu verbergen, wußte die Weiberlist ein Mittel zu ersinnen. Hedwig von der Burghalde versammelte eines Tages die Frauen und sprach: Unsere Männer und Brüder hüten an den Thoren, Straßen und Plätze stehen menschenleer, bald wird der beobachtende Feind unsre Minderzahl erkannt haben und zum Sturme schreiten. Täuschen wir ihn durch ein Blendwerk, indem wir uns und unsre Töchter gleichfalls waffnen. Die Frauen bedachten auf

dies Wort, wie dasjenige, was man dem Auge bloß von Ferne zu sehen giebt, oft mächtig auf das Gemüth einzuwirken vermöge, also stimmten sie dem Plane Hedwigs bei, legten Helm und Harnisch an, ergriffen Spieße und zogen unter Trommel- und Pfeifenklang vom Münsterplatze über die Limmatbrücke hinauf in die Freiung des Lindenhofs. Dies ist ein von vier Seiten steil aufgemauerter Berg, dessen oberste Terrasse die Stadt überragt; sein weiter Raum hatte ihn damals schon zur Pfalz gemacht, wo die Gerichts- und Volksversammlungen abgehalten wurden, sowie er jetzt noch der allgemeine Spielplatz der Kinderwelt ist. Auf dieser weithin sichtbaren Zinne stellten sie sich in Schlachtordnung auf nach der Weise des Gewalthaufens, ließen die Spitzen ihrer Speere vom Strahl der Sonne verdoppeln und beobachteten rechtzeitig die Bewegungen des Feindes. Die Kühnheit wurde auch diesmal vom glücklichen Erfolg begünstigt. Mehr zwar als die in die Ferne hin drohende Weiberschaar leisteten die festen Stadt-Mauern, doppelt geschützt von den Wellen des Sees und der Limmat, und noch mehr als diese wirkten zuletzt die klugen Unterhandlungen des Rathes, der dem Kaiser alle Verpflichtungen der reichshörigen Bürgerschaft neu enthot. Versöhnt nahm Albrecht Zürichs Huldigung an, und als er die Kriegslist der Frauen erfuhr, lohnte er ihnen damit, daß er ihre im Treffen bei Winterthur gefangen genommenen Männer ohne Lösegeld freigab. Auch die Vaterstadt stiftete den Frauen ein Andenken; es wurde ihnen der Lindenhof zum Vergnügungsplatz eingeräumt und zugleich eine besondere Rechtsvergünstigung ertheilt, denn seitdem behält die Zürcher Ehefrau in den gerichtlichen Auffällen ihres Mannes ihr eingebrachtes Vermögen unverkürzt und ist damit der Pflicht überhoben, die Kinder aus ihrem Weibergut aussteuern zu müssen. Von diesem Vorrechte, das bis in die Neuzeit Geltung gehabt hatte, berichtet bereits der Reformator H. Bullinger in seiner hds. Tiguriner-Chronik fol. 1, Bl. 275: „Die Züricher beredtent ihre weiber vnd mannbare töchter, daß sie mannenkleider anlegtent vnd sich in die harnisch rüsten ließen; deßhalben der kriegslist wol der Statt erschoßen ist. Vnd vermeinent etliche, daß

die gute freyheiten, so die Züricherweiber habend mit dem Gerächt vnd anderes, das besser ist dann anderer in stätten vnd landen rächt, von diser redlichen that seinen vrsprung habe."

Vom Jahre 1292 an bis 1355 hatte Zürich fünferlei Belagerungen durch denselben Feind zu bestehen gehabt; die erste war schon durch den ebengenannten Herzog Albrecht unternommen worden, der sechs Jahre nachher als Kaiser sie wiederholte; und zum dritten bis zum fünftenmal wurde es durch seinen gleichnamigen Sohn Herzog Albrecht den Weisen eingeschlossen. Um so weniger läßt sich also die Zeit feststellen, in welche die eben erzählte Waffenunternehmung der Züricher Frauen fallen soll. Denn dieselbe gerade unter Kaiser Albrecht und auf dessen erstes Regierungsjahr anzusetzen, ist nur ein Kunstgriff der Stadtchronik, weil gegen den mächtigsten Feind am meisten Ehre aufzuheben ist. Und wenn ferner die Züricher Rechtsgeschichte lehrt, daß jene die Frauen begünstigende Einzelsatzung des städtischen Eherechtes aus ganz andern Gründen als aus diesem kriegerischen Vorgang und in einer weit späteren Zeit entstanden ist*), fällt alsdann damit nicht der Hauptbeweis für die geschichtliche Wahrheit der Erzählung weg, und bleibt dann mehr als eine Sage über? Allerdings entschleiert sich dann eine Sage, aber eine auch ohne die Zuthat chronikaler Beweismittel historisch ebenso wahre, als nur immer besiegelte Urkunden wahr sein können. Die Liebe zum Gatten und Kinde, zu Haus und Herd hat noch bei neuzeitlichen Städtebelagerungen aus schwachen Mädchen Heldinnen gemacht; wer zweifelt an der That des Mädchens von Saragossa. Schon auf Achills Schild (Ilias σ, 514) war eine belagerte Stadt abgebildet, in welcher Weiber, Greise und Kinder die Mauern beschützten. Auf dieser sittlichen Nothwendigkeit beruht denn auch die zürcher Ortstradition, und es charakterisirt diese gebildete Stadt, daß sie erst heuer (1867) an ihrem größten Jahresfeste, dem Sechse-

*) Auch die dänischen Frauen wurden zum Lohne ihrer dem König Sueno bewiesnen Kriegstreue erbfähig gemacht. Crantz, lib. 4. Daniae, cap. 12.

läuten, „die wehrhaften Mädchen von Zürich“ durch eine viel tausendfache Kinderschaar in waffenschimmerndem alterthümlichen Umzuge hat darstellen lassen. Hier zog auch das Kleinste, das ohne Wärterin marschieren konnte, mit in der bewaffneten Reihe; auch das Aermste war dazu unentgeltlich gekleidet, ein Jedes wurde beköstiget, die allgemeine Freigebigkeit hatte alle Auslagen voraus gedeckt. So ist an diesem einen Tage die älteste Sage der Vaterstadt in deren jüngste Herzen wiederum neu und lebenslänglich eingepflanzt worden.

Doch man verlangt die Sage selbst zu hören, auf welcher dieses kriegerische Kinderfest beruhen soll. Sie ist zwar nicht weiter erhalten, als die Erzählung der Chronik darüber reicht, läßt sich aber auch aus diesem wenigen noch erkennen. Der Name der deutschen Walküre Haduwic, welcher zweimal Krieg bedeutet, ist in der Chronik zu einer Hedwig von der Burghalde geworden; die nordischen Sturm- und Kampfgöttinnen in Helm und Brünne, die unter der Kriegsmusik der Frühlingsgewitter die Lanzen des Blitzes schwingen und aus der Höhe her den belagernden Winterriesen zum Lande hinaus schrecken, sind zu zarten schmucken Bürgermädchen geworden, welche auf Hedwigs Rath ebenso sich waffnen und geschaart zum Lindenhof ziehen, wie es die Mädchen derselben Stadt beim jüngsten Frühlingsfeste des Sechseläutens abermals gethan haben. Ueberall, wo man Naturgottheiten verehrte und vornemlich in ihrem Dienste den Wechsel der Jahreszeiten religiös feierte, wird daher auch die verwandte Sage wiederkehren. Hier folgt sie im altgriechischen Original.

Argaios, Makedoniens König, rettet sein Land bei einem kriegerischen Einfall der Taulantier durch Bewaffnung der Jungfrauen. Statt der Speere trugen sie bloß leichte Thyrsosstäbe, aber der Anblick ihrer großen Schaar aus der Ferne bestimmte den Feind zum Abzug. Weil diese Jungfrauen es so gut verstanden hatten, die Männer nachzuahmen, so erhielten sie den Namen Mimallonen, dazu aber den Ehrenplatz im Heere des Bacchos, als dieser nach Indien zog.

Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal.
Vierzehntes Jahrhundert.

Der mächtige Freiherr zu Weißenburg, einer der kriegerischen Barone des Berner Oberlandes und ein unversöhnlicher Feind aller der Stadt Bern beigetretnen Landgemeinden, überfiel eines Tages im Hochsommer das Frutigenthal trotz des Friedensvertrages, den er erst kurz vorher hatte beschwören müssen. Die Bevölkerung, die an keine Gefahr zu denken hatte, war eben mit der Heuärnte beschäftigt und auf den entlegnen Berggütern zerstreut. So erreichte der Feind unentdeckt Müllenen, das unterste Dorf der Thalschaft, das damals ein umwalltes Städtlein war. Dieses ist so günstig gelegen, daß es den Eingang zum ganzen Thale zu schließen vermag, und so konnten die hier anwesenden Männer den Weißenburger Schaaren lange den Paß streitig machen. Doch da die erwartete Hilfe der Nachbargemeinden ausblieb, vermochten sie dem Andrang auf die Dauer nicht zu widerstehen und mußten sich bis oberhalb Reichenbach zurückziehen. Aber um so unbeugsamer weigerten sich ihre Weiber, diesen Rückzug mit anzutreten. Schnell warfen sie Hirtenhemden um, ergriffen die Heugabeln, kletterten durch einen tiefen Einschnitt der Bergwand, den man Faltschengraben nennt, empor und standen nun auf der Höhe unmittelbar über dem Feinde. Kaum waren sie von diesem mit Staunen und Furcht erblickt, so kamen sie nicht unter Schlachtgeschrei, sondern mit lieblichem Gesang gegen die Reisigen herabgezogen in flatternden Gewändern, mit blitzenden Wehren, lauter Lichtgestalten im Glanze der sich neigenden Sonne. Der rohe Söldnerhaufe, drunten in seiner dunkeln Schlucht zusammengepreßt, glaubte bei ihrem Erscheinen, selbst die Engel vom Himmel kämen den Müllenern zu Hilfe. Keiner hielt länger Stand, ein allgemeiner Schrecken jagte die Schaaren in die Flucht. Doch die sich wieder ermuthigenden Gebirgsleute setzten nach, holten den Feind im Engwege ein und brachten ihm eine Niederlage bei. Seitdem wird daselbst die über

Scharnachthal liegende Alpe der Engel genannt, der dortige Weidebezirk Am Engelbürg, und das drunter gelegne Dorf Faltschen soll gleichfalls an die durch Weiberlist geglückte Täuschung des Feindes erinnern.

Frauen wirken hier abermals durch ihre sinnig gewählte Verkleidung auf die Entscheidung der Schlacht ein; sie werfen das weiße Hirtenhemde um, lassen die eisengezähnte Heugabel von ferne blitzen, und kommen, ein Chorlied anstimmend, ihren im Kampfe stehenden Männern wie rettende Engel zu Hilfe gezogen. So legen die heidnischen Walküren das Schwanenhemde an, ihr wandelbares Flügelkleid, schwingen den Speer und fliegen, Zauberlieder singend, mit dem Kampfvater Odhin durch die Lüfte auf die Walstatt. An die Stelle der schwanenbeschwingten Walküren hat nachmals das Christenthum die geflügelten Schutzengel gesetzt, gleichwie von den Weißenburger Söldnern kriegerisch gekleidete Frauen für Himmelsengel gehalten wurden.

Die Bündnerinnen zu Lugnetz, 1355.

Im Jahre 1355 machte Graf Rudolf von Montfort mit einer Schaar schwäbischer und vorarlbergischer Ritter einen Einfall in das Bündnerische Lugnetzthal. Ein Theil seiner Krieger griff die hohe Stellung an, in welcher die Männer von Lugnetz bei St. Carlo dem Feinde den Weitermarsch streitig machten; mit dem andern Theile glaubte er ungehindert beim Felsenthor von Porclas, durch welches diese Thalschaft vom Vorderrheinthale bei Ilanz abgeschlossen wird, eindringen und so den Vertheidigern in den Rücken fallen zu können. Auf diesem Felsenthore aber hatten sich bereits die Lugnetzerinnen aufgestellt und rollten Steine hinab, daß der unten anziehende Reiterschwarm in Verwirrung gerieth. Unterdessen kamen die an ihrem Orte siegreich gewesnen Männer den Frauen zu Hilfe und vollendeten mit ihren Morgensternen die Niederlage des Adels. Den Frauen zum Dank hieß fortan dieser Engpaß das

Frauenthor, heute noch haben sie bei allen kirchlichen Handlungen in ihrem Orte den Vortritt. Im Sommer 1860 hat man daselbst, laut dem damaligen Berichte der Schweizerblätter, ein Erinnerungsfest dieses fünfhundertjährigen Sieges gefeiert.

Die Hühnersuppe vom 27. December 1375.

Katharina von Oesterreich, eine Tochter jenes Herzogs Leopold VII, der im Treffen bei Morgarten von den Schwyzern geschlagen worden und 1326 zu Straßburg starb, hatte bei ihrer Verehlichung das Elsaß und Aargau, beides zu den österreichischen Erblanden gehörend, als Aussteuer und Kunkellehen verschrieben erhalten. Ihr Sohn war der normännische Graf Enguerrand von Coucy. Unterstützt durch zahlreichen französischen und englischen Adel, rückte er mit einem starken Söldnerheere 1375 in die österreichischen Vorlande ein und sprach die bisher noch nicht ausgerichtete Heiratssteuer seiner Mutter als Erbe an. Seine goldschimmernde Kavallerie trug hohe stählerne Sturmhauben, zu deutsch Gugelhauben, wegen deren die ganze Armee beim schweizerischen Landvolke den Namen der Gugler erhielt. Der den Habsburgern abgeneigte Kaiser sah den Gewaltthaten des Feindes schadenfroh zu, die Reichsfürsten zauderten, die Städte schlossen sich ab, die mit Vertheidigung des Hauensteins beauftragten Kyburger und Nidauer Grafen gaben diesen Paß preis und flüchteten, so betrat der Feind die Schweiz und hatte vom Bielersee bis zur Mündung der Aare das ganze Juragelände inne. Hier mußten sich des Unterhalts wegen die Truppen theilen; eine Schaar lagerte im Val de Rüz mit dem Kommando in der Abtei Andreasbrunn (Fontaine St. André). Ein zweiter Heerhaufen campirte im Luzernischen um das Kloster St. Urban, ein dritter im Berner-Vorlande beim Stift Fraubrunnen, ein anderer im Seelande bei Gottstadt und Ins (Anet). Doch je weiter sie ihre Truppen in die innere Schweiz vorschoben, um so mehr stießen sie auf Widerstand; die Regierungen waffneten und der Landsturm er-

hob sich. An den vorgenannten und an andern Orten wurden sie überfallen, verdrängt, gefangen oder niedergemacht. So ergieng es auch in dem kleinen Berner Dörflein Hettiswil, das damals ein von Bauernhöfen umgebnes Kloster zwischen Hindelbank und Krauchthal war, nahe bei der Stadt Burgdorf. Die Weiber waren es, die hier zu Sense und Gabel griffen und die Männer zum Widerstand mitrissen. Es war die St. Johannisnacht nach Weihnachten, als der überraschte Feind durch ihr Wuthgeschrei aus dem Schlafe geweckt wurde, mancher nur auf eine Minute, um sogleich für ewig das Auge wieder zu schließen. Viele wurden auf der Streu erschlagen, Viele draußen in der pfadlosen Finsterniß. So war das Kloster und die Umgegend gerettet. In dankbarer Anerkennung gab der Prior den Hettiswilerinnen das Recht, jedes Jahr am Tage dieses Ueberfalls: „ûf sant johans tag ze wîhnaht" mit der Axt in den Klosterwald zu gehen und für ihre Weihnachtssuppe nach Bedürfniß Holz zu hauen. Da sich aber ergab, daß der Wald all zu großen Schaden leide, weil die Weiber zu zähe Weihnachtshühner übers Feuer zu thun pflegen, so änderte man das Privilegium dahin ab, daß man ihnen statt des Holzrechtes eine Matte schenkte. Diese besitzen die Hettiswilerinnen noch und verwenden deren jährlichen Ertrag zu einer Mahlzeit, die bis auf heutigen Tag die Hühnersuppe heißt (Bern. NeujahrsBl. 1826, 28). Und weil die ganze Umgegend bei dem Ueberfalle treulich mitgeholfen hatte, so wird auch noch weiterhin dieselbe Weibermahlzeit abgehalten. Es erhalten die Berner Frauen in Wiler, Amtsbezirk Fraubrunnen, alljährlich auf Gemeindekosten ihre Hühnersuppe gekocht und haben beim Kirchgange die Ehre des Vortrittes; es findet in Kriegstetten, Kt. Solothurn, ein gleiches Festessen jährlich statt, das seit dem Guglerkriege den Weibern zu lieb abgehalten wird; es haben sogar die Städterinnen zu Burgdorf mit gleichem Vorrecht von derselben Suppe lange zu kosten bekommen, und die dortige Schloßherrschaft allein mußte alljährlich sechzig Hühner sammt einem entsprechenden Quantum Speck dazu abliefern (Alpenrosen 1826, 313). Jedoch die Burgdorfer thaten bald wie andere Städter, sie ver-

gaßen den wirklichen Ursprung der alten Sitte und erdachten sich eine grobe Eulenspiegelei dafür. Denn statt der Gugler, lassen sie fälschlich den aargauer Landadel zur Belagerung der Stadt heranziehen, und anstatt daß ihn die feierliche Erscheinung edler Frauengestalten hinwegscheucht, prallt er vor den Mauern zurück, weil ihm droben unerwartet der Spiegel aller Ritterschaft vorgehalten wird. *) Wie aber geräth gerade die Herrschaft auf dem Schlosse in die Pflichtigkeit, den Burgdorferinnen ihre sechzig Suppenhühner liefern zu müssen? Aus demselben Grunde, welcher den Prior zu Hettiswil verbindlich machte, den dortigen Bäuerinnen die Hühnersuppe zu zahlen. Für den Rechtsschutz, den der Unterthan oder Leibeigne genoß, entrichtete er dem Oberherrn oder Landvogt alljährlich das unter vielerlei Namen überall gleiche Zinshuhn. Leibhuhn hieß es nach den Leibeignen; Rauchhuhn nach der Pflichtigkeit jeder Behausung, welche eignen Rauch hatte; Herbst- und Fasnachthuhn nach der Verfallszeit. Diese Steuer wurde vom Gerichtsherrn mit einem gleichzeitigen Gegengeschenk erwidert, das entweder in einem einzelnen Steuernachlaß, oder in einer einmaligen Gesammtverpflegung bestand, die abermals örtlich verschiedenerlei Namen führte. In Burgdorf mußte dieser Vogteibrauch schon neun Jahre nach dem Kriegszuge der Gugler rechtlich erloschen gewesen sein, da 1388 die Stadt aus der Hand der Kyburger an Bern gekommen war. In andern Provinzen aber dauerte mit der Vogtei auch deren Pflichtigkeit an die Gemeinde fort. Das Kloster Blaubeuern giebt laut dem Statut v. J. 1558 (Reyscher, Statut. Rechte, S. 346) jährlich allen Amtleuten, nachdem sie die Fasnachthühner ihres Steuerbezirks eingezogen haben, „das Hennenmahl" und überschickt dem Ulmer-Stadtrath, sammt allen Personen, mit denen das Stift amtlich verkehrte, „die Fasnachtshenne", als Entgelt des dorten erhalt-

*) Dieses signum averruncandi ist in der Sagengeschichte beträchtlich alt. Die Weiber von Fritzlar, so erzählt die Chronik von Joh. Rothe, zeigten dem Belagerer Konrad den blanken Spiegel über die Zinnen herab, worauf der Kaiser 1233 die Stadt verbrannte.

nen Neujahrsgeschenkes. In den Sarganser- und Wallenstatter-Alpen entrichten die Sennen von 1483 bis 1734 von jedem Kessel gekäster Milch eine Vogtssteuer, welche „das Vogelmahl" heißt. Eidgenöss. Abschiede III. 1, 159. — VIII, 421. Der Landvogt von Baden ist bis zum Jahre 1724 verpflichtet, am Tage, da ihm gehuldigt wird, oder auch wenn er die Eröffnung des Zurzacher Jahrmarktes in eigner Person vornimmt, allen ihm dabei behülflichen Vögten und Untervögten „die Sperbersuppe" aufzutischen. Hds. Manual des Landvogts Nabholz, pag. 79. Ebenso hat heute noch der schweiz. Gutsbauer seinem Gesinde nach beendigtem Heu- und Kornschnitt ein Schlußtraktament zu geben, das der Heu-, Kräh- oder Suppenhahn genannt wird. Die Kinderwelt, die bei solchen Gesindeschmäußen leer ausgeht, bettelt dann auf einen Hahn, den sie gebunden in einem Korbe an den Häusern umherträgt; ihr Schmaruzerliedchen beginnt:

Havele-havele Hahne,
Fastennacht geht ane.

Seitdem an die Stelle der Naturalsteuern die Geldsteuer getreten ist, verschwand mit des Bauern Zinshahn für den Herrn, auch des Herren Hühnersuppe für den Bauern. Nach dieser letzteren ist der Bauer nicht mehr lüstern, lange Rechtserfahrungen haben ihm dieselbe gründlich versalzen. Dies besagen uns seine zwei Sprichwörter: So lang die Henne Eier legt, legt man ihr auch. Keine theurere Henne, als eine geschenkte.

Hühnerfresser ist der alte Spottname für die Einwohner der Stadt Audenaerde in Flandern. Er soll v. J. 1438 herrühren, wo die Genter Philipp den Guten, Grafen von Flandern, festlich zu bewirthen gedachten und dazu alle Hühner in Audenaerde aufkaufen wollten. Allein darüber entstand hier ein allgemeiner Auflauf, mehrere Genter wurden verwundet, sie mußten ohne Hühner nach Hause. Die prächtige Mahlzeit, die zu Gent vereitelt war, nahm nachher der Graf in Audenaerde ein. Wolf, Niederländ. Sag. no. 120.

Die Appenzellerinnen von Gais 1405.

Bei der Schlacht am Stoß, 17. Brachm. 1405, hatten die Oesterreicher die Grenzwehre der Letzemauer bereits durchbrochen und rückten durch diesen Eingang in einen der wichtigsten Pässe des Appenzeller Landes vor. Vorsichtig hatten sie einen Theil der Truppen außerhalb der Letze als Nachhut stehen lassen, und dieser hielt in der Fortsetzung des Kampfes entschlossen auch dann noch aus, als die Eingedrungenen durch die vom Berge auf sie herabgestürzten Steine in Unordnung geriethen und durch die Mauer wieder zurückflohen. Doch auch die Nachhut sah sich unvermuthet in der Seite bedroht und mußte ihre Stellung verlassen, da plötzlich drüben vom Sommersberge her eine breite weiße Schaar den Appenzellern zu Hilfe gezogen kam. Es waren die Weiber aus dem nahen Dorfe Gais, welche weiße Küherhemden übergeworfen hatten und in dieser Sennentracht ihren Männern den Sieg mit erfechten helfen wollten. Erschrocken ob dieser neuen Verstärkung, ergriffen die Gegner die Flucht und wurden bis an die Mauern von Altstätten verfolgt.

Im Juni des Jahres 1862 ist diese Schlacht durch ein dramatisches Volksschauspiel auf dem Kampfplatze selbst gefeiert worden, worüber bald nachher das Stuttgarter „Morgenblatt" berichtet hat.

Die Zieglerin von Zürich 1443.

Vereint hatten die Kantone i. J. 1443 beschlossen, Zürich zu belagern, um diese Stadt für das unschweizerische Bündniß zu strafen, das sie zum besondern Nachtheil der Waldstätte mit Oesterreich eingegangen hatte. Jedoch nur langsam und ohne Gesammtplan kamen sie angerückt, so daß die Einschließung nie eine vollständige wurde. Als daher am 22. Heumonat sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Truppen der Waldstätte im Anzuge seien, befahl Bürgermeister Rudolf Stüßi,

ihnen auf das Sihlfeld, eine Stunde von Zürich entfernt, entgegen zu ziehen und hier die Schlacht anzubieten. In der Nähe von St. Jakob stieß man aufeinander, eine Kriegslist des Feindes brachte einen blinden Schrecken unter die Zürcher, sie wichen nach der Sihlbrücke zurück. Mannhaft vertheidigte Stüßi diesen Punkt, um den Seinigen den einzigen Rettungsweg offen zu halten, doch er fiel und damit war das Schicksal des Tages entschieden. Alles stürzte dem Rennwegthore zu, aber so rasch drang auch der nachsetzende Feind mit ein, daß der Glarner Landschreiber König den Zürcher Pannermeister Conrad Meier von Knonau im Thorbogen erstach und ihm die Fahne entriß. Der Schrecken trieb die Bürger in ihre Häuser, man verrammelte die Thüren, niemand dachte mehr an das offenstehende Thor. Da rettete eine beherzte Frau die Vaterstadt, von Geschlecht eine Ziegler, wie Tschudi sagt, nach Andern eine Däniker. Sie erstieg das Thor und ließ das eiserne Fallgatter nieder; die eingedrungnen Feinde waren abgeschnitten. Dem Landschreiber König blieb nur noch Zeit, das eben eroberte Panner den Seinigen durchs Gitter hinaus zu reichen, dann wurde er nebst zweien seiner Gefährten erschossen. Den Bürgern wuchs aufs neue der Muth. Sie eröffneten von Thurm und Mauer ein solches Feuer gegen den in der Vorstadt plündernden Feind, daß dieser auch hier den Abzug nahm. Die Stadt blieb unerobert. (Vgl. Zürch. Neujahrs-Bl. der Feuerwerker 1834, 14.)

Die Schwyzerinnen 1444.

Während im Alten Zürcherkriege das mit Oesterreich verbündete Zürich von den Kantonen belagert wurde, hatte sich das Städtlein Rapperswil am See gleichfalls auf Zürichs Seite geschlagen und mußte nun eine Einschließung durch die Truppen aus Schwyz erdulden, welche zu Land und zu See volle einunddreißig Wochen dauerte. Um dem ausgehungerten Orte Proviant zuzuführen, versuchte Zürich den dortigen Belagerer momen-

tan aus seiner Stellung hinweg zu locken und griff zu diesem Zwecke die Nachhut der Schwyzertruppen an, die an der benachbarten Landesgrenze ruhig und unvorbereitet in ihrer Letzi lag. Fast waren sie schon überwältigt, als eine unverhoffte Verstärkung zu ihnen stieß und ihre Niederlage in einen Sieg verwandelte. Heinrich Bullinger in seiner Tiguriner Chronik (fol. 2, Bl. 130b) erzählt dies also: „Am berg warendt wyber vnd sonst volk, so dahin gewichen was, die sahent, wie es so gefarlich stund vmb jre leut in der Letzi; die nament einen roten rock (Weiberjüppe) an ein spieß vnd luffint mit großem geschrey den berg nider, daß die Züricher nüt anders wänetint, dann Schwyz were mit dem (hochrothen) Landpanner vorhanden. Deßhalben wichent sie widerumb in die schiff, ließent aber zu 30 Mannen in disem gefächt."

Die Frauen Winterthurs 1460.

Anfangs Oktobers 1460 belagerten die Zürcher die Stadt Winterthur; jene waren durch eidgenössische Mannschaft unterstützt, Winterthur aber durch einen Zusatz von fünfzig Edelleuten sammt deren Knappschaft, welche Erzherzog Sigmund der Stadt zum Lohn ihrer österreichischen Gesinnung zu Hilfe geschickt hatte. Kampfbereit hüteten die Bürger die Thore, eifrig schleppten die Weiber Steine, ungelöschten Kalk und heißes Wasser auf die Mauern, um dem stürmenden Feind nach Gebür damit den Kopf zu waschen, Niemand verzagte und so stand Alles gut. Indessen war es den Zürchern gelungen, eine gewaltige Wurfmaschine auf dem nahen Heiligenberg zu errichten und damit Feuerkugeln, Blydenpfeile und achtzig Pfund schwere Steine in die Stadt zu schleudern. Dadurch wurden den Bürgern ihre zwei einzigen Mühlen vernichtet, von denen die eine verbrannt, die andere zerschossen wurde, und bald fehlte es für so viele Menschen an Brod. Doch die Frauen wußten zu helfen. Nachdem man auf ihren Rath im Hofe des Spitals eine Rollmühle errichtet hatte, theilten sie sich straßenweise in Kom-

pagnieen, je zwanzig Frauen unter einer Hauptmännin, und bezogen rottenweise in dreistündiger Kehrordnung den Hof, um die neue Mühle zu drehen. Zum Zeitmaße bedienten sie sich einer Sanduhr; war sie dreimal abgelaufen, so erließ die nachfolgende Hauptmännin von Haus zu Haus ihres Quartiers das Aufgebot und führte ihre Schaar in die Relle. Dabei waren sie wohlgemuth und sangen zusammen Lieder, oder wie der Winterthurer Chronist sagt: „Sy hattent Gyger vnd Lutenschlager allzyt in der Relli by jnen". Die Stadt hielt sich, und anfangs des Christmonats trieb eine ungewöhnliche Winterkälte die Belagerer auseinander. (Winterthur. Neujahrs-Bl. 1809. — Zürch. Neujahrs-Bl. der Feuerwerker 1838, 8.)

Die Mühlenlieder gehören zu den ältesten Resten des heidnisch germanischen Volksliedes; sie werden als cantilenae molares bei den Annalisten des Mittelalters erwähnt und unter dem berühmten Namen des Grottenliedes (Gróttasöngr) von der Edda zu den magischen Liedern gezählt. Da haben die beiden kriegsgefangnen Frauen Fenja und Menja dem Dänenkönig Frode unter stetem Gesange Gold und Frieden auf der Glücksmühle zu mahlen. Doch als des Königs Habsucht unersättlich bleibt, mahlen sie ihm Krieg und Untergang.

Lupa von Schleins 1499.

Die deutschen Truppen machten zur Zeit des sog. Schwabenkrieges mehrere Einfälle ins Engadin. Als sie bei einer solchen Gelegenheit im Juli des Jahres 1499 in das Dörflein Schleins kamen, trafen sie alle Straßen leer, alle Häuser verschlossen bis auf eines, aus dessen Fenstern ein mächtiger Küchendampf qualmte. Die Leute des Ortes wohnten eben einem Begräbnisse bei und hier kochte man indessen für die vielen Gäste ein Leichenmahl. Wo sind eure Männer? fragten die eintretenden Landsknechte, und für wen sind diese vielerlei Suppenkessel hier? Unsere Männer, antwortete die Hausfrau Lupa, sind einer Schaar Eidgenossen entgegen gezogen, die wir diese Stunde noch erwarten, und für

so viele Mäuler brauchts auch viele Schüsseln. Auf diese Nachricht einer drohenden Gefahr zog der Feind sogleich ab. Eben so schnell sprang Lupa zur Dorfkirche, meldete den Vorgang und forderte die Männer zur schleunigen Verfolgung auf, sie ergriff eine Kirchenfahne, gab der Nachbarin die andere und trat damit an die Spitze des Zuges. Als die Landsknechte plötzlich zwei Banner hinter sich nachkommen sahen, zweifelten sie keinen Augenblick mehr, daß dies der Zuzug der Eidgenossen sein müsse und warfen sich in schnellste Flucht. Doch der enge Felsenpfad wurde noch der Tod Vieler, die entweder in die Abgründe stürzten oder von den Verfolgern eingeholt wurden. Ihrer sieben und vierzig wurden niedergemacht, selbst das Fähnlein der tiroler Stadt Hall wurde erbeutet und dessen Fähndrich getödtet; der kleine Domenico Rimathe wars, der ihn erschlug. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1853, 118.) Eine ähnliche kluge Antwort war die, welche bald darauf eine Bündnerin aus Cernetz den deutschen Kundschaftern gab, die zu wissen verlangten, woher hier der gewaltige Dampf komme, der eben über dem Dorfe lag. Denn nach Gewohnheit jener Gebirgsgegenden hatte man an den Halden Feuer angezündet, um durch den lastenden Rauch die Matten gegen den gefährlichen Nachtreif zu schützen. Woher dieser Rauch? erwiederte die Cernetzerin, von den Eidgenossen! Die haben drüben in Davos abgekocht und rücken nun über den Fluelaberg bei uns ein.

Das Frauenpanner im Obersimmenthal. Sechzehntes Jahrhundert.

Die Langermatt ist die Grenzscheide zwischen dem Bernischen und dem Walliser Lenkerthale. Hier war es zwischen den Bewohnern beider Thäler, die ohnedies in steten Grenz- und Weidestreitigkeiten lebten, zur Zeit der Reformation zu einer förmlichen Schlacht gekommen, da das Oberwallis beim alten Glauben verblieben, das Berner Oberland aber der Glaubensänderung beigetreten war. Schon fieng die reformirte Aelpler-

schaar zu weichen an, als plötzlich die Weiber mit Bergstöcken und Knütteln den Kampfplatz betraten und ihren Männern den Sieg erringen halfen. Seitdem ist es den Lenker Frauen erlaubt, beim Schluß des Gottesdienstes die Kirche zuerst verlassen zu dürfen, und so weit ist dieses Vorrecht ausgedehnt, daß auch die dortigen Schulmädchen die Schulstube stets vor den Knaben betreten und verlassen. Eine ähnliche Beehrung war aus demselben Grunde auch den Frauen im benachbarten Obersimmenthal zu theil geworden. Das kleine Pfarrdorf St. Stephan bei Zweisimmen im Obersimmenthal hatte in seiner Kirche noch um Mitte des vorigen Jahrhunderts über den Kirchenstühlen der Weiber eine Walliser Wappenfahne hängen, von der es hieß, sie sei in einem Gefechte an der Lenkeralp den feindlichen Wallisern durch die Simmenthalerinnen abgenommen worden. (Mittheil. v. D. Mäder, Lehrer in Sins.)

Anna Juvalta von Zuz 1618.

Im siebenzehnten Jahrhundert war das abgelegene Engadin ein steter Schauplatz schamloser und grausamer Bürgerzwiste geworden. Das Gold der fremden Werber, der Golddurst der einheimischen Söldner, die Käuflichkeit der Parteihäupter gegenüber den Intriguen der Ambassadoren aus aller Herren Ländern, überdies noch der stets aufgestachelte Fanatismus zweier Confessionen, dies alles verbunden mit einem erblichen Haß zwischen den herrschenden Geschlechtern, drohte jeden Augenblick das stillste Bergdorf in eine scheußliche Mördergrube zu verwandeln. So waren damals auch die Männer von Zuz in eine spanische und eine venetianische Partei gespalten, die sich beide auf den Tod verfolgten. Bereits zu Anfang des Jahres 1618 hatten sie sich zu Scanf mit großer Erbitterung geschlagen, am 23. März darauf geriethen sie in Zuz selbst an einander, gewillt zu einem gleich schmachvollen Bruderkampfe. Schon standen auf beiden Seiten die Feldstücke schußbereit, die nächsten Blutsverwandten zuckten gegen einander die Waffen; da erschienen plötz-

lich in Mitte der Fechtenden ihre Weiber, an deren Spitze Anna Juvalta, das Weib des Landammann von Wiezel. Den Thränen und Bitten dieser Mütter gelang es, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1852, 16.)

Salomea Lienardi von Schiers. 24. April 1622.

In Schiers, einem großen Pfarrdorfe des Prättigäus, ist Kirche und Kirchhof ein Schauplatz von der Tapferkeit der Bündner Frauen gewesen; bis zur Stunde haben sie daher daselbst die Ehre, bei der Communion die Ersten zum Altare zu treten, und jährlich am Ostertage wird zum Andenken ihrer Heldenthat die Fahne im freien Felde geschwungen. Der Vorfall selbst ist bis in jede Einzelheit geschichtlich verbürgt. Schiers hatte sich der Reformation angeschlossen und leistete dem Bekehrungseifer der papistischen Partei entschiedenen Widerstand. Allein die letztere war hier die übermächtige und berief den österreichischen Oberst Baldiron mit seinen Truppen ins Land, um die Ketzer zu Paaren zu treiben. Der Name dieses grausamen Mannes ist durch die Bündner Geschichte hinlänglich bekannt. So lange sich der wohlgelegne Ort nicht ergab, schnitt er ihm die Nahrung ab, ließ die Arbeiter auf den Feldern niederschießen und suchte ihn so auszuhungern. Als er dann eingedrungen war, ließ er die Vorsteher gefangen abführen, entwaffnete das Volk, bemächtigte sich der Gemeindekasse, erhob Zwangssteuern, legte seine Soldaten in die Häuser und ließ die Leute in jeder Weise mißhandeln. Die Mehrzahl der Männer war als Geißel in Baldirons Gewahrsam gegeben worden, wie wollte man sich nun der Ueberzahl der Kriegsknechte erwehren? Und dennoch, wenn einer von Schiers mit den Glaubensgenossen zusammentraf, die in den Nachbarorten Jenatz und Furno wohnten, und ihnen die Noth der Seinigen klagte, so vernahm er, daß man nur auf die Sturmglocke von Schiers warte und waffenbereit herbei eilen werde, sobald daselbst der Kampf losgebrochen sei.

Diese Hoffnung zündete, ein junger Mann und drei Frauen wagten zusammen den verzweifelten Handstreich. Am 24. April 1622 des Morgens, als Baldirons Executionstruppen zusammen in die Dorfkirche gezogen waren, um sich hier zum Hohn gegen die Reformirten die Messe lesen zu lassen, stürmte Jakob Truog gegen den unbehüteten Feind; die Jungfrau Salomea Lienardi und zwei Frauen Anna Maruck und Katharina Haberstrau schlossen sich ihm an. Die Schildwachen wurden niedergeschlagen, die Kirchenthüren mit bereit gehaltenen Balken von außen verrammelt, die Waffenlosen waren gefangen, im nächsten Augenblick rief die Sturmglocke die Jenatzer herbei. Feuerbrände in den Händen der Weiber verkündeten den Eingeschloßnen ihr und der ganzen Kirche Schicksal. Der Schrecken überwältigte sie, sie flehten um das Leben. Diejenigen unter ihnen, welche sich den Namen „Schinder" verdient hatten, wurden gebunden und einzeln in den Thurm gebracht, die Uebrigen zum Thal hinaus escortirt. Baldiron erschien nicht wieder. Erfüllt war das Wort der Richterin Deborah, die den König Jabin besiegte und in ihrem Triumphliede sang (Richter 5, 7): „An Bauern gebrach es in Israel, bis daß ich Deborah aufkam — und das Land war stille vierzig Jahre."

Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Fraubrunnen am 2. bis 5. März 1798.

Die französische Invasionsarmee hatte 1798 in einer Stärke von 30,000 Mann die Schweizergrenze im Nordosten und Südosten überschritten und kam in zwei Heeresabtheilungen gegen Bern herangerückt, die eine vom Waatland aus unter General Brüne, die andere durch den Bernischen Jura her über Solothurn, unter General Schauenburg. Nur von den Truppen dieser letztgenannten Heeresabtheilung und dem momentanen Widerstande, den das Solothurner und Berner Landvolk ihr entgegensetzte, ist im Folgenden die Rede; der Gang des kurzdauern-

den Feldzuges, der die Auflösung der ganzen alten Eidgenossenschaft zur Folge hatte, liegt außerhalb unsrer Erzählung.

Der zweite März war für das Solothurner Land der Schreckenstag, an dem die Franzosen über Biel her den kleinen Kanton betraten. Als ihre ersten Schaaren in das Grenzdorf Grenchen einritten, hatten sich die schweizerischen Truppen von hier bereits auf die Stadt Solothurn zurückgezogen, nur Greise und Weiber standen rathlos beisammen in dem ummauerten Dorfkirchhof. Alle Häuser waren verschlossen, alle Wege menschenleer. Da stellte sich ein zwanzigjähriges Grenchner Mädchen, Maria Schürer, mit einer Hellebarde bewaffnet, wie eine Schildwache an der Heerstraße auf, als habe sie allein den Eingang streitig zu machen. Ein Dragoneroffizier ritt auf sie zu, die Pistole gespannt in der einen Hand haltend, mit der andern ihr abwinkend, den gefährlichen Platz zu verlassen. Aber das Mädchen wich nicht; dieser war ja eben einer der verhaßten Religionsschänder und Vaterlandsfeinde, er sollte nicht lebendig ins Dorf hinein. Wüthend fuhr sie mit ihrer Waffe auf ihn los, um ihn vom Pferd herunter zu stoßen. Der Krieger hätte sich mit einem einzigen Schuß der Verwegnen erwehren können, allein er wich nur aus und wehrte nur ab, der Heldenmuth des unschuldigen Mädchens hatte ihn offenbar gerührt. Laß das gut sein, Kind, sagte er zu ihr mit freundlicher Stimme und in guter deutscher Sprache, laß ab, es ist umsonst! doch sie hörte auf nichts und stach nur um so grimmiger drauf los. Ein heransprengender Reiter sah den Offizier in Gefahr, durch ein Mädchen umzukommen, und hieb das arme Kind zusammen. Dies geschah in der Gegend des Dorfes, welche Tills Moos heißt; eben daselbst und gleichfalls im Zweikampfe fiel damals noch ein anderes Mädchen Elisabeth Frey.

Spätere Erzähler dieses Vorfalls, z. B. J. Amiet im Urkundio 1, 235, irrten darin, daß sie Maria Schürers Waffe eine Ofengabel nannten. Es war eine Hellebarde, und laut den Solothurner Blättern ist dieselbe seit 1861 von der Verwandtschaft der muthigen Grenchner Jungfrau an das Solothurner Zeughaus geschenkt worden.

Schon zwei Tage nach diesen Vorgängen auf Solothurner Boden entschied sich auch das Schicksal Berns. Dieser größte und kriegstüchtigste Kanton der damaligen Schweiz hatte dem Feinde über 16000 Mann wohlgerüstete dienstfähige Truppen entgegen zu stellen, die mit dem Landsturm bis auf 30000 Mann stiegen. Allein durch übel berechnete Aufstellung an den weitläufigen Grenzen schon beim Kriegsbeginn zersplittert, wurden sie durch den Abfall der Aargauer, durch die Dienstverweigerung einzelner Landschaften, schließlich auch noch durch eine an Verrath grenzende Unthätigkeit der Kontingente anderer Kantone gelähmt und wankelmüthig gemacht. Als nach der Uebergabe der Stadt Solothurn an die Franzosen die Kantone ihre zu den Bernern gestoßnen Truppen vollends heimberiefen, hatte der Berner General Erlach nur noch 8000 Mann unter seinem Befehl. Mit ihnen bot er Schauenburg bei Fraubrunnen das Treffen an und wurde gesprengt. Als dorten bereits zwei Berner-Bataillone umgangen waren, vereinigte sich der Landsturm mit dem dritten und letzten, das unter der großen Linde auf dem Breitfelde hielt. Hier steht ein steinernes Denkmal, den Nachruhm der Bernerwaffen verkündend, denen i. J. 1376 die ins Land eingedrungnen Gugler an dieser Stelle erlagen. Auch jetzt wurde hier rühmlich gefochten und viele Beispiele heißer Vaterlandsliebe haben die Saatfelder um den Guglerstein aufzuweisen. Als die französischen Husaren in schnellem Galopp gegen die Bernerkanonen ansprengten, wichen die Stückknechte nicht, überwältigt deckten sie mit ihren Leibern die Geschütze und ließen sich auf ihnen erschlagen. Nahe an dreihundert Frauen, mit Ackerwerkzeugen bewaffnet, hielten hier im Kugelregen aus. Hier fiel sammt Weib und Kind der siebenzigjährige Bauer Schertenleib von Utzenstorf; es fiel die Mutter Glur mit ihren zwei Töchtern und ihren drei Enkelinnen, deren eine erst eilf Jahr alt war, mehr als hundert Frauen fanden hier den Tod. Der Landsturm behauptete nun das Feld, das die Eliten nach dieser Niederlage fast überall verlassen hatten. Auf ihn und noch mehr auf frische Verstärkungen aus Bern rechnend, nahm Erlach jenes Tages noch seinen Rückzug in das Grau-

holz, einer durch Sumpf und See gedeckten Bergwaldung, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt. Wo sich die beiden Heerstraßen von Zürich und Solothurn hier begegnen, wurde ein Verhau angelegt und mit Geschütz flanquirt. Statt frischer Truppen waren nur verschiedene Freiwillige aus der Stadt erschienen, unter ihnen der Schultheiß der Republik, der siebenzigjährige Nikolaus von Steiger; die ganze verfügbare Streitmacht Erlachs belief sich etwas über 1000 Mann. Des Morgens am 5. März erschien der Feind, erkannte die ihm drohende Gefahr in dem weiten unwegsamen Bergwald und begnügte sich anfangs die paar Geschütze zu beschießen, welche die Straße und den Verhau deckten. Ein Kanonier, ein junger reicher Bauernsohn von Münchenbuchsee, der nachmals in den dreißiger Jahren die Rolle eines liberalen Großrathes gespielt hat, gab hier das erste Beispiel schmählicher Feigheit. Unter dem Vorgeben, man sei hier allein exponirt, verließ er die ihm anvertraute wichtige Stellung und riß die meuterisch gemachten Stückknechte mit sich. Sobald das Geschütz schwieg, rückte der Feind vor. Ein 2000 Mann starkes Freicorps, die Schwarze Brigade, umgieng die Stellung der Berner, drang in den Waldverhau ein und begann das Gemetzel. Es dauerte zwei und eine halbe Stunde. Nachmittags um 1 Uhr waren die Franzosen in der Hauptstadt des waffenmächtigsten Kantons eingezogen, um sie auszurauben, seit ihrer Erbauung der erste Eroberer, der sie betrat.

Tags zuvor, da die Sendboten der Regierung den Befehl zum Aufgebot des Landsturms in die Amtsbezirke zu bringen hatten und deshalb beim Amtsweibel zu Fraubrunnen eintraten, fanden sie diesen auf den Knieen im Gebete. Er hieß Benedikt Nikolaus von Zauggenried, ein reicher stiller Bauer. Er führte die Boten („Standesläufer") zu seinem Sohne und dessen junger Frau in die Kammer hinein und sprach: Hier sind wir Drei, um zu schwören, die Freiheit des Vaterlandes nicht überleben zu wollen. Sie erhuben die Hand, ein Bote schwur mit. Sie alle erfüllten des andern Tages ihr heiliges Gelübde. Wo nun im Grauholze die Landstraße vom Sandwirthshause langsam bergan steigt und links an der Höhe jenseits des Straßen-

grabens ein geringer Wegstein steht, ist die Standstelle eines alten Grenzbaumes gewesen, der die Bettlertanne hieß. Unter ihm fand man am Abend jenes fünften März den Weibel Zaug-genried, seinen Sohn, seine Sohnsfrau und den einen Stadt-boten; wenige Schritte von einander, an der Stelle, wo das Geschütz den letzten Schuß gethan, lagen ihre Leichen. Ein in fremden Kriegsdiensten altgewordener Berner hat dem, der die-sen Bericht schreibt, die Todesstelle im Jahre 1834 gezeigt und ihm den Kampf im Grauholze aus eigner Erinnerung erzählt. Die übrigen hier benützten Quellen sind: Joh. v. Müllers Briefe Bd. 6, 229. 252. Rodt, Bern. Kriegsgesch. 1, 658. Bern. Neujahrsblatt 1855, 36.

Das Schicksal jener zweiten Bernischen Heeresabtheilung, die bestimmt war die unter Brüne durch das Waatland vor-rückende Armee aufzuhalten, entschied sich in denselben Tagen. Sie standen am 3. und 4. März in dem Bergpaß bei Neueneck und hatten den stürmenden Feind bereits über die Sense zurück-geworfen. In dem Augenblicke, da sie ihren Sieg zu verfol-gen gedachten, überbrachte ihnen ein Eilbote den Befehl zum Waffenstillstande zugleich mit der Kunde von Berns Kapitula-tion. Die neunzehnjährige Anna Hadorn von Toffen hatte, mit einem Spieße bewaffnet, sich damals dem Landsturme ange-schlossen und war mit nach Neueneck gezogen, wo ihr Vater als Offizier stand. Sie ist am 15. Oktober 1865 als die Ehe-frau des Gemeindepräsidenten Zumbach von Toffen begraben worden. (Schweiz. Handels-Courier.)

Barbara Widmer von Baar, im Kampf am Rothen Thurm, 3. Mai 1798.

Die neue Verfassung der Schweiz, die unter dem Namen der Helvetischen Republik an die Stelle der souverain gewesnen Kantone eine Centralregierung mit einem aus fünf Personen bestehenden Directorium gesetzt hatte, regte das Gewissen der katholischen Bevölkerung auf, weil zum Unterhalt der französi-

schen Armee den Klöstern hohe Contributionen auferlegt worden waren, und war den demokratischen Kantonen zugleich die verhaßteste Neuerung, weil durch sie die alte Geschlechterherrschaft für immer hinweggeräumt war. Sie beschlossen daher sämmtlich bei ihrer bisherigen Landesordnung zu verbleiben und widersetzten sich den Befehlen des Directoriums. General Schauenburg, der beordert war, die Centralregierung mit seiner Truppenmacht zu unterstützen, gab den Widerspenstigen eine Bedenkzeit von zwölf Tagen, während welcher sie sich über die Annahme der neuen Verfassung erklären sollten, sie blieben jedoch fest und schwuren, lieber unterzugehen, als ein fremdes Joch zu tragen. Daraufhin rückten die Franzosen gleichzeitig an verschiednen Punkten gegen die Länder vor. Das Freienamt, Zug und Luzern wurde rasch besetzt, die Glarner Mannschaft bei Rapperschwil und Wollerau geworfen, die Aufständischen verloren sich binnen etlichen Wochen, nur das Schwyzerland blieb in Waffen und vertheidigte bei Morgarten, an der Schindeleggi und am Rothen Thurm mit großer Tapferkeit die Grenzen. Drei Stunden lang hatte Alois Reding von Biberegg das kleine Bergdörfchen Schindeleggi gegen die französische Uebermacht behauptet; er hatte jedoch nur einen Theil der Schwyzer, einige hundert Urner und eine kleine Zahl Freiwilliger aus Zug bei sich und konnte es nicht verhindern, daß der Feind ihn schließlich umgieng. Um nicht abgeschnitten zu werden, zog er sich bis zum Dorfe Rothenthurm zurück und erwartete in diesem Engpaß abermals den Feind. Dies war vom zweiten auf den dritten Mai geschehen. Inzwischen hielten die Weiber im Thale Wacht, sie hatten Hirtenhemden umgeworfen und sich durch weiße Binden ums Haupt kenntlich gemacht. Wo ein Plünderer des Weges kam, schlugen sie ihn mit ihren Morgensternen nieder; wo ein Hoffnungsloser aus dem Gefechte zurückgieng, faßten sie ihn mit Gewalt und schickten ihn nach Rothenthurm zurück. Reding warf hier am dritten Mai den wohl fünfmal stärkern Feind; allein seine eigne Einbuße von 236 Mann sagte ihm, daß das Land an solchen Siegen sterben müsse. Er begehrte und erhielt einen ehrenhaften Waffen-

stillstand; hingegen mußte Schwyz die helvetische Constitution annehmen.

Das Aarauer Tagblatt vom Januar 1862 enthielt folgende Meldung aus dem Kanton Zug: In Baar starb die 82jährige Frau Barbara Widmer, die 1798 bei Rothenthurm gegen die Franzosen mitgekämpft hatte.

Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798.

Die Nidwaldnerinnen zu Buochs und am Bürgenstad haben beim Kirchgange den Vortritt vor dem männlichen Geschlechte. Diese Ehre soll sich ihre Tapferkeit im Gefechte gegen den Grafen von Straßberg erworben haben, als dieser am 16. November 1315, da Herzog Leopold die Schwyzer am Morgarten angriff, der Verabredung gemäß in Unterwalden einfiel. Der beiderseitige Feind wurde bekanntlich am gleichen Tage besiegt. (Zürch. NeujahrsBl. der Feuerwerker 1818, 11.) Nidwalden und Obwalden machen von jeher einen Kanton aus und gehören einerlei Konfession an, doch die Frauentracht unterscheidet beide Landestheile. Die Obwaldnerin flicht ihren Zopf durchaus mit weißen Bändern ein, die Nidwaldnerin durchaus nur mit rothen. Letztere, sagt man, thun dies zum Andenken an den Vertilgungskampf, den sie 1798 an der Seite ihrer Männer und Söhne gegen die Franzosen zu bestehen hatten. Alle Landstriche der Schweiz hatten damals der Helvetischen Regierung gehuldigt, nur Nidwalden weigerte sich, den Eid auf die unter fremden Bajonnetten eingeführte neue Verfassung zu leisten. Die Regierung forderte daher den französischen General Schauenburg auf, mit Waffengewalt einzuschreiten. Das durch drei fanatische Priester irregeleitete Volk trotzte auf seine zweitausend Schützen und acht Kanonen, Alt und Jung besetzte die Grenzen, keulenbewaffnete Weiber blieben zur Vertheidigung der Dörfer zurück. Auf zehn Kriegsnauen und einem mit tausend Mann besetzten großen Floß landeten die Franzosen in Stansstad, es war der 9. September, ein Sonn-

tag. Bis Mittag dauerte die gegenseitige Beschießung, dann gerieth das Dorf in Brand, die Vertheidiger mußten ihre Stellung verlassen, der Feind rückte von mehreren Seiten zugleich gegen sie vor. Alles was nicht flüchten konnte, wurde gnadenlos niedergemetzelt, die Wuth der Franzosen, die durch die Kugeln der Scharfschützen stark gelitten hatten, kannte keine Grenzen. Unter den an jenem Tage umgekommenen Nidwaldnern zählt man allein 127 Weiber und Kinder, die auf der Flucht, oder in den Flammen der Wohnhäuser, ja selbst in der Kirche ihren Tod fanden. Diese Zahlen sind durch die an das helvetische Vollziehungs-Direktorium gleichzeitig erstatteten Amtsberichte jenes Jahres vollkommen verbürgt. Eine so große Schaar von Kindern war zu Waisen geworden, daß Schauenburg selbst eine Zeit lang täglich 1200 Mundportionen unter die Hungernden vertheilen ließ, bis die Vaterlosen nach und nach in den deutschen Kantonen untergebracht waren.

Als damals die Sturmglocke von Stansstad alle wehrhaften Männer unter die Waffen rief, wohnte unweit des Dorfes auf dem Aeußern Feld am Seeufer ein Greis Kaspar Engelberger. Man hieß ihn den alten Trommler, weil er in früheren Jahren in den Fremdregimentern Tambour gewesen war. Sein älterer Sohn war bereits mit den Scharfschützen fortgezogen, sein jüngerer lag gichtkrank daheim und wurde von der Schwester Anna verpflegt, der Vater selbst nahm seine alte Trommel und wirbelte den Sturmmarsch durchs Dorf. Als der halbtägige Kampf beendigt war und die Ueberlebenden in die Hochgebirge geflohen waren, schleppte sich der alte Kaspar nach seiner Hütte zurück. Kaum hier angekommen, war auch schon der plündernde Feind da. Geld sollte der Greis herschaffen, und das hatte er nicht. Während er Thüren und Schränke freiwillig öffnete, um das vergebliche Nachsuchen zu erleichtern, fiel hinter ihm ein Schuß, er sah den kranken Sohn neben der Schwester im Blute sich wälzen, wurde zugleich durch einen Kolbenschlag zu Boden geworfen und blieb ohnmächtig liegen. Die Tochter hatte eben noch Zeit gefunden, zu entrinnen und sich zu verstecken. Als sie aber das Knistern und

Prasseln der Hütte hörte, die von den Unmenschen indessen in Brand gesteckt worden war, eilte sie hervor, half dem Vater, dem die Besinnung zurückkehrte, auf die Füße und brachte ihn ins Freie. Kaum hatten sie die flammende Hütte hinter sich, so stürmte ein neuer Franzosenhaufe daher. Schon zückte einer gegen den Vater den Säbel, als Anna den Greis mit beiden Armen umschlang und dem Mörder zurief: Mich bring erst um, Unmensch! So lang ich lebe, sollst du die Hand nicht an meinen Vater legen! Ein edelmüthiger Soldat war Augenzeuge dieses Vorgangs, sprang zu Hülfe und schlug jenem den Säbel aus der Faust. Eines der französischen Schiffe lag zunächst am Strande, dorthin führte er Vater und Kind und gab Befehl, sie nach Luzern in Sicherheit zu bringen. (Vgl. Herzog, Erzähl. a. d. Schweizergesch. 180.)

Anna Maria Bühler von Ems. 2. Mai 1799.

Als am 2. Mai 1799 die Franzosen den Landsturm der Graubündner von Chur aus zurückwarfen und bis gegen Ems thalauf verfolgten, sammelte sich am Ende dieser Ortschaft die Masse der Flüchtigen noch einmal und hielt Stand. Rasselnd kam nun das französische Geschütz herangefahren, um in der nächsten Minute abzuprotzen und in den Menschenknäuel hinein zu feuern. Dies sah ein Mädchen des Dorfes mit an, die einundzwanzigjährige Anna Maria Bühler. Entsetzt über den hundertfältigen Tod, der den Ihrigen im nächsten Moment bevorstand, warf sie sich auf den Führer der ersten Kanone, schlug ihn mit einem Prügel todt und that dem Zweiten das Nemliche. Darüber entstand in der engen Dorfgasse eine Stockung. Diesen Vortheil benutzten die Bauern und schlugen die Franzosen zum Dorfe hinaus. — Anna Maria Bühler starb im November 1854. (Herzog, Erzähl. a. d. Schweizgesch. 183.)

BIBLIOTECA DELLA UNIVERSITÀ DI TORINO

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.